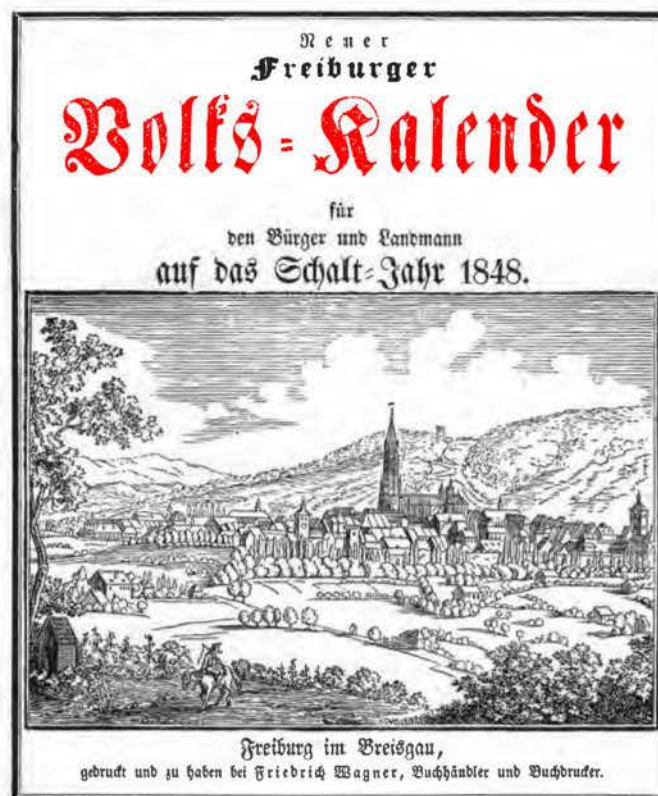


*Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
(„Schau-ins-Land“)*



102. Jahreshft

1983

Der
Christliche Hausfreund

für
den Bürger und Landmann
auf das Jahr
1851.



Freiburg.

Druck und Verlag von Franz Xaver Wangler.

Außenseite:

Freiburger Volkskalender 1848, vgl. unten S. 78

Innenseite des Umschlags:

Der christliche Hausfreund für den Bürger und Landmann auf das Jahr 1851,
vgl. unten S. 76

*Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
(„Schau-ins-Land“)*



102. Jahresheft

1983

Herausgegeben mit Unterstützung

des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg, der Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen sowie der Öffentlichen Sparkasse Freiburg.

Mitarbeiter des 102. Bandes:

BENDER, HELMUT, Dr. Cheflektor, Freiburg
BROMMER, HERMANN, Rektor, Merdingen
HEFELE †, FRIEDRICH, Dr. Stadtarchivdirektor i. R.
HUNDSNURSCHER, FRANZ, Dr. Erzbfl. Archivdirektor, Freiburg
KLUG, WOLFGANG, Städt. Obervermessungsrat, Freiburg
KNAPPE, BERNHARD, Dr. Studienrat, Kirchzarten
KRAMER, W. GERD, Studienprofessor, Freiburg
LAUBENBERGER, FRANZ, Dr. Stadtarchivdirektor i. R., Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Realschullehrerin, Freiburg
LUTZ, THOMAS, M. A., Doktorand, Freiburg
MEISSBURGER, HUBERT, Studiendirektor i. R., Mannheim
MEŠŤAN, ANTONIN, Dr. Univ.-Professor, Freiburg
OESCHGER, BERNHARD, Dr. Beauftragter für Volkskunde, Freiburg
OTT, HUGO, Dr. Univ.-Professor, Freiburg
SCHADEK, HANS, Dr. Stadtarchivdirektor, Freiburg
SCHNABEL, THOMAS, Doktorand, Freiburg
SCOTT, TOM, Dr. Univ.-Dozent, Liverpool
SONNTAG, KONRAD, Wiss. Mitarbeiter, Freiburg
SÜSS, ROLF, Städt. Verwaltungsrat, Freiburg
VETTER, WALTER, Prokurist, Freiburg
WILKE, KLAUSPETER, Studienrat, Wildtal

Schriftleitung: Prof. Dr. BERENT SCHWINEKÖPER, 7800 Freiburg i. Br.,
Grünwälderstraße 15, Telefon (07 61) 2 16/36 51

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland, Freiburg i. Br.,
Geschäftsstelle: Stadtarchiv, Grünwälderstraße 15
Postscheckkonto Karlsruhe 305 40-758 (BLZ 660 100 75)
Öffentliche Sparkasse Freiburg i. Br., 2028 602 (BLZ 680 501 01)
Bankhaus J. A. Krebs, Freiburg i. Br., 7590 (BLZ 680 301 00)
Bankhaus Mayer, Freiburg i. Br., 296 600 (BLZ 680 300 00)
Mitgliederbeitrag jährlich DM 30,— (Studenten, Schüler usw. DM 15,—)

Abkürzungen: Die verwendeten Abkürzungen nach den Vorschlägen von bzw. in
Anlehnung an Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte,
10. Aufl., 1965 ff., Bd. 1, S. 29—79.

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis KG, 7800 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis zum 102. Band

	Seite
TOM SCOTT	
Die Territorialpolitik der Stadt Freiburg im Breisgau im ausgehenden Mittelalter	7
FRANZ LAUBENBERGER	
Grablegen der Habsburger und St. Blasien	25
ANTONIN MĚŠTAN	
Friburgum slavicum	39
W. GERD KRAMER	
Blei, Silber und Glas	
Eine Studie zur Entwicklung des heimischen Bergbaus	47
WOLFGANG KLUG	
Kalender und Kalendarien	61
ROLF SÜSS	
Freiburger Volkskalender	71
THOMAS SCHNABEL	
Von der Splittergruppe zur Staatspartei, Voraussetzungen und Bedingungen des nationalsozialistischen Aufstiegs in Freiburg i. Br.	91
HUGO OTT	
Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/34	
I: Die Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg durch Martin Heidegger im April 1933	121
FRIEDRICH HEFELE †	
Johann Baptist Metzger von Staufen (1771—1844)	
Kupferstecher und Kunsthändler in Florenz	137
HUBERT MEISSBURGER	
Herkunft und Familie des Freiburger Barockbaumeisters und Stukkaturs Johann Joseph Meisburger (Meißburger)	155
HELMUT BENDER	
Philipp Merian und seine der Stadt Freiburg testamentarisch gemachten Stiftungen	185

Kleinere Beiträge

THOMAS LUTZ	
Ein Grenzkreuz des 14. Jahrhunderts vom Kaiserstuhl	197
RENATE LIESSEM-BREINLINGER	
Die Urbanprozession in Herdern und die Rebleute zur Sonne	203
HELMUT BENDER	
Aus der amtlichen Sammlung der Freiburger Polizeivorschriften von 1904	213
WALTER VETTER	
Ein weitgehend unbekannt gebliebener Besuch Adolf Hitlers in Freiburg	219

HELMUT BENDER	
Fribourg en Brisgau in „Alte Städte am Rhein“	223

Nachrufe

HERMANN SCHILLI (1896—1981)	
(Bernhard Oeschger)	227
WOLFGANG MÜLLER (1905—1983)	
(Hans Schadek)	229
ENTSPRECHUNG UND BEGRENZUNG.	
Zur Erinnerung an den Geschichtstheoretiker Wolfgang Müller.	
(Konrad Sonntag)	231

Besprechungen eingegangener Bücher

ALFRED GRAF VON KAGENECK, Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau. Der Breisgau 1740—1815, Freiburg 1981.	
(FRANZ LAUBENBERGER)	235
HEINRICH HEIDEGGER/HUGO OTT, St. Blasien. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche, Zürich 1983.	
(FRANZ HUNDSNURSCHER)	236
ST. BARTHOLOMÄUS ETTENHEIM, Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche, hg. von D. Weis, Zürich 1982.	
(HANS SCHADEK)	238
JEAN BRAUN, Rundgänge durch Burgen des Elsaß. Ingersheim/Colmar 1983. (BERNHARD KNAPPE)	239
HELMUT BENDER, Vom Hochrhein, Hotzenwald und südlichen Schwarzwald. Freiburg 1980. (BERNHARD KNAPPE)	240
HERMANN RAMBACH, Vom Wahrheitsgehalt Elztäler Volkssagen. Waldkirch 1983. (HANS SCHADECK)	241
ANTON MERKLE, Au im Hexental. Zur Geschichte des Breisgaurdorfes zwischen Schönberg und Schwarzwald. Hrsg. von der Gemeinde Au, Freiburg 1981. (HELMUT BENDER)	241
RUDOLF MORATH, Peter Mayer (1718—1800) — Der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, H. 69/70), Freiburg 1983.	
(HERMANN BROMMER)	241
J. P. HEBELS'S ALLEMANNISCHE GEDICHTE. Mit siebenundzwanzig Umrissen. Von JULIUS NISLE. Reprint der Zweitaufgabe von 1840. Mit einem Anhang von ROBERT FEGER „Zu Julius Nisle und seinem Werk“. Freiburg o. J. (1982?). (HELMUT BENDER)	242

ARTUR J. HOFMANN, Hansjakob und der badische Kulturkampf. Mit einer Einleitung von WALDEMAR KAMPF. Im Auftrag der Hansjakob-Gesellschaft hrsg. von Prof. Dr. Waldemar Kampf. Freiburg 1981. Hansjakob-Jahrbuch '82. Hrsg. von Waldemar Kampf und Max Weber. Kehl 1982. (HELMUT BENDER)	243
KARL KURRUS, Vu Gott un dr Welt. Alemannische Gedichte in Kaiserstühler Mundart. Mit einer Einführung von Raymond Matzen. Kehl 1981. (HELMUT BENDER)	244

Sammelbesprechung:

DIE BADISCHE REVOLUTION 1848—1849. Auszüge aus „Die deutsche Revolution 1848—49“ von HANS BLUM. Ausgewählt und mit einem Nachwort von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 5) Waldkirch 1981.	
KASPAR HAUSER. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Von ANSELM VON FEUERBACH. Neu herausgegeben und mit einer Einführung von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 6) Waldkirch 1981.	
ÜBER DEN SCHWARZWALD. Geographische, topographische, statistische, geognostische und naturhistorische Notizen sowie Angaben über die Holzarten im Schwarzwald, Beschreibung des Wildstandes, der Viehweiden, Insekten, Flößereien und einige Reisebeschreibungen aus dem Jahre 1817 von CARL FRIEDRICH VON SPONECK. Ausgewählt und mit einem Nachwort von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 7) Waldkirch 1982.	
VOR DEN KULISSEN. Geschichtliche und besinnliche Erzählungen von ERICH ROTH. (= Badische Reihe, Bd. 8) Waldkirch 1982.	
EMIL GÖTT, SELBSTGESPRÄCH. APHORISMEN. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Emil-Gött-Gesellschaft von VOLKER SCHUPP und REINHARD PIETSCH. Mit einem Nachwort von HANS KILLIAN. (= Badische Reihe, Bd. 9) Waldkirch 1982.	
DER UNBEKANNTE SCHEFFEL. Säckinger Episteln — Aus dem Hauensteiner Schwarzwald — Epistel aus Donaueschingen. Mit Geleitwort und Biographie von FRIEDRICH BENTMANN und einem Nachwort von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 10) Waldkirch 1982.	
„BADISCHES“. EIN LANDESGESCHICHTLICHES MOSAIK. Historische, literarische und biographische Beiträge von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 11) Waldkirch 1983.	
CARL SCHURZ, FLUCHT AUS DER FESTUNG RASTATT. Erinnerungen an die Badische Revolution. Mit einer Einführung von HELMUT BENDER. (= Badische Reihe, Bd. 12) Waldkirch 1983.	
(KLAUSPETER WILKE)	245

Die Territorialpolitik der Stadt Freiburg im Breisgau im ausgehenden Mittelalter

Von
TOM SCOTT

Der städtischen Eingemeindungspolitik der vergangenen zehn Jahre in der Bundesrepublik lagen bekanntlich mehrere, häufig umstrittene Motive zugrunde.* Im Fall von Freiburg darf allerdings nicht vergessen werden, daß eine vergleichbare Gebietserweiterung schon im 15. Jahrhundert stattgefunden hat. Innerhalb von 100 Jahren erwarb die österreichische Landstadt einen ländlichen Besitz, der bis ins 19. Jahrhundert intakt blieb, dessen Umfang erst in der Nachkriegszeit übertroffen wurde. Die Ursachen der damaligen Expansion sind nicht weniger widersprüchlich und komplex als die der modernen, doch hat bisher die Lokalforschung Freiburgs Territorialpolitik im Spätmittelalter nur gelegentliche und unzureichende Beachtung geschenkt.

Es mag zunächst verblüffen, daß eine Landstadt trotz ihrer Abhängigkeit von Österreich, die sie eines politischen Spielraumes eigentlich hätte weitgehend berauben müssen, dennoch in der Lage war, ein stadt eigenes Territorium aufzubauen und zu behalten. Hier stand Freiburg innerhalb Vorderösterreichs allerdings nicht allein. Im Breisgau reihte sich Breisach hinter Freiburg als Besitzerin eines herrschaftlichen Umlandes ein; auf dem Schwarzwald gelang es sowohl Villingen als auch Bräunlingen, ein Hoheitsgebiet im Umfelle der Stadt zu errichten, während die zerstreuten österreichischen Herrschaften in Schwaben immerhin die kleinen Stadtterritorien Riedlingen und Ehingen im Donautal aufweisen.¹

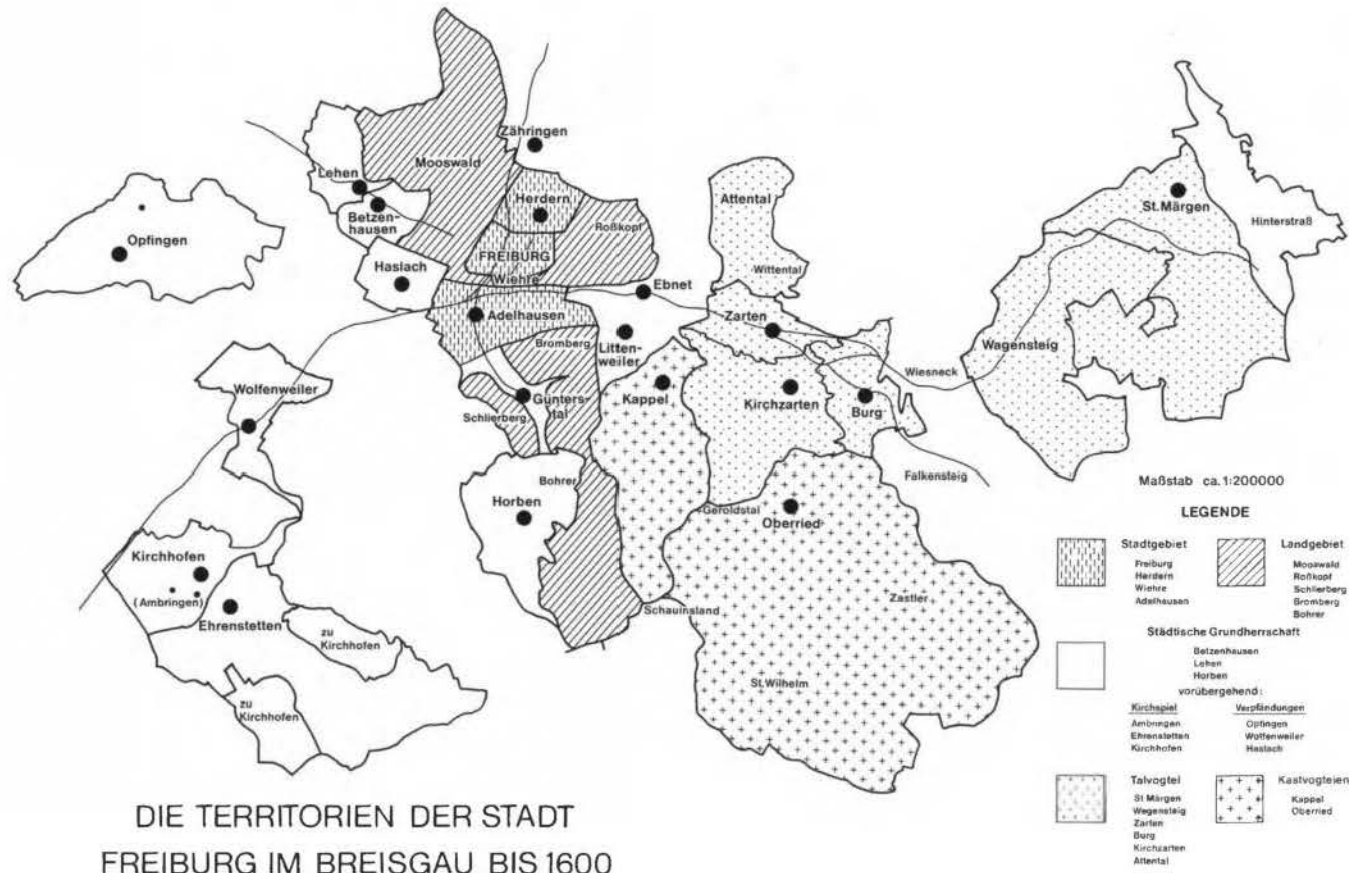
Bei dieser Aufzählung fehlen allerdings die österreichischen Städte im Oberelsaß und Sundgau. Die Gründe hierfür verdeutlichen aber, wie eine derartige Expansion den rechtsrheinischen Landstädten gelingen konnte. Die wesentlich älteren österreichischen Besitzungen im Elsaß bildeten — bis auf wenige Ausnahmen wie das Lebertal — fast ein geschlossenes Ganzes. Dort fehlte also die Zersplitterung, die im übrigen Vorderösterreich den Anlaß zur politischen und strategischen Sicherung gab, die durch eine Gebietserweiterung zu erreichen war. Hinzu kommt, daß die Habsburger ihre elsässischen Besitzungen von Anfang an nach territorialen Gesichtspunkten verwalteten. Die Ländereien im Oberelsaß und Sundgau wurden in Vogteien aufgeteilt, deren Verwaltungssitz in einer Amtsstadt lag. In dieser Weise wurden die politischen und verfassungsrechtlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land weitgehend nivelliert: Die Städte wurden verwal-

tungsmäßig nicht von ihrem Umland getrennt. Ähnliches läßt sich im Herzogtum Württemberg und in den badischen Markgrafschaften beobachten, wo sich die kleinen Amtsstädte gegenüber ihrem Umland selten zu selbständigen Kommunen entwickeln konnten.

Die Lage im Breisgau sah dagegen ganz anders aus. Die Habsburger kamen erst spät und nur stückweise zu Besitz. Die rechtsrheinischen Territorien konnten sie niemals konsolidieren, da die markgräflichen Herrschaften Hachberg und Rötteln-Sausenberg-Badenweiler unüberbrückbare Hindernisse auf dem Weg zum Territorium bildeten. Daher entwickelten sich die Herrschaftsverhältnisse auch anders.² Im Gegensatz zum markanten Gefälle zwischen reichsstädtischer Dekapole und unselbständiger Amtsstadt im Elsaß traten im Breisgau zwei Formen der Landstadt hervor: Die einfachen Landstädte, die einem Lehensherrn unterstanden, wie Staufen, Waldkirch, Kenzingen, Burkheim; dann die Territorialstädte, die der österreichischen Landeshoheit unmittelbar unterstellt waren — Freiburg, Breisach, Neuenburg, Endingen. Dieser Trennung wurde bezeichnenderweise auf den Landtagen Rechnung getragen, da lediglich die stadtherrenfreien Städte die Landstandschaft besaßen. Aus diesen Beobachtungen ist ersichtlich, daß die vier breisgauischen Territorialstädte eine Sonderstellung im vorderösterreichischen Untertanenverband einnahmen, die ihnen weitaus größere Bewegungsfreiheit und Einflußnahme als den übrigen Landstädten verschaffte. Für Freiburg trat insbesondere hinzu, daß der stärksten Metropole in Vorderösterreich politische Verantwortung und Führung zufallen mußten, solange die vorderösterreichische Regierung in der sonst völlig bedeutungslosen elsässischen Amtsstadt Ensisheim residierte. Dieser Umstand mag ferner den Blick dafür schärfen, daß eine selbständige Territorialpolitik Freiburgs durchaus im Interesse Österreichs liegen konnte, wenn sie zur Festigung der städtischen Machtposition beitrug. Bei der Beurteilung der Freiburger Erwerbspolitik in den 1490er Jahren verdient dieses Moment besondere Erwägung, wird aber in der bisherigen Literatur entweder übersehen oder verkannt.

Dies bedeutet aber nicht, daß die Stadt die Lösung von ihren Herren, den Grafen von Freiburg, und den Übergang an Österreich 1368 gleich zum Anlaß nahm, eine konsequente Territorialpolitik zu betreiben. Die Ursprünge dieser Politik werden wir auch falsch beurteilen, wenn wir unser Augenmerk lediglich auf den fortschreitenden Gebietserwerb richten. Der Begriff Territorialpolitik darf zunächst nicht so eng aufgefaßt werden, als handele es sich ausschließlich um den Kauf von Dörfern und Ländereien. Die Einflußnahme der Stadt auf das Land gestaltete sich mehrschichtig und mehrseitig durch Bündnisse, Öffnungsrecht und Ausbürgerverträge.³ Vor allem kann Territorialpolitik nicht *in vacuo* gesehen werden; sie muß vielmehr in das Gesamtgefüge der städtischen Interessenpolitik eingeordnet werden, deren letzte und radikalste Konsequenz sie war. Auch Freiburgs Territorialpolitik nur aus dem Geflecht der Stadt-Land-Beziehungen interpretieren zu wollen, führt in die Irre, da letztere wiederum durch die Lage der Stadt nach 1368 bedingt und geformt wurden. Welche Veränderungen in dieser Gesamtlage ergaben sich aus dem Übergang an Österreich?

Abb. 1



DIE TERRITORIEN DER STADT
FREIBURG IM BREISGAU BIS 1600

Die Emanzipation von ihren Grafen war für die Stadt politisch zwar vorteilhaft, da sie sich innerhalb des vorderösterreichischen Herrschaftsverbandes relativ frei bewegen konnte, zumal der Landesherr im entfernten Innsbruck bzw. Wien saß, brachte jedoch eine finanzielle Katastrophe mit sich. Die riesigen Summen, die die Stadt für ihren Loskauf und die Unkosten des Befreiungskriegs aufzubringen hatte, wurden von der österreichischen Abfindung, die die Herzöge ohnehin erst in Raten nach vielfachen Verpfändungen auszuzahlen vermochten, keinesfalls wettgemacht.⁴ Die Darlehen, die Freiburg vornehmlich von Basler Bürgern aufzunehmen gezwungen wurde, ergaben innerhalb von fünf Jahren einen Schuldenberg, der sich auf annähernd 120 000 fl belief, eine für die damalige Zeit schier unvorstellbare Summe.⁵ Die jährliche Verzinsung und Tilgung der Schuldsomme belasteten das ganze 15. Jahrhundert hindurch den städtischen Haushalt. Erst Mitte des 16. Jahrhunderts wurde Freiburg finanziell einigermaßen wieder solide.⁶ Die Schuldenlast lähmte das gesamte Wirtschaftsleben der Stadt. Hohe direkte und indirekte Steuern vertrieben Einwohner und schreckten mögliche Zuziehende zugleich ab; an eine expansive Wirtschaftspolitik war nicht zu denken, weil Kapital für Investitionen von der Schuldentilgung und Zinszahlung weitgehend beansprucht wurde. Daß die Stadt nicht bankrott machte (wie mehrere deutsche Städte im 15. Jahrhundert), zeugt von ihrer verbissenen Überlebenskraft.⁷

Die Verschuldung der Stadt war deswegen so verhängnisvoll, weil auch ihre wirtschaftliche Kraft nachließ. Die Blüte des 13. und 14. Jahrhunderts hatte sich aus einem ausgedehnten Fernhandel entwickelt, der auf dem Ertrag des Silberbergbaus am Schauinsland beruhte. Ab Mitte des 14. Jahrhunderts gingen Ertrag und Investitionen jedoch stark zurück, vor allem wegen des technisch immer schwieriger und kostspieliger werdenden Abbaus.⁸ Der damit einsetzende wirtschaftliche Niedergang hatte einen auszehrenden Bevölkerungsverlust zur Folge, der die Steuerkapazität der verbleibenden Einwohner reduzierte und damit die Schuldentilgung zusätzlich erschwerte. Die Kaufleute, die der Stadt ihr wirtschaftliches Gepräge gegeben hatten, zogen sich immer häufiger aufs Land zurück, wo sie in den niederen Adel aufgingen.⁹ Übrig blieb nur die Masse der einfachen Handwerker, die sich einer schrumpfenden wirtschaftlichen Existenz gegenübersehen. Somit sank die Stadt auf das Niveau einer gewerblichen Mittelstadt zurück, deren Wirtschaft zunehmend von den Interessen der Zünfte geprägt wurde, die 1392 zum ersten Mal größere politische Macht errangen, um sich dann im Laufe des 15. Jahrhunderts als tragende politische Kraft durchzusetzen.

Im Kontrast zu den Zeiten des Fernhandels lebte Freiburg zunehmend vom Warenaustausch mit dem Umland; die handwerklichen Erzeugnisse wurden mit der Landbevölkerung gegen Zufuhr von Agrarprodukten auf dem Markt getauscht. Die Beziehungen zum unmittelbaren Umland gewannen daher an Bedeutung und wurden nach 1368 einer starken Wandlung unterzogen. Schon vor 1368 hatten selbstverständlich Bevölkerungszuwachs und Ressourcenknappheit zum Vordringen der Stadt auf das platte Land geführt. Neue Vororte wurden gegründet bzw. schon vorhandene Siedlungen einverleibt. Die umfangreichen Wäldereien der Stadt, die noch heute zum großen Teil existieren, stammen vorwiegend aus

Erwerbungen des 14. Jahrhunderts.¹⁰ Hinzukam, daß einzelne Bürger und Körperschaften Grundbesitz und Einkünfte auf dem Land erwarben — das markanteste Beispiel ist wohl das Heiliggeistspital. Die Anziehungskraft der aufblühenden Stadt führte dazu, daß umliegende Adlige das Bürgerrecht kauften, sich Stadthäuser zulegte, wo sie sich in geselliger Umgebung vergnügten und sich von der rauen und unbequemen Existenz auf ihren Rattennestern erholen konnten. Aber auch Bauern konnten sich mit Duldung ihrer Herren das Bürgerrecht erwerben; viele Untertanen der Grafen von Freiburg auf dem Lande leisteten den Bürgereid und kamen daraufhin in den Schutz und Schirm der Stadt.

Nach der Befreiung von ihrer unmittelbaren Herrschaft mußte die Stadt vor allem ihren politischen Einfluß auf das Umland erhalten und festigen. Es wäre aber verfehlt zu glauben, daß diese Politik zuerst oder vorsätzlich über den Aufbau eines Territoriums erfolgte. Vielmehr lag es der Stadt daran, die Beziehungen zum Adel zu klären, die durch den Befreiungskrieg sehr getrübt wurden, da die Mehrheit des breisgauischen Adels auf der Seite Graf Egons gegen die Stadt gekämpft hatte. Schließlich kontrollierte der Adel das platte Land, konnte also der Stadt nach Belieben ihre Existenz abschneiden durch Verbote an die Untertanen, die Stadt mit Lebensmitteln zu beliefern. Dies kommt 1476 sehr plastisch zum Ausdruck, als der Rat eine grundlegende Überprüfung und Reform der städtischen Verwaltung vornahm. Bei der ständigen Suche nach neuen Einnahmequellen gedachte der Rat, den Adel stärker zur Kasse zu bitten durch Erhöhung seines jährlichen Steuerpauschalbetrags, des sogenannten Satzes. Der vorderösterreichische Landvogt, Wilhelm von Rappoltstein, selbst Mitglied eines angesehenen elsässischen Adelsgeschlechts, wies aber darauf hin, daß sich der Adel dadurch rächen möchte, daß er die Lebensadern der Stadt durchschneide. Der Rat nahm daraufhin von seinem Plan Abstand:

„So möchten die edellut mit iren armen luten bestellen, das sy die statt mit fruchten zufüren vermitteln, und stünd allerhand sorgen und abgangs uff den dingen.“¹¹

Die Stadt konnte den Adel in der Tat nicht entbehren. Die Verfassung von 1392 hatte vorgeschrieben, daß der Bürgermeister ein Adliger sein mußte; ein Teil des Rats sollte durch Adlige besetzt werden, obgleich es im Laufe des 15. Jahrhunderts immer schwieriger wurde, sie dazu zu verpflichten. Doch waren auch handfeste Vorteile für die Stadt mit der Aufrechterhaltung guter Beziehungen zum Adel verbunden. Die adligen Ausbürger trugen durch ihre Steuersätze und das Weinungeld nicht unwesentlich zu den städtischen Einnahmen bei. Ihre militärischen Dienste standen der Stadt bei den vielen Reiszügen des 15. Jahrhunderts zur Verfügung. Im allgemeinen stellte ihr Bürgerrecht schlechthin eine wichtige politische Beziehung zum Umland dar, obgleich der Erwerb von bäuerlichen Ausbürgern das Verhältnis zwischen Stadt und Adel oft trübte.

Der Erwerb von bäuerlichen Ausbürgern (Pfahlbürgern) war nun der erste direkte Schritt auf dem Weg zur Ausdehnung der städtischen Einflußsphäre auf das Umland, der allerdings schon lange vor 1368 gemacht wurde. Mit der Herausbildung von geschlossenen Territorien im 15. Jahrhundert, vor allem den Bestrebungen der Markgrafen von Baden, wurde die Aufnahme von bäuerlichen

Ausbürgern von zunehmenden Schwierigkeiten begleitet. Ihr Status bedeutete ja, daß sie aus dem dörflichen Rechts- und Steuerverband ausschieden und sich städtischen finanziellen und militärischen Pflichten unterwarfen. Schon beim Übergang an Österreich hatte sich Freiburg gegenüber den Markgrafen und anderen Herren im Breisgau verpflichten müssen, sich ihrer Ausbürger zu entledigen.¹² Dennoch konnte Freiburg — und in kleinerem Umfange auch Breisach — seine bäuerlichen Ausbürger hinüberretten und trotz ausgedehnter Rechtsprozesse das 15. Jahrhundert hindurch halten. In dieser Hinsicht stellte Freiburg unter den südwestdeutschen Städten durchaus eine Ausnahme dar.¹³

Warum wollte Freiburg an diesen Ausbürgern so zäh festhalten, brachten sie doch der Stadt nur zunehmend Ärger mit den benachbarten Dorfherren? Schließlich waren die Ausbürger jedoch ein Mittel, die sehr geschwächte demographische, finanzielle und militärische Lage der Stadt so lange zu stützen, als die Stadt ihre interne Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur nicht sanieren konnte, abgesehen davon, daß Freiburg bei den Bauern gleichsam eine Gefolgschaft schuf. Daß Freiburg seine Ausbürger ins 16. Jahrhundert hinein beibehielt, war allerdings nur auf Kosten einer rechtlichen Gleichstellung mit den herrschaftlichen Leibeigenen zu erreichen.¹⁴ Dennoch sah sich die Stadt gezwungen, zwischen 1505 und 1549 drei der größten Ausbürgergemeinden — Waltershofen, Merdingen und Neuershausen — gegen eine hohe Abfindung an die Dorfherren (die übrigens alle adlige Ausbürger waren) zu veräußern und die rechtliche Hoheit damit aufzugeben. Trotzdem hielt sich eine stattliche Zahl von Ausbürgern in anderen Dörfern des vorderösterreichischen Breisgaus, bis die Stadt gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Entschluß faßte, ihrer ganz ledig zu werden.¹⁵

Der Schwerpunkt der städtischen Territorialpolitik hatte sich bis dahin längst von der Aufnahme von bäuerlichen Ausbürgern auf den Erwerb eines Landgebiets verlagert.

Die Beziehungen der Stadt zu ihrem Umland müssen nicht nur nach politisch-rechtlichen, sondern ebenso sehr nach wirtschaftlichen und strategischen Kriterien beurteilt werden. Der Umschwung vom Fernhandel auf den Umtausch mit dem unmittelbaren Absatzgebiet ließ die ökonomische und verkehrspolitische Bedeutung des Umlandes viel stärker in den Vordergrund treten. Hier war es für die Stadt geradezu fatal, daß ihr wirtschaftlicher Niedergang mit einer Epoche aufblühender ländlicher Wirtschaft einherging, die jenen wiederum beschleunigte. Schon 1446 beschwerte sich die Stadt:

„wie ein statt fryburg ... mercklich zü abgang komen sigen durch das, das alle gewerb und handtwerck uff dem land geuffet werden.“¹⁶

Diese Klage, die sich während des 15. und 16. Jahrhunderts immer häufiger wiederholt, wurde von den breisgauischen Städten auf dem Landtag regelmäßig vorgetragen.¹⁷ Daß der Freiburger Markt und die städtischen Zolleinnahmen stark darunter litten, bestätigte die Stadt 1486 in einer Eingabe an Erzherzog Siegmund:

„unser merckt gond ab, alle gewerb, salcz, ysen, tüch, und ander kouff fronwagen, alle handtwerk und badstuben werden umb uns gemeret, und mag sich der gemain man nit enthalten.“¹⁸

Der Freiburger Markt wurde aber auch durch die Konkurrenz neuer Landmärkte gefährdet, die vor allem in der Markgrafschaft Baden aufkamen.¹⁹ Waren diese Dorfmärkte, die einmal in der Woche abgehalten wurden, nicht einzeln in der Lage, den täglichen und vielbesuchten Freiburger Markt zu beeinträchtigen, so stellte doch ihre Summierung eine ernsthafte Konkurrenz dar — gleichsam eine Reihe von kleinen Nadelstichen, die zusammen eine breite Wunde aufrissen.

Noch ärger für den Ausfall an Zoll- und Markteinkünften war die Anlage neuer Handelsstraßen von der Rheinebene über den Schwarzwald, die die Zollstationen der von Freiburg beherrschten Straßen umgingen und am städtischen Markt vorbeifuhren. Verkehrsstrategisch lag Freiburg nämlich nicht auf einer Nord-Süd-Achse, denn die Rheinstraße verlief am elsässischen Ufer, sondern vielmehr auf einer Ost-West-Achse, die durch das Dreisamtal über die Höllsteige und die Wagensteige nach Donaueschingen und Villingen führte. 1467 wurde aber eine Wagenstraße über den Simonswald gelegt, die die Markgrafschaft Hochberg mit Furtwangen und dem östlichen Schwarzwald verband. Freiburg protestierte energisch:

„dadurch vorab unser gnedigen herrschaft von Österrich und ein gemein nucz diser stat mercklicher abgang an zöllen und gevellen zu gefügt worden.“²⁰

Erst 1483 gelang es Freiburg und Villingen nach mehreren Versuchen, diese Straße für längere Zeit zu verfallen und zu sperren.²¹ Damit war aber die Gefahr einer solchen Konkurrenz mitnichten gebannt. 1496 wurde eine neue Straße durch das Prechtal nach Hornberg errichtet;²² und im 16. Jahrhundert kam es immer wieder zu Versuchen, nicht nur den Saumtierpfad durch den Simonswald zu einer Wagenstraße nochmals auszubauen, sondern ebenfalls eine zweite Straße durch das Glottertal nach St. Peter zu legen.²³ Es ist dabei verständlich, daß sich die Stadt mit zunehmender Dringlichkeit der Kontrolle ihres lebenswichtigen Umlandes annehmen mußte.

Damit gelangen wir zum eigentlichen Problem der Freiburger Territorialpolitik im Spätmittelalter. Abermals gilt es zu betonen, daß sich die territorialen Bestrebungen der Stadt nach 1368 nicht in einer einzigen umfassenden und konsequent durchgeführten Landerwerbspolitik erschöpften. Dies wird aus einer systematischen Aufzählung ersichtlich, die die Erwerbungen nach drei getrennten Kriterien aufgliedert:

1. Arrondierung des eigentlichen Stadtgebiets durch Eingliederung von angrenzenden Vororten und Dörfern. Hierunter fallen:

- a) 1412 Kauf des Dorfes Adelhausen als Pfandschaft von Österreich, d. h. Erwerb jenes Dorfteils, der außerhalb der Stadtgemarkung lag, denn ein anderer Teil des Dorfes, Alt-Adelhausen genannt, kam schon 1368 mit der Stadt zusammen an Österreich. Diese Pfandschaft wurde allerdings 1456 kurz zurückgelöst und an Dritte weiter vergeben, um dann 1459 endgültig an die Stadt zurückzukehren. Somit gelangte die Stadt in den Besitz des ausgedehnten Adelhauser Bannes mit beträchtlichem Waldbesitz, worum sie bald in einen heftigen Streit mit Kloster Günterstal geriet.²⁴
- b) 1510 endgültiger Erwerb des sogenannten Burgrechts und der Leute zu Alt-Adelhausen von Bartholome Snewlin nach fast hundertjährigem Tauziehen.

Damit konnte die Stadt die Rechtshoheit über ihre südlichen Vororte endlich in ihrer Hand vereinigen, obgleich sie sich stets bemühte, der besonderen Stellung des verpfändeten Dorfes Adelhausen Rechnung zu tragen, indem sie getrennte Dorfgerichte für Wiehre und Alt-Adelhausen einerseits und für das Dorf Adelhausen andererseits besetzte und bestellte.²⁵

- c) 1457 Kauf des Dinghofs und des Dorfs zu Herdern von der Freiburger Deutschordenskommande um 2550 fl. Dieser Kauf zog Rechtsschwierigkeiten nach sich, denn das Obereigentum lag bei den Grafen von Fürstenberg, die behaupteten, der Orden hätte das Lehen ohne ihre Einwilligung übernommen. Obgleich Herdern bei der Stadt blieb, entbrannte Anfang der 1460er Jahre ein bitterer Rechtsstreit zwischen den Einwohnern und dem Rat, dem sie verschiedene Eingriffe in ihr altes Dorfrecht vorwarfen. Erst 1538 gelang es Freiburg, das Obereigentum von Fürstenberg um 575 fl zu erkaufen; damit wurde endlich der Weg frei, Herdern als gleichberechtigten Vorort in die Stadt einzugliedern.²⁶

2. Der Erwerb von Dörfern außerhalb des unmittelbaren Stadtgebiets. Hierzu sind zuzurechnen:

- a) 1381 Betzenhausen um 18 Mark Silber (etwa 135 fl). Das Dorf wurde nicht in den Stadtverband aufgenommen, sondern blieb Teil des Landgebiets. Den Einwohnern wurde das Bürgerrecht verwehrt, sie durften den städtischen Zünften nicht beitreten. Sie wurden wie feudale Untertanen behandelt, mußten Frondienste im Mooswald leisten und kamen nicht einmal in den Genuß von Zollvergünstigungen.²⁷
- b) 1496 Erwerb der drei verpfändeten markgräflichen Dörfer Opfingen, Wolfenweiler und Haslach von Beatrix von Munzingen um 2 900 fl, wovon nur 1 700 fl ausbezahlt wurden; die restlichen 1 200 fl wurden in eine jährliche Gülte von 60 fl umgewandelt. Diese Dörfer aber blieben nicht lange bei der Stadt, denn 1503 wurde die Pfandschaft eingelöst, und damit kehrten die Dörfer an die Markgrafschaft Baden zurück.²⁸
- c) 1543 kaufte Freiburg die Herrschaft Kirchhofen um 11 000 fl von den Erben von Hans Christoph von Hattstatt. Innerhalb von zwei Jahren verkaufte sie die Stadt jedoch weiter an den kaiserlichen Hofrat Dr. Andreas Könritz.²⁹
- d) 1582 erwarb Freiburg einen Herrschaftsanteil am Dorf Horben um 2 600 fl und baute seinen Besitz danach so aus, daß es Anfang des 18. Jahrhunderts das gesamte Dorf unter seiner Grundherrschaft vereinigen konnte.³⁰
- e) Schließlich kaufte Freiburg 1587 das Dorf Lehen von den Erben der Herren von Stadion um 24 000 fl. Damit war der recht uneinheitliche Erwerb von Dörfern, dessen Schwerpunkt eher im 16. Jahrhundert lag, zu Ende.³¹

3. Der Aufbau eines ländlichen Territoriums im Dreisamtal.

Zunächst ist auffallend, wie lange Freiburg zögerte, diesen angesichts seiner prekären Lage doch naheliegenden Schritt zu tun. Die Zerstörung der Raubritterburgen Birchiberg und im Dreisamtal Falkenstein, die die Stadt zwischen 1379 und 1391 vornahm³² (die wilde Schneeberg hatte man schon Anfang des 14. Jahrhunderts zerstört und 1365 das Gelände erworben),³³ wurde nicht als Ausgangs-

punkt für die Errichtung eines Territoriums benützt, wie es in anderen Städten geschah.³⁴

Erst 1462 setzte der erste Ankauf ein. In jenem Jahr entschloß sich der Rat, die gesamte Grundherrschaft der Abtei St. Märgen um 4 800 fl zu kaufen: d. h. die nachherigen Vogteien St. Märgen, Wagensteig und Zarten; und er rundete seine Hoheit im folgenden Jahr durch den Erwerb der Kastvogteirechte von Hans von Landeck um weitere 1 000 fl ab.³⁵ Dreißig Jahre mußten allerdings verstreichen, ehe sich die Stadt anschickte, die territoriale Lücke zwischen Zarten und dem Stadtgebiet zu schließen. Zwischen 1491 und 1495 wurden Dorf und Schloß Kirchzarten von Dietrich von Blumeneck und Konrad von Halfingen erworben; 1493 dann die Gerichtshoheit zu Himmelreich von Martin von Blumeneck; 1499 das Attental als österreichische Pfandschaft von der Abtei St. Peter; schließlich 1502 die drei Erlenhöfe und der Jahrzoll zu Zarten von den Grafen von Fürstenberg. Diese Käufe machten insgesamt 3 285 fl aus.³⁶

Das Gut Birkenreute, das die Stadt 1462 auch mitzuerwerben trachtete, kam erst 1556 endgültig in städtischen Besitz für die durch Inflation hochgetriebene Summe von 4 050 fl.³⁷

Diese Ländereien wurden zwar in einer Verwaltungseinheit zusammengefaßt, der sogenannten Talvogtei, die bis zum Übergang an Baden 1806 bestehen blieb; die Gebiete bildeten aber nie ein geschlossenes Territorium; die Stadt unternahm offenbar keine weiteren Versuche, die empfindliche Lücke bei Ebnet zu schließen. Dennoch hatte sie mit der Errichtung der Talvogtei die wesentliche Voraussetzung für die Kontrolle des Dreisamts und des Zugangs zum Schwarzwald geschaffen. Dieser sehr bedeutende Erwerb wurde 1495/96 beträchtlich ergänzt durch die Übernahme der Kastvogteien beider Klöster Oberried. Das Kloster Oberried in der Stadt hatte die Grundherrschaft im Kappler Tal inne, während das Kloster im Wald — im St. Wilhelmstal — die gesamte Gemarkung Oberried von Geroldstal bis auf Hofgrund kontrollierte.³⁸ Zusammen bildeten diese Territorien einen großen Block oberhalb Kirchzartens, der zwar nie in die Talvogtei eingegliedert werden konnte, deren Kastvogteien aber der Stadt einen wesentlichen Einfluß im Zentrum ihrer Machtinteressen verschafften.

Wie sind nun diese drei getrennten Richtungen der städtischen Territorialpolitik zu verstehen?

Da Freiburgs Territorialpolitik im ausgehenden Mittelalter kein Einzelfall ist, mag ein Vergleich mit anderen Städten Aufschluß über Ursachen und Ziele dieser Politik geben. Anhand ihrer Untersuchung über Lübeck und Zürich hat Elisabeth Raiser eine Typologie der Hauptentwicklungsphasen städtischer Territorialpolitik herausgearbeitet. Danach lassen sich fünf Stufen unterscheiden:

- Ausbau der städtischen Allmende und des Waldes (Stadt- oder Feldmark);
- Erwerbungen außerhalb der Stadt von Gütern und Einkünften seitens einzelner Bürger oder Körperschaften (im Gegensatz zu einer bewußten, vom Rat vorangetriebenen städtischen Erwerbspolitik);
- Gelegenheitskäufe durch die Stadt (= den Rat) selber;
- Eine zielbewußte expansive Territorialpolitik seitens der Stadt;

— Ausbau und Konsolidierung des erworbenen Territoriums bzw. herrschaftlicher Rechte durch die Stadt.³⁹

Legen wir diese Maßstäbe an die Entwicklung in Freiburg, stellen wir sofort eine weitgehende Übereinstimmung im zeitlichen Ablauf fest. Die ersten zwei Phasen sind in Freiburg schon vor 1368 zu beobachten. Gelegenheitskäufe dagegen treten erst im ausgehenden 14. Jahrhundert auf, vor allem das Beispiel Betzenhausen. Dem späteren Erwerb von Dörfern bleibt auch etwas von diesem Charakter anhaften. Daß erst danach die eigentliche Territorialpolitik einsetzt, bestätigt sich im Falle Freiburgs vollauf; die Erwerbungen im Dreisamtal erfolgten zwischen 1462 und 1502 (bzw. 1556); sie wurden relativ schnell abgeschlossen, so daß im 16. Jahrhundert nur noch die Konsolidierung des Territoriums durch administrative Vereinheitlichung übrigbleibt. Weder an seinem Umfang noch an seiner Verwaltung ändert sich danach Grundlegendes.

Der äußere Verlauf der Freiburger Territorialpolitik scheint also nichts Überraschendes oder Abweichendes aufzuweisen. Bei näherer Betrachtung treten jedoch erhebliche Zweifel auf. Am einfachsten zu erklären ist wohl die Abrundung des eigentlichen Stadtgebiets, obschon der Erwerb von Rechten zu Adelshausen sehr verzwickte Jurisdiktionsfragen aufwarf. Für Herdern spielten aber andere Momente mit. Im Gegensatz zu Betzenhausen etwa war Herdern ein wohlhabendes Dorf, dessen Einwohner nicht nur vom Wein- und Ackerbau lebten, sondern ebenfalls vom Anbau des weitaus selteneren und wertvollen Safrans.⁴⁰ Daß fiskalische Gründe beim Kauf den Ausschlag gaben, zeigen die Versuche Freiburgs, ab 1463 die alten Maße und Gewichte zu ändern, die Gerichtsbußen gänzlich zu kassieren und den höheren Fremdenzoll einzuführen.⁴¹ Die Irrungen ließen nicht nach, sondern brachen 1481 erneut aus.⁴² Beim Erwerb von Dörfern außerhalb des Stadtgebiets fällt auf, daß die Käufe nicht nur chronologisch schwer einzuordnen sind, sie scheinen lange Zeit wenig Konsequenz zu zeigen. Betzenhausen war sicherlich ein Gelegenheitskauf. Das Dorf war zu klein und unbedeutend, um der Stadt viel einzubringen; es konnte wohl nie der Ausgangspunkt zur Errichtung eines Landgebiets im Freiburger Becken werden. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts gehörte es schon Bürgern von Freiburg;⁴³ 1381 wurde es schon einmal zum Verkauf angeboten: beim geringen Kaufpreis stand einem Zugriff der Stadt nichts im Wege.

Daß es der Stadt nicht primär darauf ankam, ihren Einfluß über die westlich von ihr gelegenen Gebiete auszudehnen, verdeutlicht die kurzfristige Übernahme der markgräflichen Dörfer Opfingen, Wolfenweiler und Haslach. Diese Übernahme, deren Anlaß ein Erbschaftsstreit war, erfolgte ausdrücklich auf Wunsch von König Maximilian, der Freiburg als Treuhänder bis zur Austragung des Rechtsstreites einsetzen wollte. Daß die Stadt dagegen erhebliche Bedenken hegte, geht eindeutig aus einer Notiz des damaligen Stadtschreibers Ulrich Zasius hervor:

„Es ist an ein rat getragen und geworben, die pfandschaft opfingen, wolfenweiler, hasla an sich ze lösen; das ward in eim rat von geredt und menigerley ermessen, gwin und verlust, vor und nachteil, nutz und bswärd, brunst, kriegslöff, königliche maiestät uns mächtiger möcht achten, dann wir

wären, etc, und vil andre stuck betracht. Und ist mit ächtwer, nuw und alten räten erkent, den anzenemen.⁴⁴

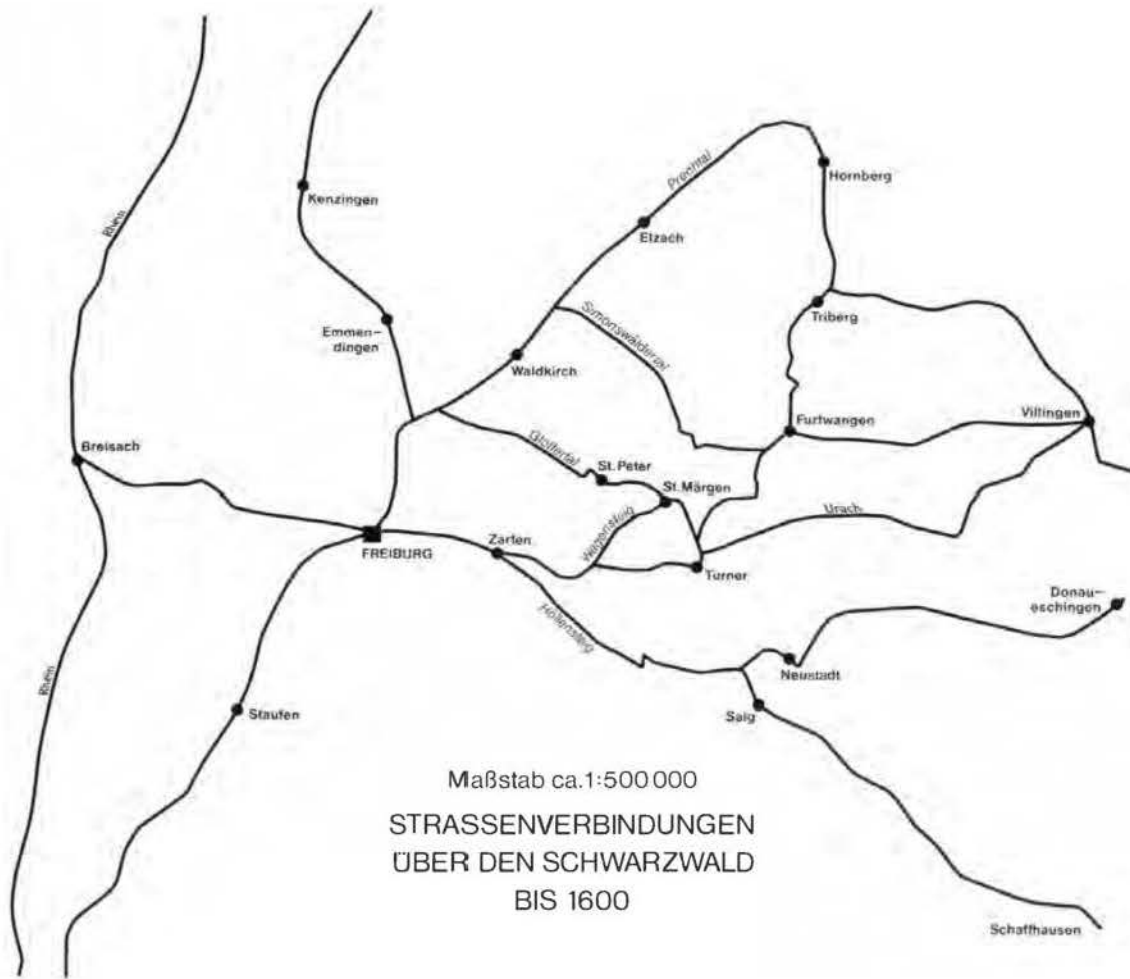
Der Befürchtung, daß Maximilian die finanzielle Belastbarkeit der Stadt überschätzte, stellte sich wohl die Abneigung der Stadt gegenüber, sich mit den Markgrafen von Baden anzulegen. Die Übernahme der drei Dörfer erfolgte just in der Zeit, in der die Erwerbungen im Dreisamtal ihren Höhepunkt erreichten. Wenn die Stadt ein genuines Interesse an einer Machterweiterung im Westen besessen hätte, hätte sie sich wohl bei dieser günstigen Gelegenheit alle Mühe gegeben, die Pfandschaft zu behalten.

Der Erwerb von Kirchhofen 1543 wirkt noch abwegiger, was dem Rat auch bald einleuchtete, denn er stieß die Herrschaft nach zwei Jahren wieder ab. Ich bin geneigt, den kurzen Besitz von Kirchhofen ebenfalls als Gelegenheitskauf anzusehen, zumal es der Stadt ab 1540 endlich wieder finanziell besser ging, so daß solche spekulative Transaktionen durchaus im Bereich des Erwägbaren lagen. Allerdings hatte Freiburg im sogenannten Kirchspiel — Kirchhofen, Ambringen, Ehrenstetten — eine stattliche Ausbürgergemeinde ins 16. Jahrhundert hinüberretten können, so daß der Kauf der Herrschaftsrechte dem Schutz seiner Untertanen mitunter gedient haben mag. Beim Erwerb von Horben und Lehen wirkte offenbar ein abrundendes Moment mit, das nicht weiter zu verwundern braucht. Immerhin verdient es, darauf hingewiesen zu werden, daß ab etwa 1550 die Stadt zum ersten Mal seit zweihundert Jahren teilweise erhebliche Überschüsse im jährlichen Haushalt zu erzielen begann. Daher mag der Erwerb der zwei Dörfer als eine mögliche Kapitalanlage betrachtet werden. Nach den jüngeren Forschungen von Norbert Ohler legte die Stadt ihre Überschüsse in diesem Zeitraum auffallenderweise sonst überhaupt nicht an, sondern trug sie im laufenden Haushalt von Jahr zu Jahr vor.⁴⁵

Die Gründe für den Aufbau des Territoriums im Dreisamtal mögen angesichts der oben geschilderten wirtschaftlichen und verkehrsstrategischen Interessen der Stadt zunächst so überzeugend erscheinen, daß die bisherige Forschung verständlicherweise von einer gezielten und konsequenten Politik ausgegangen ist. Diese Auffassung bedarf jedoch einer eindringlichen Überprüfung. Daß die allgemeine Lage der Stadt eine Gebietserweiterung im Dreisamtal nahegelegt habe, braucht nicht weiter bestritten zu werden. Nur darf man deswegen nicht daraus schließen, daß die Stadt immer mit der Konsequenz besserer Einsicht gehandelt habe. Ausschlaggebend ist vor allem, daß die städtische Territorialpolitik nicht nur nach den subjektiven Bedürfnissen, sondern ebenso sehr nach den objektiven Möglichkeiten beurteilt werden muß. Aus dieser Perspektive gewinnt die Errichtung der Dreisamer Talvogtei einen ganz anderen Charakter.

Es ist zunächst augenfällig, daß der Erwerb der St. Märgener Grundherrschaft lediglich fünf Jahre nach dem Kauf von Herdern geschah. Zwischen 1457 und 1463, in einer Zeit also, wo die städtische Wirtschaft ihren Tiefpunkt erreicht hatte, gab die Stadt 8300 fl für Besitzerwerb aus, eine Summe, die das damalige Jahreseinkommen der Stadt um einiges übertraf. Rechnet man doch den Rückkauf des verpfändeten Dorfes Adelhausen 1459 hinzu, das zusammen mit dem Schultheißenamt und Herrschaftszoll als weitere Verpfändungen 2000 fl aus-

Abb. 2



machte,⁴⁶ so brachte die Stadt binnen kürzester Zeit eine nie zuvor gekannte Summe für Landerwerbe auf. Dieser Umstand mag zunächst den Verdacht erhärten, daß sich die Stadt vorsätzlich aus ihrer prekären Lage bei der Gefahr zusätzlicher hoher Verschuldung herauskaufen wollte. Diese Vermutung ist zwar nicht von der Hand zu weisen, obschon der Kauf von St. Märgen und der von Herdern verschiedenen Zielen dienten, doch wäre es wohl nicht zum Erwerb der Klosterherrschaft zu dem Zeitpunkt gekommen, wenn St. Märgen nicht selber in einer tiefen Finanzkrise gesteckt hätte. 1462 war das Kloster am Rande des Bankrotts und wurde gezwungen, seine Gläubiger durch sofortige Zahlung zu begleichen.⁴⁷

Der Verkauf seiner Grundherrschaft bot den einzig möglichen Ausweg, und die Stadt zögerte nicht, diese einmalige Gelegenheit wahrzunehmen. Daß St. Märgen unfreiwillig handelte, ergibt sich aus dem darauffolgenden Rechtsstreit, in dem es versuchte, das leichtfertig Veräußerte von der Stadt zurückzugewinnen.⁴⁸ Doch wollte Freiburg verständlicherweise nicht loslassen. Erst 1490 kam es zu einem Ausgleich, den ein Freiburger Zunftausschuß vermittelte, wonach der Stadt der Besitztitel der St. Märgener Ländereien endgültig zugesprochen wurde, doch zugleich dem Kloster für einige Verstöße gegen seine Privilegien, darunter die widerrechtliche Aneignung von St. Märgener Liegenschaftsurkunden, eine Schadensersatzzahlung zugesagt wurde.⁴⁹

Auch beim Kauf der Kastvogteirechte 1463 nahm die Stadt, wie Wolfgang Müller überzeugend dargestellt hat, eher eine Gelegenheit wahr, einen unliebsamen politischen Gegner auszuschalten, als daß sie rein territorialen Zielen gefolgt wäre. Denn der Vogt, Hans von Landeck, der mit der Stadt wegen bäuerlicher Ausbürger unter seiner Gerichtsherrschaft im erbitterten Rechtsstreit lag,⁵⁰ hatte sich mit dem Pfalzgrafen — vielleicht um den Kauf der Grundherrschaft St. Märgen zu neutralisieren — in einer Fehde verbunden, die auf den Breisgau überzugreifen drohte. Der Loskauf der Vogteirechte von Hans von Landeck, der die wichtige Festung Wiesneck bei Kirchzarten kontrollierte, galt daher ebenso sehr der Abwehr einer augenblicklichen strategischen Gefahr im Kern der städtischen territorialen Interessen als der längerfristigen Absicherung des noch nicht konsolidierten Territoriums.⁵¹ Es ist ohnehin bemerkenswert, daß die Stadt nach diesem wohl richtungsweisenden Ansatz dreißig Jahre hat verfließen lassen, ehe sie die Erweiterung ihres Territoriums wieder aufnahm. Der andauernde Rechtsstreit mit St. Märgen hatte hier sicherlich eine Bremswirkung. In dieser Zeit ging die Stadt nun aber energisch daran, ihrer vorrangigen internen Probleme mittels einer behutsam bewerkstelligten protektionistischen Wirtschaftspolitik Herr zu werden, die die Territorialpolitik durchaus ergänzen durfte, nie aber deren Hauptpfeiler werden sollte.

Es wäre jedoch ebenfalls verfehlt zu meinen, daß die 1491 einsetzende und danach konsequent verfolgte Landerwerbspolitik im Dreisamtal für die Stadt eine Selbstverständlichkeit war. Gerade dies war sie eben nicht. In seiner für ihre Zeit recht verdienstvollen Dissertation über die Talvogtei hat Fritz Armbruster der Politik der Stadt eine radikale Konsequenz zugeschrieben, die zuletzt den Unwillen und das Mißtrauen König Maximilians auf den Plan gerufen haben soll. Vor

allem war Armbruster der Auffassung, daß der Erwerb von Kirchzarten den besonderen Widerstand Maximilians hervorrief.⁵²

Es ist zwar richtig, daß der König Bedenken äußerte, diese richteten sich aber keineswegs gegen den Erwerb schlechthin, sondern vielmehr gegen die Art des Erwerbs. Der König brachte zweierlei vor: erstens, daß Dietrich von Blumeneck, sein Hofrat, nicht um seinen Anteil am Erlös des einen Drittels der insgesamt zwei Drittel der Güter, die Konrad von Halfingen, der andere Verkäufer, an die Stadt veräußern wollte, gebracht werden durfte.⁵³ Zweitens mißfiel dem König, daß die Stadt ein befestigtes Schloß ohne seine vorherige ausdrückliche Einwilligung erworben hatte: dies stünde einer Landstadt nicht zu.⁵⁴ Die Auseinandersetzung zwischen Blumeneck und Halfingen wurde schon 1493 beigelegt;⁵⁵ 1495 wurde einer Freiburger Gesandtschaft, die zur Erlangung einer Reihe von wirtschaftlichen und politischen Vergünstigungen zum König auf den Reichstag nach Worms reiste, der Kauf von Schloß und Dorf Kirchzarten u. a. anstandslos bestätigt und beglaubigt.⁵⁶

Gerade der Kauf von Kirchzarten zeigt, wie sehr die Stadt auf die augenblickliche Verlegenheit der Verkäufer angewiesen war. Derselbe Dietrich von Blumeneck zusammen mit seinem Bruder Rudolf hatte nämlich 1491 die gemeinsame Herrschaft Lenzkirch — wohl aus Geldnot — an die Grafen von Fürstenberg um 6600 fl verkauft. In dieser Transaktion wurden zusätzlich einige Realeinkünfte zu Birken im Dreisamtal sowie der Jahrzoll zu Zarten miteinbegriffen. Ausgerechnet diese letzteren — die Erlenhöfe und den Jahrzoll — verkaufte Fürstenberg dann elf Jahre später um 450 Goldgulden an die Stadt Freiburg.⁵⁷ Man darf also getrost behaupten, daß diese Erwerbungen viel eher indirekt aus der ursprünglichen Geldnot der Gebrüder Blumeneck erfolgten, als daß die Stadt sie gezielt angestrebt hätte.

Kehren wir zur Haltung Maximilians zurück. Der Verdacht, daß der König die Bestrebungen der Stadt, sich durch den Erwerb von Ländereien nach außen abzusichern, grundsätzlich mißbilligte, ist aus den oben aufgeführten Überlegungen völlig abwegig. Es sei daran erinnert, daß Maximilian 1495 die Stadt zur Übernahme der drei verpfändeten markgräflichen Dörfer aufforderte; damals stammten die Bedenken von städtischer, nicht von königlicher Seite. Ferner muß betont werden, daß in den 1490er Jahren der König sich nach Kräften bemühte, die angeschlagene wirtschaftliche und finanzielle Lage der Stadt durch eine Reihe wichtiger Reformen zu sanieren. Er billigte die Abtragung der Schuldenlast, die Beschneidung der klösterlichen Immunitäten; er förderte Maßnahmen zur Belebung der städtischen Wirtschaft und gründete 1516 einen dritten Jahrmarkt.⁵⁸

1510 stellte er obendrein einen Schirmbrief für die bäuerlichen Ausbürger aus, obgleich ihm klar gewesen sein durfte, daß ihre Stellung inzwischen anomal geworden war.⁵⁹ Man darf auch nicht vergessen, daß Maximilian 1498 den einzigen Reichstag in der Geschichte der Stadt nach Freiburg einberief. Diese Zeichen seiner Gunst entstammten keineswegs einer angeblichen Vorliebe des Königs für Freiburg, wie die ältere Lokalforschung gerne behauptete, sondern handfesten politisch-strategischen Interessen. Durch seine Heirat mit Maria von Burgund, der Tochter Karls des Kühnen, gewann Vorderösterreich bei Maximilians Regie-

rungsantritt 1490 zum ersten Mal seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts eine Schlüsselposition in der habsburgischen dynastischen Politik. Da Freiburg die weitaus bedeutendste Stadt Vorderösterreichs war, lag es durchaus im königlichen Interesse, die Macht der Stadt, sogar durch den Aufbau eines ländlichen Territoriums, zu festigen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung lassen sich folgendermaßen thesenhaft zusammenfassen:

1. Die Territorialpolitik Freiburgs im 15. Jahrhundert entspringt dem allgemeinen Bedürfnis der Stadt, sich wirtschaftlich und politisch gegenüber dem Umland abzusichern.
2. Innerhalb dieser Politik sind verschiedene Richtungen zu erkennen, wovon der Aufbau eines ländlichen Herrschaftsgebiets nur einen Aspekt darstellte. Der Aufbau war weder so gradlinig noch so selbstverständlich, wie eine einseitige Betrachtung der subjektiven Interessen der Stadt suggerieren möchte.
3. Der Aufbau eines Territoriums ersetzte nicht die anderen Momente der städtischen Machtausdehnung auf das platte Land — Beziehungen zum Adel, Haltung von bäuerlichen Ausbürgern —, sondern ergänzte und vollendete sie.
4. Mit Raiser ist festzuhalten, daß spätmittelalterliche Städte bereit waren, sehr viel Geld für ein Territorium auszugeben, wenn das Ziel die wirtschaftliche und verkehrsstrategische Sicherheit der Gemeinde war. Dabei legten die Städte auf den finanziellen Ertrag der Ländereien relativ geringen Wert, waren auch nicht bestrebt, die rechtlichen Verhältnisse der Untertanen zu ihren Gunsten umzukrempeln.⁶⁰ Die wenig intensive Verwaltung der Talvogtei im 16. Jahrhundert beweist dies im Falle Freiburgs zur Genüge.⁶¹ Hier fällt der Gegensatz zu Herdern besonders kraß ins Auge.
5. Der Aufbau eines Territoriums kennzeichnet vor allem die zunftregierten, handwerklich organisierten Städte, die auf Warenaustausch mit ihrem unmittelbaren Hinterland angewiesen waren.⁶² Doch darf Freiburgs Territorialpolitik nicht in einen zu engen Zusammenhang mit dem politischen Sieg der Zünfte, vor allem nach ihrer Restaurierung 1459, gesetzt werden. Schon 1316, lange vor dem Übergang an Österreich und dem wirtschaftlichen Niedergang der Stadt, zahlte nämlich Freiburg 50 Mark Silber dafür, daß keine Straße durch den Simonswald gebaut wurde.⁶³

Freiburgs Territorialpolitik kann man erst dann richtig beurteilen, wenn man sie nicht nur aus ihrer internen Logik heraus versteht, sondern sie als Bestandteil der gesamten Geschichte Freiburgs im Spätmittelalter wertet. Erst die Widersprüchlichkeiten, Schwierigkeiten und Ambivalenzen der konkreten Situation, woraus sie hervorgingen, machen Freiburgs territorialen Bestrebungen im ausgehenden Mittelalter historisch plausibel.⁶⁴

ANMERKUNGEN

- * Überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags, der am 15. April 1982 vor dem Breisgau Geschichtsverein gehalten wurde. Die Untersuchung erfolgt im Rahmen eines Forschungsprojektes über Stadt Land Beziehungen am Oberrhein im 15. und 16. Jahrhundert. Der Alexander von Humboldt Stiftung, Bonn, möchte ich für finanzielle Unterstützung danken; Herrn Dieter Hensle vom Stadtarchiv Freiburg bin ich für wertvolle archivalische Hinweise ebenfalls zu Dank verpflichtet. Die Karten hat freundlicherweise Herr Wolfgang Klug vom städtischen Vermessungsamt angefertigt.
- ¹ Vgl. P. REVELLIO, Villingen, Bräunlingen und die Herrschaft Triberg, in: F. METZ, Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde (2. Aufl. 1967), S. 467–89; F. HERBERHOLD, Die österreichischen Donaustädte, ebenda, S. 705–27; CL. BAUER, Ehingen an der Donau als vorderösterreichische Stadt, ebenda, S. 741–52.
- ² Vgl. H. E. FEINE, Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten vornehmlich im späten Mittelalter, in: ZSavigny Stiftung, Germ. Abt., 67, 1950, S. 176–308.
- ³ W. LEISER, 'Sie dienen auch jetzt noch aber fremden Göttern.' Der Freiburger Herrschaftswechsel 1368 (Veröff. des Alemann. Instituts Bd. 25) 1968, S. 15. Vgl. auch demnächst, T. SCOTT, Freiburg and the Breisgau: Town Country Relations in the Age of Reformation and Peasants' War, Kap. 1.
- ⁴ Freiburg mußte um 25000 fl die Herrschaft Badenweiler als Entschädigung für die Grafen erwerben, 5000 Mark Silber für die Auslösung seiner Gefangenen zahlen und überdies den Grafen 15000 Mark bar aushändigen. Von der letztgenannten Summe konnten zunächst nur 1800 Mark bezahlt werden; für die restlichen 13200 Mark mußten 60 Einwohner als Bürgen dienen. J. LAHUSEN, Die Urkunden über Freiburgs i. Br. Übergang an Österreich 1368, in: MIÖG 34, 1913, S. 120. Vgl. FEINE, Territorialbildung, S. 248; LEISER, Herrschaftswechsel, S. 19. Nach den damaligen Wechselkursen ergab sich eine Gesamtschuld von umgerechnet etwa 14500 fl. Als Anerkennung für ihren Herrschaftswechsel verpflichtete sich Österreich, 32000 fl an die Stadt zu zahlen. 1377 war diese Summe bis auf 2400 fl ausgezahlt. Tiroler Landesarchiv, Innsbruck, Schatzarchiv, Urk. I. 2342 (13. August 1375), Quittung über 5600 fl; ebenda, 2340 (7. Dezember 1377), Quittung über 2000 fl. Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. Ruser (Freiburg). Die Angaben bei M. WELLMER, Der vorderösterreichische Breisgau, in: METZ, Vorderösterreich, S. 280 sind dementsprechend zu berichtigen.
- ⁵ Zwischen 1365 und 1370 nahm Freiburg folgende Summen auf: 3842 Mark Silber; 4765 Pfd. Rappen; 86148 fl: umgerechnet ein Hauptgut von 118730 fl. Dieses Hauptgut wurde zu 5% verzinst, was eine jährliche Zinslast von 6000 fl ergibt. Nach 1370 wurden weitere Summen aufgenommen, dafür allmählich die ersten Tilgungen vorgenommen. Doch sank die Zinslast im 15. Jahrhundert nie unter 6000 fl. Vgl. Stadtarchiv Freiburg (StAFr), B 1 255: H. FLAMM, Skizze einer Geschichte der Anleihepolitik der Stadt Freiburg im Breisgau bis zum Ausgang des Mittelalters, S. 1a 2a. Die Schuldlast entspricht ziemlich genau dem Manko zwischen Auszahlungen an die Grafen und der österreichischen Abfindung.
- ⁶ Vgl. N. OHLER, Zum Haushalt der Stadt Freiburg im Breisgau im 16. und 17. Jahrhundert, in: ZBreisGV (Schau ins Land) 94/95, 1976/77, S. 253–89; ders., Strukturen des Finanzhaushalts der Stadt Freiburg i. Br. in der frühen Neuzeit, in: ZGO 125, 1977, S. 97–140; ders., Freiburg i. Br. im 16. und 17. Jahrhundert. Kreditaufnahme und Geldanlage der Stadt, in: H. FENSKE, W. REINHARD und E. SCHULIN (Hgg.), Historia Integra. Festschrift für Erich Hassinger zum 70. Geburtstag, 1977, S. 155–71. Zur städtischen Verschuldung im 15. Jahrhundert vgl. demnächst SCOTT, Freiburg, Kap. 4.
- ⁷ ders., Relations between Freiburg im Breisgau and the surrounding countryside in the age of South West German agrarian unrest before the Peasants' War, circa 1450–1520 (Diss. phil. University of Cambridge 1973), S. 85–153. Dort werden die älteren Auffassungen von H. FLAMM, Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. und die Lage des städtischen Grundeigentums im 14. und 15. Jahrhundert (Volkswirtschaftl. Abh. der badischen Hochschulen Bd. 8, Ergänzungsbd. 3) 1905 erheblich revidiert.

- ⁸ Zuletzt A. SCHLAGETER, Der mittelalterliche Bergbau im Schauinslandrevier, in: ZBreisGV (Schauins Land) 88, 1970, S. 157–61; P. PRIESSNER, Die Geschichte der Gemeinde Hofgrund (Schauinsland), Bd. 1: Der Bergbau im Schauinsland von 1340 bis 1954, 1982.
- ⁹ Vgl. H. NEHLSSEN, Die Freiburger Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums (Veröff. aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. Bd. 9) 1967.
- ¹⁰ Vgl. H. BRANDL, Der Stadtwald von Freiburg. Eine forst- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung über die Beziehung zwischen Waldnutzung und wirtschaftlicher Entwicklung der Stadt Freiburg vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Veröff. aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. Bd. 12) 1970.
- ¹¹ StAFr, B 5 XIIIa, Bd. 4, Bl. 30–30v (9. Dezember 1476).
- ¹² H. SCHREIBER (Hg.), Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, 2 Bde., 1828–9 (= UBStFr), Bd. 1, S. 516–9.
- ¹³ SCOTT, Relations, S. 217ff.
- ¹⁴ Vgl. Cl. ULBRICH, Leihherrschaft am Oberrhein (Veröff. des Max-Planck Instituts für Gesch. Bd. 58) 1979, S. 198–9.
- ¹⁵ Ebenda, S. 201.
- ¹⁶ StAFr, A 1 VII b (14), 1443 (richtig: 1446). Heft D.
- ¹⁷ StAFr, C 1 Landstände 1, 1453–1517. Beschwerden des dritten Standes, o. D. (nach 1504), Bl. 1v. Vgl. UBStFr 2, S. 677 (1499).
- ¹⁸ StAFr, B 5 XI, Bd. 5, 3, Bl. 71.
- ¹⁹ SCOTT, Relations, S. 113f.
- ²⁰ StAFr, A 1 VI b (9), 1473–84. Heft A.
- ²¹ StAFr, A 1 VI b (18), 1484 August 10; (19), 1484 August 31; (20), 1484 September 29.
- ²² StAFr, A 1 VI b (29), 1496 August 2.
- ²³ StAFr, B 5 XI, Bd. 12, Bl. 100v–101, 104–104v.
- ²⁴ Zuletzt T. SCOTT, Zum Problem der Rechts- und Besitzverhältnisse eines Freiburger Vorortes: Das Dorf Adelhausen im 15. Jahrhundert, in: ZBreisGV (Schauins Land) 101, 1982, S. 97–106.
- ²⁵ Ebenda, S. 99.
- ²⁶ SCOTT, Relations, S. 188ff; ULBRICH, Leihherrschaft, S. 194f.
- ²⁷ SCOTT, Relations, S. 187f.
- ²⁸ StAFr, B 5 XIIIa, Bd. 4, Bl. 34v; SCOTT, Relations, S. 193f; DERS., Freiburg, Kap. 1.
- ²⁹ StAFr, A 1 XIX Kirchhofen (3), 1543 Mai 30; C 1 Fremde Orte, Kirchhofen 12. Freiburg im Breisgau, Amtliche Kreisbeschreibung (= AmtKrB), Bd. 2, 1, S. 574.
- ³⁰ StAFr, A 1 VIII a δ (23), 1582 Januar 3; AmtKrB, Bd. 2, 1, S. 478.
- ³¹ StAFr, A 1 VIII a ε (19), 1587 November 2; AmtKrB, Bd. 2, 2, S. 630.
- ³² UBStFr 2, S. 16–22; ebenda, S. 59–83.
- ³³ UBStFr 1, S. 203–6; F. ARMBRUSTER, Die Freiburger Talvogtei im Dreisamtal, in: METZ, Vorderösterreich, S. 367.
- ³⁴ Z. B. in Braunschweig. Vgl. H. GERMER, Die Landgebietspolitik der Stadt Braunschweig bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts (Studien und Vorarbeiten zum Hist. Atlas von Niedersachsen Bd. 16) 1937, S. 14, 18.
- ³⁵ F. ARMBRUSTER, Die Freiburger Talvogtei im Dreisamtal (Diss. jur. Freiburg 1950); SCOTT, Relations, S. 195; W. MÜLLER, Studien zur Geschichte der Klöster St. Märgen und Allerheiligen, Freiburg im Breisgau, in: FDA 89, 1969, S. 53–4.
- ³⁶ SCOTT, Relations, S. 195f. StAFr, A 1 VI d (94), 1502 Juni 28.
- ³⁷ M. WEBER, Die Kirchzartner Geschichte, in: G. HASELIER (Hg.), Kirchzarten: Geographie, Geschichte, Gegenwart, 1966, S. 245.
- ³⁸ StAFr, B 5 XIIIa, Bd. 4a Bl. 32–32v; SCOTT, Freiburg, Kap. 1. Vgl. Gemeindearchiv Oberried, Plan der Gemarkungen Oberried, St. Wilhelm, Zastler und Weilersbach, 1830. Herr Paul Prießner (Freiburg) hat dem Verf. freundlicherweise eine Kopie dieser Karte zur Verfügung gestellt.
- ³⁹ E. RAISER, Städtische Territorialpolitik im Mittelalter. Eine vergleichende Untersuchung ihrer verschiedenen Formen am Beispiel Lübecks und Zürichs (Historische Studien Bd. 406) 1969, S. 52–3.
- ⁴⁰ UBStFr 2, S. 446.

- 41 StAFr, A 1 VIII a γ (43), um 1460.
- 42 StAFr, A 1 VIII a γ (56), 1481 2.
- 43 AmtKrB, Bd. 1, 2, S. 873.
- 44 StAFr, B 5 XIIIa, Bd. 4a, Bl. 34v.
- 45 OHLER (wie Anm. 6).
- 46 SCOTT, Adelhausen, S. 98 und Anm. 14.
- 47 ders., Relations, S. 198.
- 48 ARMBRUSTER, Talvogtei, S. 93.
- 49 StAFr, A 1 VIII a ζ (89), 1490 März 31.
- 50 StAFr, A 1 XII d (18), 1451 72.
- 51 MÜLLER, St. Märgen, S. 53 4.
- 52 ARMBRUSTER, Talvogtei, S. 90 1.
- 53 StAFr, A 1 VIII a ζ (92), 1491 August 1 und September 9.
- 54 Ebenda. Vgl. LEISER, Herrschaftswechsel, S. 22.
- 55 StAFr, A 1 VIII a ζ (95), 1493 März 12; (97), 1493, Mai 24.
- 56 StAFr, B 1 2, Bl. 18v 24; vgl. B 2 3, S. 127 30.
- 57 S. RIEZLER und F. L. BAUMANN, (Hgg.), Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 4, 1879, S. 121; StAFr, A 1 VI d (94), 1502 Juni 28. Es ist nicht auszuschließen, daß die Blumeneck ihre Besitzungen im Dreisamtal deswegen an Fürstenberg veräußerten, um der Gefahr vorzubeugen, daß sie an Freiburg fielen.
- 58 UBStFr 2, S. 582 8; StAFr, A 1 I d (52), 1516 April 20.
- 59 StAFr, A 1 XII d (49), 1510 März 13.
- 60 RAISER, Städtische Territorialpolitik, S. 20.
- 61 SCOTT, Relations, S. 200ff; vgl. ARMBRUSTER, Talvogtei, S. 105. Die Stadt war jedoch im 16. Jahrhundert bestrebt, fremde Herrschaftsrechte in der Talvogtei auszuschalten, um ein geschlossenes Territorium zu errichten. ULBRICH, Leihherrschaft, S. 208ff, 213.
- 62 RAISER, Städtische Territorialpolitik, S. 30.
- 63 StAFr, A 1 VI b (1), 1316 Mai 25; vgl. FR. HEFELE (Hg.), Freiburger Urkundenbuch Bd. 3, Freiburg 1957, S. 305 6.
- 64 Der Vollständigkeit halber sei noch auf das Werk von A. KELLER, Die Eingemeindungen von Freiburg im Breisgau, 1942, hingewiesen, das nicht erschienen ist und lediglich als Umbruchexemplar im Stadtarchiv Freiburg vorliegt. Obgleich das Werk die Eingemeindungen um 1900 behandelt, werden die Verhältnisse im ausgehenden Mittelalter kurz skizziert.

Grablegen der Habsburger und St. Blasien

Von
FRANZ LAUBENBERGER

Wenn die Feiern zum 200jährigen Domjubiläum des ehemaligen Benediktinerklosters St. Blasien auf dem Schwarzwald in besonderer Weise den Blick zurücklenken auf Geschichte und Schicksale vergangener Jahrhunderte, so werden in der Erinnerung auch jene Bilder wach, die nicht mit dem ungetrübten Glanz von Festen und Feiern sich verbinden, sondern die aufzeigen, welche Rolle St. Blasien einmal unter jenen Orten eingenommen hat, die zu den Grablegen der Habsburgerdynastie zählen.

Grablegen von Herrschereschlechtern und -gestalten sind über Jahrtausende und über die Kulturen verschiedenster Prägung hinweg Ausdruck von Macht und Ansehen. Sie sind im christlichen Raum Europas aus mancherlei Motiven verbunden mit Stiftungen von Klöstern und Kirchen, denen das Gedächtnis der Toten durch Schenkungen und letztwillige Verfügungen aufgetragen ist. So wurde die Gründung des Klosters Muri im Schweizer Aargau Anfang des 11. Jahrhunderts, dessen „zweites Mutterkloster“ St. Blasien ist¹, zur ältesten Grablege der Habsburger. Die Stiftung wird mit Ita von Lothringen verknüpft, der Gemahlin des Grafen Radbot von Habsburg, und mit einem angeblichen Verwandten des Stifterehepaares als Gründungspaten, Bischof Wernher von Straßburg († 1027).² Die ersten Mönche von Muri kamen aus dem Benediktinerkloster Einsiedeln; doch Ende des 11. Jahrhunderts berief Graf Wernher von Habsburg im Zuge der cluniazensischen Reformideen Mönche von St. Blasien nach Muri. Sie schafften die Einsiedler Bräuche ab und führten Gewohnheiten nach den Statuten des oberitalienischen Klosters Fruttuaria (Piemont) ein, die in St. Blasien durch die Mithilfe der Gemahlin des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, Agnes, heimisch geworden waren. Mönchisches Leben wie auch das Rechtsverhältnis zwischen Kloster und Gründungsherrschaft wurden unter St. Blasianer Einfluß umgewandelt.

Von den Angehörigen der Habsburgerdynastie, die im Kloster Muri ihre letzte Ruhestätte fanden, sind an erster Stelle die Stifter zu nennen. Sie wurden in der Klosterkirche vor dem Kreuzaltar begraben, der einst in der Mittelachse zwischen Langhaus und Vierung stand. Heute erinnern an sie in der 1693 barock umgestalteten Klosterkirche das Habsburg-Denkmal: das knieende Stifterehepaar Radbot und Ita auf der Epistelseite gegenüber der prächtig dekorierten Kanzel. Als letztes Glied der Stifterfamilie wurde Heilwig von Habsburg, die Mutter des ersten Habsburger-



Abb. 1. Die Stammburg der Habsburger im Aargau nach einem Gemälde von J. Langl (zu S. 25).

königs Rudolf, 1260 in Muri beigesetzt. Sie war eine gebürtige Kyburgerin und hat als Nichte des Zähringerherzogs Bertold V. den territorialen Anteil aus dem Erbe ihres Oheims ungeschmälert in die Ehe mit Graf Albrecht von Habsburg einbringen können. Ihr berühmterer Sohn Rudolf ruht, wie bekannt, in der Kaisergruft zu Speyer. Die Grabplatte des Königsgrabes mit der charakteristischen Tumbafigur - eine künstlerisch wertvolle Arbeit um 1300 - hat 1961 in der wiedererbauten Vorkrypta zur Saliergruft Aufstellung gefunden, während im entfernten Basel der Besucher des Münsters das Grabmal von Rudolfs Gemahlin, der Königin Anna-Gertrud von Habsburg, mit ihrem Söhnchen Karl antrifft. Mittelalterliche Regionalität der Königsherrschaft, Mobilität der Herrscher ohne feste Residenz, aber auch der Aufstieg des Grafengeschlechts der Habsburger zur Würde des Königtums schlagen sich in den weit voneinander entfernten Grablegen der königlichen Ehegatten nieder.³

Zehn Jahre vor ihrem Gemahl Rudolf ist Königin Anna 1281 in Wien verstorben. Ihr Wunsch auf dem Sterbebett, man möge sie im Münster zu Basel begraben, ist erfüllt worden. Ein zeitgenössischer Bericht schildert, wie die tote Königin in Basel Einzug hielt: Vierzig Pferde zogen den Leichenwagen, alle Geistlichen des Bistums

Basel gaben das Geleit bis zum Münster. Bevor der Leichnam in einem Hochgrab hinter dem Hochaltar im Chor beigesetzt wurde, hat man den Sarg noch einmal geöffnet, damit jedermann die Tote sehen könne. Sie war einbalsamiert worden, in einen gelben, seidenen mit Gold verzierten Rock gekleidet, hatte ein weißseidenes Tuch auf dem Haupt, das mit einer goldenen Krone geschmückt war.⁴

Heute steht der Sarkophag nicht mehr an der ursprünglichen Stelle. Er wurde in eine Nische des Chorumgangs auf der linken Seite versetzt, was offenbar mit den Beschädigungen des Chores bei dem großen Erdbeben von 1356 zusammenhängt. Aus rotem Sandstein gehauen und leicht bemalt, deckt eine Grabplatte mit liegender Frauengestalt und einem Kind zur Seite den etwa zweieinhalb Meter langen wappengeschmückten Sarkophag⁵, dem die kunsthistorische Literatur den Rang einer der „edelsten Leistungen der gotischen Plastik“ beimißt.

Heute befinden sich — im Gegensatz zur Speyerer Kaisergruft — in dem Sarkophag des Basler Münsters keine Gebeine der Habsburger Toten mehr. Sie wurden im Jahre 1770 im Zuge der Verlegung des Habsburger Erbbegräbnisses aus der ehemaligen Klosterkirche zu Königsfelden im Aargau nach dem Kloster St. Blasien ebenfalls dorthin verbracht. Ohne daß eine Erinnerungstafel oder Inschrift davon berichtet, war in dem Basler Münstergrab auch ein zweiter Sohn König Rudolfs beigesetzt worden, der jugendliche Hartmann von Habsburg. Er ertrank, erst 18jährig, am Sonntag vor Weihnachten des Jahres 1281 im Rhein bei Breisach, als er mit einem Nachen den Fluß überqueren wollte.⁶

Einen tragischen Abschnitt Habsburger Hausgeschichte dokumentiert das Königsfelder Erbbegräbnis, das Gründung, Ausstattung und Namen den habsburgischen Stiftern verdankt und das in St. Blasien, anders als es vorauszusehen war, nur für ein Menschenalter eine Bleibe fand.

Am 1. Mai 1308 fiel König Albrecht I., der Sohn König Rudolfs von Habsburg, am Reußübergang bei Windisch, dem römischen „Vindonissa“, der Mörderhand seines Neffen, Herzogs Johann von Schwaben, zum Opfer. „Johann Parricida“ (Schiller!) und seine Helfer flohen nach der Tat in alle Winde. An der Stelle, wo Albrecht sein Leben verlor, ließ seine Witwe, Königin Elisabeth, ein Doppelkloster, eines für Franziskanerinnen, eines für Clarissen, mit einer gemeinsamen Kirche errichten.⁷ Auf dem Totenbett übertrug Elisabeth ihrer Tochter Agnes, Witwe des Königs Andreas III. von Ungarn, die Betreuung von Königsfelden. Die noch junge Königinwitwe Agnes erwies sich als die tatkräftigste Förderin und umsichtige Vorsteherin der Habsburgerstiftung. Mit wenigen Hofdamen bewohnte sie selbst „ein klein demüthig Hüslin“ zwischen den beiden Klöstern, als Tertiärerin dem Klostergebet verbunden, ohne in den klausurierten Orden der Clarissen einzutreten. Zu ihren Lebzeiten gedieh das Kloster zu höchster Blüte, da sie gleichermaßen den Gütererwerb des Nonnenstifts bis in den Breisgau und in das Elsaß hinein betrieb und die habsburgischen Interessen im Angesicht der Stammburg zu wahren verstand. Als Schiedsrichterin u. a. zwischen den Waldstätten und Österreich verließ sie dem Kloster auch politischen Einfluß. Mit 46 Insassen im Jahre 1335 zählte das Kloster zum größten Frauenkonvent der Straßburger Ordensprovinz im Bistum Konstanz. Nach dem Tode der Königinwitwe Agnes — die große Wohltäterin von Königsfelden starb 84jährig am 11. Juli 1364 — blieb das Kloster auch weiterhin im

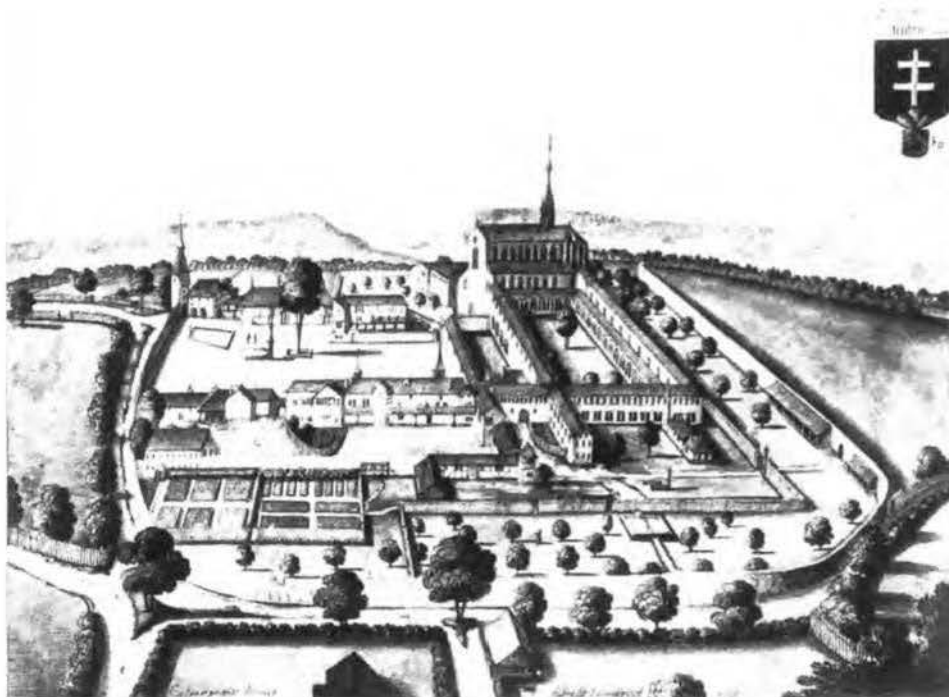


Abb. 2. Die Klosteranlage Königsfelden im Jahre 1669, Ansicht von Süden.
Bildnachweis: Die Kunstdenkmäler der Kantons Aargau (zu S. 28).

Schutz und in der Gunst der Habsburger. So erklären sich die zahlreichen Schirmbriefe, Stiftungen und Privilegien, die vornehmlich dem Clarissenkloster zu Ansehen und wirtschaftlichem Wachstum verhelfen. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts erreichten die Franziskanermönche Gleichberechtigung in der Klosterverwaltung und -führung.

Gut hundert Jahre konnte Königsfelden den Ruhm eines kontinuierlich genutzten habsburgischen Erbbegräbnisses für sich beanspruchen. Als erstes wurden die sterblichen Überreste der Stifterin, Königinwitwe Elisabeth, drei Jahre nach ihrem Tod zu Wien (28. Oktober 1313) in der Gruft zu Königsfelden 1316 beigesetzt.⁸

Zehn weitere Mitglieder des Hauses Habsburg wählten Königsfelden als letzte Ruhestätte.⁹ Die Angehörigen des Ermordeten haben sich zu Lebzeiten oder durch letztwillige Verfügungen als Stifter der berühmten Chorfenster hervorgetan.¹⁰ Es wurde auch der Leichnam Herzogs Leopold III. in der Gruft bestattet. Zahlreiche Ritter, die mit ihm in der Schlacht bei Sempach 1386 fielen, sind an verschiedenen Plätzen ebenfalls in der Königsfeldener Kirche begraben worden. Da der Freiburger Ritter Martin Malterer, des Herzogs Landvogt im Breisgau und im Elsaß und sein Bannerträger¹¹, sich unter den Erschlagenen von Sempach befand, ist es durchaus möglich, daß auch seine Gebeine in der Kirche zu Königsfelden ruhen.

Die Trennung des Doppelklosters Königsfelden vom Hause Habsburg wurde mit der Eroberung des Aargaus durch Bern im Jahre 1415 eingeleitet. Der Verfall der Ordenszucht, wie er in der Klosterordnung von 1524 zum Ausdruck kommt, bereitete das Ende vor. Das bernische Reformationsmandat von 1528 bestätigte die Auflösung des Doppelkonvents. Seit der Reformation wurde nur noch im Chor regelmäßig Gottesdienst durch den Diakon von Brugg gehalten, und dort fanden auch Verwaltungsbeamte des Berner Oberamtes Königsfelden mit ihren Angehörigen ihre letzte Ruhe, da das Langhaus der Kirche als Magazinraum der in den ehemaligen Koventsgebäuden eingerichteten bernischen Hofmeisterei Verwendung fand.¹²

Das Habsburger Erbbegräbnis blieb von dem Wandel nicht unberührt. Einen Eindruck von der frühen Gestaltung der Grabstätte vermittelte der Zustand, wie ihn sorgfältige Renovierungsarbeiten des Kantons Aargau Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen hatten. Die seit 1982 laufenden umfassenden Instandsetzungsarbeiten, die an der Königsfelder Kirche bis 1986 geplant sind und einen Zugang zur Zeit nicht ermöglichen, werden den Gesamteindruck der Gruftanlage wohl nicht grundlegend ändern, wie der Renovierungsplan in der Ausstellungsbaracke vor der Kirche in Königsfelden ausweist.

Blickfang des Grabmals ist das Kenotaph von 1320 in der Mittelachse der Kirche im östlichen Drittel des Langhauses, das den schlichten, tonnengewölbten Gruft-raum überdeckt, zu dem neun Stufen hinabführen. Das Kenotaph ist ein aus schwarzem Marmor gearbeiteter, über einen Meter hoher Rechteckblock, dem eine Maßwerkgliederung aus weißem Marmor und gelblichem Sandstein vorgeblendet ist. Seit 1600 umgab den Marmorkubus eine barock bemalte ca. zwei Meter hohe Holzschranke, verziert mit den Wappen von Österreich, Ungarn, Kärnten, Krain und Tirol. Auf der oberen Gesimsleiste sind die Namen der in der Gruft einst bestatteten Habsburger angegeben. Nach ihrer Translation in das Kloster St. Blasien wurde auf der vorderen Schmalseite eine in Rocailleform gehaltene hölzerne Tafel angebracht mit der Aufschrift: „Anno MDCCLXX. den 10^{ten} Septembris sind / obbeschriebene Ertz-Herzogliche Körper auf / Ansuchen seiner Kayserl.: Königl: Apostol: Mayestät / mit Einwilligung eines Hohen Freystandes Bern, / denen Abgeordneten Seiner Hochfürstl: Gnaden / deß Herren Abten von St: Blasien, um in dasier / Stifts-Kirche beygesetzt zu werden, durch den dieser Zeit hier Regierenden H: Herren Hofmeister, / Carl Ludwig Ougspurger übergeben worden“.¹³ Somit birgt seit dem Jahre 1770 die Gruft keine Toten des Habsburger Erzhauses mehr.

Angesichts der vielen in Kloster-, Bischofs-, Pfarrkirchen, Kapellen und Andachtsstätten angelegten Gräber von Mitgliedern des habsburgischen Hauses¹⁴ mag dieses es als besonders schmerzlich empfunden haben, wenn gerade über den Begräbnisstätten ihrer frühen Vorfahren in den Kirchen von Königsfelden und Basel nach der Einführung der Reformation keine Jahrtagsmesse mehr gelesen und kein Gebet für das Seelenheil der Verstorbenen nach katholischem Brauch gehalten werden konnte. Der Gedanke, die Gebeine der Habsburger aus dem Erbbegräbnis in Königsfelden nach St. Blasien zu überführen, muß andererseits schon unter Abt Gerberts Vorgängern, Abt Franz II. Schächtelin (aus Freiburg) und unter Fürstabt Meinrad Troger (aus Rheinfelden), erörtert worden sein. Denn „die Gruft wurde 1739 und 1764 auf Ansuchen des Konvents St. Blasien geöffnet.“¹⁵ Die Öffnung er-

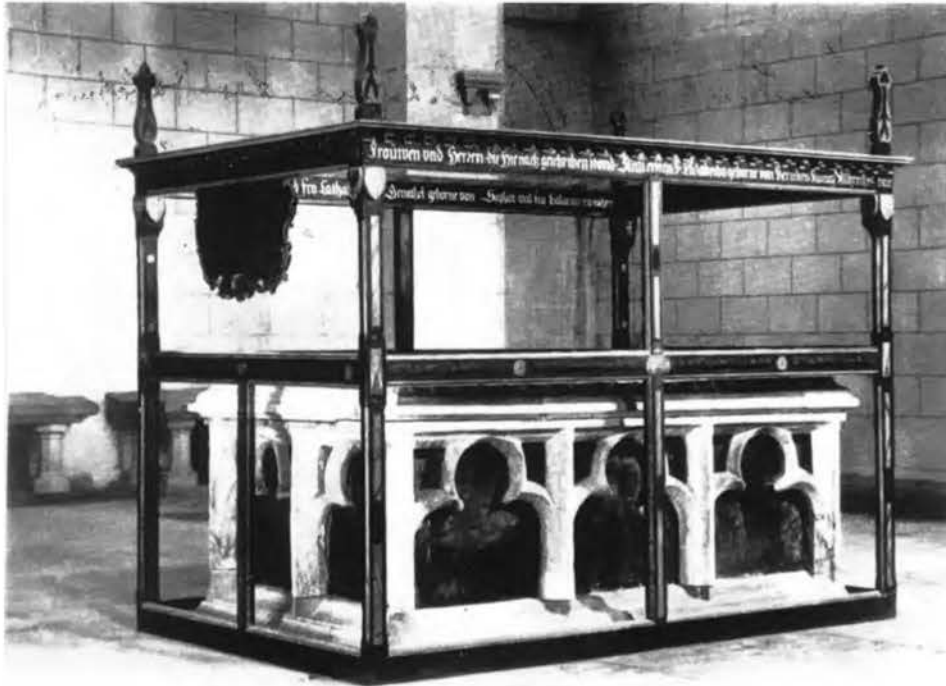


Abb. 3. Das Habsburger Erbbegräbnis in der Klosterkirche Königsfelden;
 Kenotaph um 1320, Holzschranke 1600.
 Bildnachweis: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau (zu S. 29).

gab, „daß elf schmucklose Tannenholzsärge in einer Dreierreihe viergeschossig aufgeschichtet waren. Über die Namen der Bestatteten gaben Bleitäfchen Aufschluß“.¹⁶ Zweifellos hat Fürstabt Gerbert Kenntnis von diesen Vorgängen gehabt, zumal unter den Protokollanten der Grufteröffnung P. Philipp Glücker vom Kloster St. Blasien bezeugt ist.¹⁷

Da nach dem verheerenden Brand von 1768 eine neue Klosterkirche in St. Blasien erbaut werden sollte, hat Fürstabt Gerbert die Initiative ergriffen, um einen langgehegten Plan zu verwirklichen. So begab sich im Jahre 1769 „der Herr Fürst und Abt von St. Blasien nach dem ehemaligen Kloster Königsfelden und (hat) die genaue Kenntnis und zuverlässige Nachricht von denen allda beigesetzten Leibern verschiedener Herzoge von Österreich und derselben Gemahlinen eingeholt“.¹⁸ Die Verhandlungen über die Erhebung und Translation der Habsburger Gebeine von Königsfelden und Basel hat der in Basel residierende k.k. Gesandte bei der Eidgenossenschaft, Joseph von Nagel, im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia geführt. Zuständig waren auf eidgenössischer Seite die Berner Regierung für Königsfelden

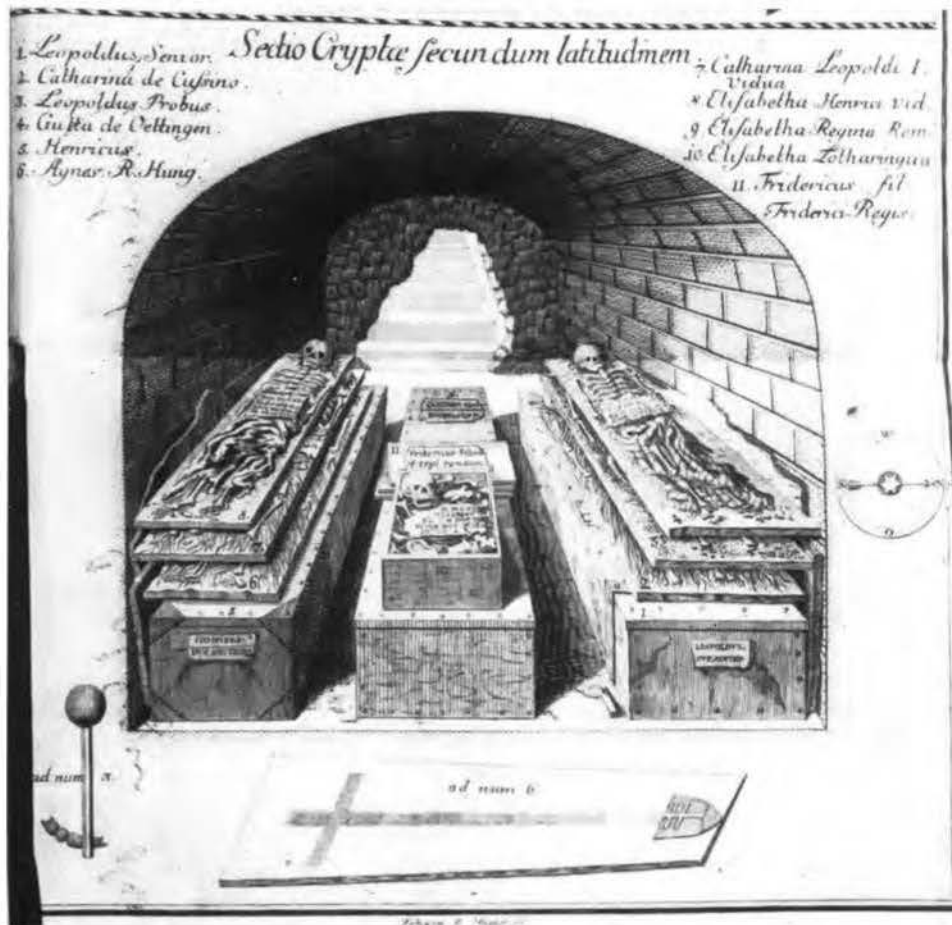


Abb. 4. Gruftraum unter dem Kenotaph (Abb. 3):
 Kupferstich in: Martin Gerbert, Crypta San Blasiana Nova Principum Austriacorum, St. Blasien 1785
 (zu S. 30).

und die Stadt Basel. Unter Verweis auf die „unverzüglich erteilte Genehmigung“ für Königsfelden schrieb von Nagel am 3. September 1770 auch an die Adresse „des löbl. hiesigen Standes“, daß er von der Kaiserin Maria Theresia den Auftrag habe, „nunmehr auch die Verbringung der Gebeine der im Basler Münster ruhenden Königin Anna und zwei Söhnen“ nach St. Blasien zu erreichen, wodurch außerdem „das St. Blasier Monument eine größere Vollkommenheit erlangen würde“. ¹⁹ Schon zwei Tage später beschloß der Kleine Rat der Stadt Basel einstimmig „... wollen dem Herrn Residenten dies als willfährig entsprechen und ist einer löbl. Haushaltung überlassen, hierüber das erforderliche vorzukehren“. ²⁰

Bei der Öffnung des Hochgrabes im Basler Münster und der Erhebung der Gebeine am 21. September 1770, „Freitags in der Morgenfrühe“ waren außer dem



Abb. 5. Grabmal der Königin Anna im Basler Münster,
Kupferstich in: Crypta San Blasiana Nova Pricipum Austriacorum, St. Blasien 1785 (zu S. 31).

k. k. Gesandten von Nagel der Propst von Bürgeln, Pater Aloysius Mader, und der „Kuchelmeister“, Pater Columbanus Leuthner, als Vertreter des Klosters St. Blasien zugegen. Von der Stadt Basel hatten sich der Stadtschreiber, Dr. jur. utr. Franz Passavant, Daniel Bruckner, lic. jur., Ratssubstitut, der „Tresorier“ Nikolaus Railard, und Jacob Christof Rosenburger als Rechnungsrat eingefunden. Eine Überraschung stand diesen Zeugen noch bevor: Außer der Königin Anna, „welche balsamiert gewesen und von ziemlich großer Statur“, den Gebeinen des ertrunkenen Sohnes Hartmann und des Söhnchens Karl, „welches dem Ansehen nach auch möchte balsamiert gewesen sein“, fand man noch die Gebeine eines dritten Kindes, „so ungefähr vor 4 à 5 Jahren“, das nicht identifiziert werden konnte.²¹

Die „Feyerliche Übersetzung der kaiserlich-königlich- auch herzoglich-oesterreichischen höchsten Leichen aus ihren Grabstätten Basel und Königsfelden in der Schweiz nach dem fürstlichen Stift St. Blasien auf dem Schwarzwald“ ist in der so betitelten, von Pater Franz Kreuter und Martin Gerbert verfaßten und noch im Jahre 1770 in der klostereigenen Druckerei zu St. Blasien hergestellten Schrift eingehend beschrieben.²² Von Klingnau aus, einer Propstei des Klosters St. Blasien in der Schweiz²³, wohin man die aus Königsfelden und Basel erhobenen Gebeine zunächst verbrachte, zog der Leichenkondukt über Waldshut nach St. Blasien. Dort traf er am 14. November 1770 gegen sechs Uhr abends ein, von Fürstabt Martin Gerbert in Pontifikalornat am Hauptportal mit den Äbten von St. Peter und St. Trudpert feierlich empfangen. Desgleichen war als Vertreter der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg, Freiherr von Wittenbach mit Begleitung, anwesend.

Am nächsten Tag, dem Feste des hl. Leopold, Herzogs von Österreich, fanden die Exequien statt, Fürstabt Gerbert hielt eine Predigt und danach zelebrierte der Abt von St. Trudpert das feierliche Hochamt mit der Festliturgie zu Ehren des Tagesheiligen mit abschließendem Te Deum. In der (noch im Bau befindlichen) Kirche stand eine große Tumba, an welcher St. Blasianische Soldaten Tag und Nacht Ehrenwache hielten.

Wohl hatte Fürstabt Gerbert von Anfang an eine Rundkirche, eine Pantheon-Variation in seiner Bauplanung festgelegt. Aber die Pläne des verpflichteten französischen Architekten Michel d'Ixnard, unter der Rotunde des Hauptkirchenraumes eine monumentale Gruft mit Wandnischen für die Sarkophage einzurichten, entsprachen wohl nicht den — wenn auch zeitgenössischen architektonischen Ideen noch so zugänglichen — Vorstellungen des Fürstabtes. Wären d'Ixnards Pläne zur Ausführung gelangt, hätte die Kuppelkirche zwischen den Schwarzwaldtannen im abgelegenen St. Blasien in erster Linie den Charakter eines grandiosen Habsburgmausoleums erhalten. Bei aller „Devotion“ für das Erzhaus in Wien hat das monastische Denken des Benediktinerabtes beim Bau seiner Klosterkirche zu einer anderen Lösung gefunden: Auch ohne pompöse Habsburgergruft durfte Abt Gerbert sicher sein, daß durch die auf seine Initiative hin erfolgte Verwirklichung eines zwischen seinem Kloster und der k. k. Regierung in Wien seit mehr als 40 Jahren erörterten Vorhabens die über Jahrhunderte bestehenden Bindungen und Beziehungen zum Erzhaus eine weitere Bekräftigung erfahren würden.²⁴ So wurde für die Aufnahme der Habsburger Gebeine eine einfache gewölbte Gruft hinter dem Mönchschor bestimmt. Dort verblieben sie bis zum Wegzug der Mönche von St. Blasien. Die sterblichen Überreste der Habsburger aber führten die St. Blasianer 1808/09 in ihr Exil St. Paul im Lavanttal in Kärnten.²⁵

Die 1782 von Kaiser Josef II. aufgehobene Benediktinerabtei St. Paul hat Kaiser Franz I. von Österreich 1809 Abt Bertold III. Rottler und seinem St. Blasianer Konvent als neue Bleibe zur Verfügung gestellt. Die Habsburger Gebeine wurden zunächst in einer kleinen kreuzgewölbten Gruft unter dem Hochaltar des Münsters beigesetzt.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hat man sie im Zuge einer Kirchenrenovierung in eine eigens errichtete Tumba in der Südostecke des Querschiffes verbracht. Dieses Tumba-Denkmal gefiel nicht. Bei Instandsetzungsarbeiten Mitte der Dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts legte man die Gebeine in neue kleine Eichenholzsärge und stellte sie in zwei aus den ehemaligen Fensteröffnungen der Gruftkapelle durch bauliche Erweiterung geschaffene Nischen. Vor den beiden Nischen brachte man schmiedeeiserne Gitter an. Die ursprüngliche Stiftergruft der Grafen von Sponheim in St. Paul wurde so zur Habsburger Gruft.²⁶

Blicken wir noch einmal zurück zur ältesten Habsburger Grablege im Kloster Muri! Wie sein zweites Mutterkloster St. Blasien hat sich auch Muri für Jahrhunderte als Stätte der Frömmigkeit, der Wissenschaft, Literatur und Buchkultur ausgezeichnet, während es seine Bedeutung als Grablege der Habsburger Dynastie verliert. Das Gedenken an die Habsburger Stifter sowie die Beziehungen zum Erzhaus erloschen jedoch nicht.

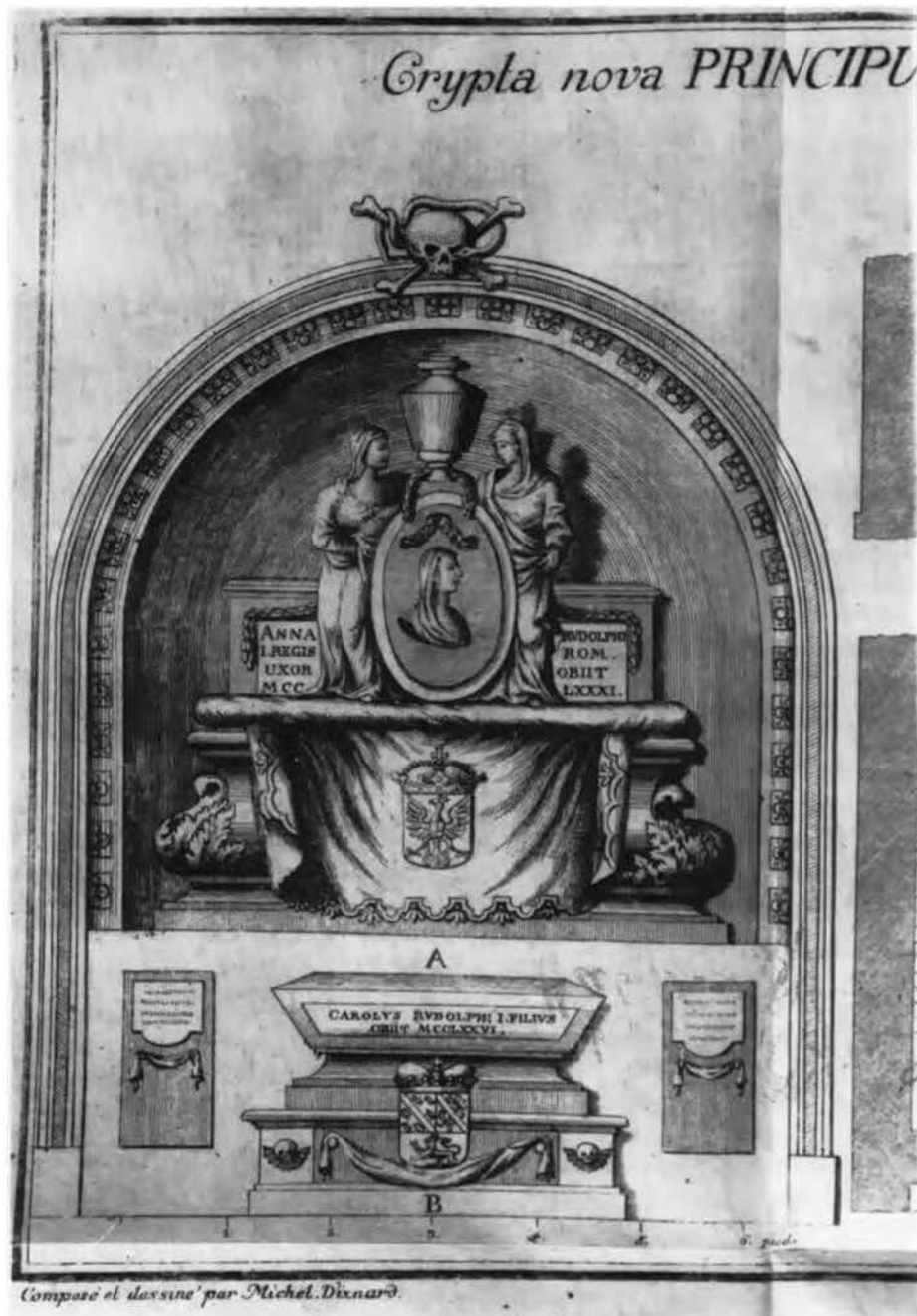


Abb. 6. Gruftnische für Königin Anna und Söhnchen Karl in der geplanten Habsburg Gruft zu St. Blasien, „entworfen und gezeichnet von Michel D'Ixnard“ (zu S. 33).



Abb. 7. D'Ixnards Entwurf für einen imposanten Gruftraum unter der Kirchenrotunde in St. Blasien für 14 Angehörige des Hauses Habsburg (zu S. 33).

Fast 40 Jahre vor Abt Franz II. Schächtelin in St. Blasien ist der Abt von Muri, Placidus von Zurlauben, 1702 in den Reichsfürstenstand erhoben worden. Auch die Aufhebung des Klosters 1841 vermochte nicht die Erinnerung an die früheste Habsburger Grablege zu verdrängen. Aus Gries bei Bozen, wohin 1845 Abt Adalbert Regli mit seinem Konvent übersiedelte, kehrten 1957 einige Patres nach Muri zurück, betreiben im ehemaligen Klostergebäude ein Benediktinerhospiz und versehen den Pfarrgottesdienst in der ehemaligen Klosterkirche. Im Jahre 1971 hob man in der Mitte der Loretokapelle im Nordflügel des Kreuzganges für Angehörige der kaiserlichen Familie aus dem Hause Habsburg-Lothringen eine Gruft aus, die heute ein Eisengitter deckt. Es wurden darin bestattet: Erzherzogin Xenia von Österreich, tödlich verunglückt am 20. September 1968, und ihr Sohn, Erzherzog Johannes von Österreich, ebenfalls durch Unfalltod mit 13 Jahren am 29. Juni 1975 verstorben. Hinter dem Tabernakel des Altars in der Loretokapelle birgt eine Urne das Herz des letzten Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, Karls I., der 1922 auf Madeira starb und dessen Leichnam dort ruht. Eine alte Tradition schien wieder aufzuleben, doch dem Wunsch und den Bemühungen des Habsburgerhauses, auch den Leichnam Kaiser Karls I. in die Gruft nach Muri überzuführen, haben sich die Behörden von Madeira nicht geneigt gezeigt.²⁷ Ob die hochbetagte Exkaiserin Zita — wie ursprünglich beabsichtigt — in Muri bestattet sein will, ist nach der 1982 und nach mehr als 60jährigem Exil erteilten Besuchsgenehmigung für die Republik Österreich fraglich geworden. Wird dereinst die Kapuzinergruft in Wien ihre letzte Ruhestätte werden?



Abb. 8. Eine der beiden Wandnischen in der Habsburg Gruft des Münsters zu St. Paul im Lavanttal. Bildnachweis: Das tausendjährige St. Blasien: 200jähriges Domjubiläum, Bd. 2, S. 311).

Wer als Besucher St. Blasiens die in unerwarteter, erlesener Schönheit zum 200jährigen Domjubiläum wiedererstandene Rotunde der ehemaligen Abteikirche betritt, empfindet in besonderer Weise den Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit: Statt Aufbahrung der Habsburger Toten — wären D'Ixnards Pläne verwirklicht worden, in einer monumentalen Gruftanlage unter der Rotunde — Aufstellung der Särge in Gewölben hinter dem Mönchschor. Von dort nach dem zwangsweisen Auszug der Konventualen übergeführt in die Benediktinerabtei St. Paul im Lavanttal, wo die Gruft der Habsburger, auf die man durch ein Bodengitter hinuntersehen kann, bei Kirchenführungen ausgespart bleibt. Nichts erinnert hier an die bronzenen Barocksarkophage der Habsburger in der Kapuzinergruft zu Wien, an das prunkvolle „Pantheon der Könige“ im Eskorial, an das eindrucksvolle „Maximiliansgrab“ in der Hofkirche zu Innsbruck, dem „großartigsten aller Habsburger Grabdenkmäler“. Schmucklose, übereinandergestapelte, armselige kleine Sargkisten in den vergitterten Gruftnischen von St. Paul sind das Ende einer vor 200 Jahren geplanten imposanten Habsburger Grablege in St. Blasien.²⁸ Nicht nur Bücher, auch Klöster und Gräber haben ihre Schicksale!

ANMERKUNGEN

- ¹ P. RUPERT AMSCHWAND, Das Benediktinerkloster Muri, 2. Aufl. Sarnen 1971, S. 6; An die Beziehungen des Klosters St. Blasien zum Kloster Muri erinnert u. a. das dreiteilige bunte Glasfenster im Kreuzgang des Klosters Muri, gestiftet von Abt Caspar I. (Molitor aus Schönau i. W. / 1541–1571), St. Blasien.
- ² Zu den differenzierten Forschungsergebnissen über Muri–St. Blasien und Habsburgerdynastie vergl. KARL SCHMID, Adel und Reform in Schwaben, zuletzt in: KARL SCHMID, Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter, Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, 1983, S. 349 ff.
- ³ König Rudolf v. Habsburg starb 73-jährig am 14. Juli 1291 zu Speyer, „wo viele meiner Vorgänger liegen, die auch Könige waren, und damit man mich nicht hinbringen muß, will ich selber zu ihnen geritten kommen“. Vergl. FRIEDRICH SCHOENSTEDT, Die großen Deutschen, Bd. I, Berlin West 1956, S. 231 ff.
- ⁴ HEINRICH WOELFLIN, Das Grabmal der Königin Anna im Münster zu Basel, in: Festbuch zur Eröffnung des Historischen Museums, Basel 1894, S. 151 ff.
- ⁵ Vergl. Abb. 5: In der Mitte der Längsseite der Reichsadler, links der Österr. Bindenschild, rechts das Wappen von Steiermark, am Kopfende der habsburgische Löwe, am Fußende das Hohenbergische Wappen (Familie der Königin).
- ⁶ CRYPTA SAN-BLASIANA NOVA PRINCIPUM AUSTRIACORUM TRANSLATIS EORUM CADAVERIBUS EX CATHEDRALI ECCLESIA BASILENSI ET MONASTERIO KOENIGS-FELDENSIS IN HELVETIA ANNO MDCCLXX. AD CONDITORIUM NOVUM MONASTERII S. BLASII IN NIGRA SILVA PER MARTINUM GERBERTUM EJUSDEM MONASTERII CONGREGATIONIS ABBATUM S.Q.R.I.P. TYPIS SAN BLASIANIS MDCCLXXXV, S. 15, 115.
- ⁷ Zur Lage des Klosters im Grundplan des röm. Lagers Vindonissa vergl. Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. III, Das Kloster Koenigsfelden, von EMIL MAURER, Verlag Birkhäuser Basel, 1954, S. 15 ff. Der Klostereingang lag unmittelbar neben den Fundamenten (heute noch erhalten!) des römischen Westtores. Verbindlich für den Standort des Fronaltars war die Todesstätte König Albrechts I. Als Tochter des Grafen Meinhard von Tirol muß der Königinwitwe Elisabeth der Gedanke an Klosterstiftung und fürstliche Grablege vertraut gewesen sein: ihr Vater und seine Gemahlin, Elisabeth von Bayern, in erster Ehe mit Kaiser Konrad IV. verheiratet und Mutter des letzten Hohenstaufen Konradin, gründeten zum Gedächtnis des mit seinem Freunde Friedrich, Sohn des bad. Markgrafen Hermann IV., 1268 in Neapel hingerichteten Konradin das Zisterzienserkloster Stams in Tirol. Es wurde zugleich die älteste Begräbnisstätte der Tiroler Landesfürsten, 1284 eingeweiht. Vergl. Dr. OSWALD GRAF TRAPP, Die Grabstätten der Landesfürsten und ihrer Familienmitglieder in Tirol, Jahrbuch der Vereinigung katholischer Edelleute in Österreich, Verlagsanstalt Tyrolia A. G. Innsbruck / Wien / München, 1933
- ⁸ Der ermordete König Albrecht I. wurde nicht in Königsfelden, sondern zunächst im Kloster Wettingen (Aargau) beigesetzt, 1309 in die Kaisergruft nach Speyer übergeführt. s. a. Anm. 6.
- ⁹ Außer der Königinwitwe Elisabeth (1262–1313) wurden in Königsfelden beigesetzt: Heinrich, Herzog von Österreich (1299–1327) und seine Gemahlin Gräfin Elisabeth von Virneburg († 1337); Herzog Leopold I. von Österreich († 1326) mit Gemahlin Hzgn. Katharina von Savoyen († 1337) und beider Tochter Katharina, Hzgn. von Coucy; Herzog Friedrich von Österreich (1316–1322), Sohn Friedrichs II. (1286–1330, Deutscher König 1314–1322); Hzgn. Elisabeth von Österreich († 1352), Gemahlin von Hzg. Friedrich IV. von Lothringen; Gräfin Jutta von Österreich († 1329), Gemahlin des Grafen Ludwig IX., von Öttingen; Königinwitwe Agnes (1281–1364), Tochter König Albrechts I. und der Stifterin Königinwitwe Elisabeth; Herzog Leopold III. von Österreich († 1386).
- ¹⁰ Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. III, Basel 1954, S. 10
- ¹¹ HEINRICH SCHREIBER, Freiburger Urk. Buch II, S. 27 ders., Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3, Freiburg 1857, S. 14
- ¹² Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, S. 44
- ¹³ ebda. S. 64 ff.
- ¹⁴ vergl. TRAPP (wie Anm. 7) a. a. O.

- ¹⁵ Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, S. 62, Anm. 2., In diesem Zusammenhang gehören auch die von den P. P. RUSTENUS HEER und MARQUARD HERRGOTT verfaßten acht Bände in Großfolio über die „Monumenta augustae domus Austriacae“ (1750–1760) und die mit vielen Kupferstichen ausgestattete von M. HERRGOTT und M. GERBERT veröffentlichte Taphographia Principum Austriae (4 Bde.); vergl. C. A. MÜLLER, St. Blasien und Basel, Basler ZG, Bd. 61, Basel 1961, S. 17–74.
- ¹⁶ ebda. s. Anm. 9
- ¹⁷ ebda.
- ¹⁸ Schreiben des k. k. Residenten in Basel vom 3. September 1770 an den Rat der Stadt Basel, Staatsarchiv Basel, Bau JJ 1, 1552–1848, Münster Allgemeines; Herrn Staatsarchivar Prof. Dr. Andreas Staehelin bin ich für Bereitstellung der einschlägigen Archivalien und für nützliche Hinweise sehr zu Dank verbunden.
- ¹⁹ ebda.
- ²⁰ Protokoll vom 5. September 1770, Staatsarchiv Basel, Kleiner Rat 143; vergl. a. C. A. Müller a. a. O.
- ²¹ Protokoll vom 21. September 1770, Staatsarchiv Basel, Bau JJ 1, 1552–1848, Münster Allgemeines; s. a. C. A. Müller a. a. O.
- ²² Die von MARTIN GERBERT in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung „De translatis Habsburgo Austriacorum principum, eorumque conjugum cadaveribus ex ecclesia cathedrali Basileensi et Monasterio Koenigsfeldensi in Helvetia ad conditorium novum Monasterii S. Blasii in Silva nigra per M. GERBERTUM. Typis San Blasianis 1772“ ist nochmals abgedruckt in der 1785 veröffentlichten Publikation: s. Anm. 6
- ²³ Giovanni G. Bagnato hat 1746/1753 die Propsteigebäude von Klingnau in vornehm schlichten schloßartigen Stil umgewandelt.
- ²⁴ Das tausendjährige St. Blasien, 200jähriges Domjubiläum, Ausstellung im Kolleg St. Blasien, Bd. 2, Aufsätze, Badenia Verlag Karlsruhe 1983, S. 250 ff., wo die anerkennenden Geschenke der Kaiserin Maria Theresia für Fürstabt Martin Gerbert als Auszeichnung für die Translation der Habsburger Gebeine aufgezählt sind.
- ²⁵ HERMANN BROMMER, St. Blasien/Schwarzwald = Schnell, Kunstführer Nr. 555, 1983, 25. Aufl., S. 6
- ²⁶ FRITZ STANZEL, Die Gruftkapelle im Münster zu St. Paul im Lavanttal, ZDTV Kunstwiss., Bd. 5, Berlin 1938
- ²⁷ Freundliche Auskunft von Frau Fahler, CH 3650 Muri AG
- ²⁸ vergl. HEINRICH WISCHERMANN, Die Habsburger Gruft, in: HEINRICH HEIDEGGER/HUGO OTT (Hrsg.), St. Blasien, Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche, Schnell und Steiner, München, Zürich, 1983, S. 286–291.

Friburgum slavicum

Von
ANTONÍN MĚSTAN

Freiburg liegt weder im östlichen Bayern noch in der Lüneburger Heide, und so wäre es müßig, in Freiburg und Umgebung nach Spuren slawischer Besiedlung zu forschen. Nichtsdestoweniger haben im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Slawen die Stadt besucht, meist auf dem Weg in andere Regionen Westeuropas. Sie kamen als Kaufleute oder Soldaten, als Studenten oder Wissenschaftler, als Arbeiter, als Reisende oder auch als Emigranten.

Die Zahl der Ankömmlinge aus slawischen Ländern stieg besonders seit der Zeit, als Freiburg unter die Herrschaft der Habsburger kam, beträchtlich an. Dies erscheint nur natürlich angesichts der großen Zahl von Slawen, die im österreichischen Vielvölkerstaat lebten. Es überrascht nicht, daß unter den Slawen, die Freiburg besuchten, die Tschechen zahlenmäßig herausragten, bildeten sie doch die größte slawische Gruppe im Habsburger Reich. Besonders lebendig waren die Beziehungen zwischen den Universitäten Prag und Freiburg, und zwar über einen langen Zeitraum. Allerdings finden wir Tschechen bzw. Böhmen in großer Zahl auch in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens. Häufig wurden Regimenter aus Böhmen bei Kämpfen am Oberrhein eingesetzt. So erfahren wir z.B. über die Eroberung Freiburgs durch französische Truppen im August 1744 (in der zweiten Phase des Österreichischen Erbfolgekrieges): „Die Besatzung von Freiburg, bei der u.a. die böhmischen Grenadiere sich auszeichneten, verteidigte sich heldenmütig.“

Unter den Slawen, die an der Freiburger Universität studierten, ragen zunächst vor allem Polen heraus — allein Ende des 16. Jahrhunderts bis etwa 1630 waren es etwa 60 Polen, die für ein oder mehrere Semester die Universität Freiburg besuchten. Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges versiegte der Zustrom aus Polen, um erst wieder nach dem polnischen Aufstand von 1830 anzusteigen. Dafür kamen im 18. Jahrhundert in wachsender Zahl Studenten aus den böhmischen Ländern nach Freiburg. Dies ist begreiflich angesichts der Tatsache, daß es erst nach der Rekatholisierung Böhmens im 17. Jahrhundert Tschechen gab, die bereit waren, an der streng katholischen Universität Freiburg zu studieren. Die ersten russischen Studenten tauchen in Freiburg erst im Jahre 1780 auf. Hierbei handelt es sich um zwei Medizinstudenten, die man ins Ausland geschickt hatte, die aber ihren Studienverpflichtungen wohl nicht allzu ernsthaft nachgekommen waren. Friedrich Straub schreibt über sie (in: Die Matrikel der Universität Freiburg von 1656 bis 1805, Bd. 2

Freiburg 1957, S. 38 f.): „Der eine, Orloff, legte ein Zeugnis der Universität Straßburg vom 15. 9. 1775 vor, war kränklich und starb schon nach zwei Monaten (2. Januar 1781). Seine Beerdigung — die eines Orthodoxen — erregte Aufsehen. Er wurde auf dem Soldatenfriedhof . . . begraben. Der zweite Russe, Kludščarew, ließ sich noch am Tage seiner Immatrikulation (6. November 1780) das erste medizinische Examen abnehmen, dem am 14. das zweite folgte. Seine Promotion (25. Januar 1781) machte zunächst Schwierigkeiten, da jeder Doktorand damals noch die *professio fidei* ablegen mußte. Das konnte man von dem (orthodoxen — A. M.) Russen nicht verlangen.“

Während der Napoleonischen Kriege kam der österreichische Offizier und tschechische Adlige Jan Jeník z Bratřic, ein zu seiner Zeit bedeutender tschechischer Schriftsteller und Volkskundler, mit seinem böhmischen Regiment nach Freiburg. Er hinterließ ein Manuskript mit Erinnerungen, die erst nach seinem Tode im Druck erschienen. Hieraus erfahren wir über einen der Feldzüge in der Umgebung Freiburgs u.a. folgendes: „Am 17. November (1797 — A. M.) gelangte ich mittags nach Emmendingen, wo der Regimentsstab lag. Hier meldete ich mich beim Herrn Oberst. . . Der Herr Oberst lud mich zu sich zum Mittagessen ein, und abends begab ich mich zu meiner Hundertschaft nach Bombach. — 3. Dezember. Allerorten erzählt man, das Regiment werde in einigen Tagen den Befehl erhalten, in die Gegend von Ulm zu ziehen, wo es jedoch nicht lange bleiben werde, denn nach dem unlängst geschlossenen Frieden (der Friede von Campo Formio vom 17. 10. 1797, dessen Bedingungen Napoleon diktiert hatte — A. M.) werde es in die Friedensgarnisonen im lieblichen Böhmen zurückkehren. — Am 9. Dezember waren alle drei Bataillons bereits in der großen Stadt Freiburg einquartiert. — Am 17. Dezember machten wir in Dürmentingen Rast. In der Umgebung hielten sich viele preußische Anwerber auf, die verschiedene Mittel, ja sogar hübsche Mädchen, benutzten, um unsere Mannschaft abzuwerben und zu verführen. Desertionen waren an der Tagesordnung, viele äußerst gute Leute ließen sich von den Preußen für ein hohes Handgeld anwerben. Ich selbst verlor in meiner Hundertschaft den besten Mann, den mir ein solches Mädchen zu den preußischen Anwerbern entführte.“ (Jan Jeník z Bratřic, *Z mých pamětí*, Prag 1947, S. 170).

Die Niederschlagung des polnischen November-Aufstandes im Jahre 1831 führte zu einer polnischen Emigrationswelle in den Westen. Zahlreiche Polen blieben in Deutschland, und viele von ihnen kamen auch nach Baden bzw. nach Freiburg. Hier schlug ihnen eine Welle der Hilfsbereitschaft entgegen, wovon insbesondere die Aktivitäten des Freiburger Polenvereins zeugen. Der enthusiastische Empfang, den man den ersten polnischen Flüchtlingen bereitete, veranlaßte die badische Regierung schließlich, den Flüchtlingsstrom nach Frankreich über andere Orte zu lenken.

Einige polnische Emigranten fanden in Freiburg eine neue Heimat. Der bedeutendste unter ihnen war der seinerzeit berühmte Philosoph der Romantik und Theoretiker der Pädagogik Bronislaw Trentowski (1808—1869). Schon Dmytro Čyževskij fand bei seinen Studien in Freiburg heraus, daß zahlreiche polnische, tschechische und andere slawische Drucke der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in der Freiburger Universitätsbibliothek aufbewahrt werden, wahrscheinlich aus der

Bibliothek Trentowskis stammen. Trentowski war nämlich in den Jahren 1838 bis 1851 Dozent der Philosophie an der Universität Freiburg. Wie die damalige Freiburger Öffentlichkeit Trentowski sah, zeigt Cajetan Jägers 1839 in Freiburg veröffentlichtes kleines Lexikon „Literarisches Freiburg im Breisgau“ (S. 162): „Endlich kam (Trentowski — A. M.) nach Heidelberg, wo er nach Vorlegung seiner Papiere im Wintersemester 1832 als Studiosus philosophiae den akademischen Matrikel erhielt. Vor dem Winter 1833 nahm er seinen Aufenthalt in Freiburg. Hier bis jetzt lebend und seine Wissenschaft cultivierend, ward er im Jahr 1836 auf ein vorgelegtes Manuscript Doctor der Philosophiae. Sein ruhiges, von allem politischen Treiben entferntes und nur der Wissenschaft gewidmetes Leben, wie auch sein erschienenes Werk dienten ihm zur Empfehlung und zur Erhaltung des badischen Indigenats. Im Jahre 1838 ward er Privatdocent der Philosophie und eröffnete seine Collegien. Er strebt sein eigenes System zu realisieren.“

Schriften

1. Freie Übersetzung der Schillerschen „Braut von Messina“ ins Polnische.
2. Über die Euphonie der polnischen Sprache zur Begründung der Grammatik derselben, eine ausführliche philosophisch-philologische Abhandlung in den Warschauer Jahrbüchern vom Jahr 1830.
3. Einige Legenden, Sonneten und kleinere Gedichte, teils mit seiner Unterschrift, teils anonym in verschiedenen belletristischen Zeitschriften.
Alles dieses in der polnischen Sprache.
4. Grundlage der universellen Philosophie. Freiburg 1837—8.
5. De vita hominis aeterna. Friburgi 1838.“

Wie man sieht, befaßte sich Trentowski außer mit philosophischen Fragen auch mit der Philologie — und zwar sowohl mit der Sprachwissenschaft als auch mit der Literaturgeschichte. Er studierte insbesondere die Werke tschechischer Slawisten und Dichter (z. B. kannte er die Werke von Dobrovský, Jungmann, Šafařík und Kollár), später auch die des Slowenen Bartolomej Kopitar — und daneben natürlich in erster Linie die Werke polnischer Autoren. Man kann also durchaus davon sprechen, daß sich Trentowski in Freiburg auch der Slawistik widmete. Allerdings war dies eine gänzlich romantisch verstandene Slawistik, wobei etwa die „Sanftmut“ der Slawen laut Trentowski außerhalb jeder Diskussion stand. Ein lateinisches Zitat nach Kopitar, das für Trentowski einen unumstößlichen Tatbestand aufzeigt, spricht eine beredte Sprache: „Slavi rem rusticam vel civilem satis quidem recte exercebant, at militare plane neglexerant, a sua metientes aliorum aequitatem et iustitiam.“

Die philosophischen Schriften Trentowskis — wie auch seine Exkurse in den Bereich der Slawistik — haben heute nur mehr historischen Wert, obgleich sie in Polen gerade heutzutage eifrig studiert und kommentiert werden. In einer Hinsicht hat Trentowskis Werk, das während seiner Tätigkeit an der Freiburger Universität entstand, allerdings in der Geschichte der polnischen Kultur tiefe Spuren hinterlassen: in beträchtlichem Maße ist Trentowski der Schöpfer der polnischen pädagogischen

Terminologie, die bis heute Gültigkeit hat. Und nicht nur dies: viele der heute in Polen gebräuchlichen Termini aus dem Bereich der Philosophie schuf Trentowski gerade in Freiburg.

Trentowski bewegte sich in der polnischen, deutschen und französischen Geisteswelt seiner Zeit als bekannte Persönlichkeit. Er unterhielt zu deutschen Philosophen ebenso Beziehungen wie zu zahlreichen Franzosen aller Schichten. In Frankreich wurde er auch im Jahre 1840 (möglicherweise im Elsaß) in die Freimaurer-Bewegung aufgenommen und war später eines der führenden Mitglieder der Freiburger Loge. Seine deutsch verfaßten Freimaurer-Schriften werden bis heute in der Fachliteratur über die deutschen Freimaurer zitiert.

Unter den polnischen Persönlichkeiten seiner Zeit kannte er auch die herausragendsten, wobei in seinem Leben der polnische Dichter der Romantik Zygmunt Krasiński aus dem berühmten Dreigestirn Mickiewicz — Slowacki — Krasiński eine besondere Rolle spielte. Trentowski war mit Krasiński eng befreundet (sie duzten sich), und diese Freundschaft belegt nachdrücklich ihre Korrespondenz, die in den Gesammelten Werken Krasińskis allerdings nur teilweise abgedruckt ist. Krasiński propagierte Trentowskis Philosophie auf jede nur mögliche Weise und unterstützte ihn auch dank seines großen Vermögens in erheblichem Maße finanziell — man könnte sogar sagen, daß er den Lebensunterhalt Trentowskis und seiner Familie bestritt (einschließlich eines Kuraufenthalts in der Schweiz).

Trentowskis Leben und Schaffen blieben 36 Jahre lang eng mit Freiburg verbunden. Hier heiratete er die Tochter eines Freiburger Patriziers, hier starb er am 16. Juni 1869, und hier wurde er auch begraben. Für jene Polen, die sich mit der Geschichte der polnischen Kultur befassen, ist Freiburg vor allem die Stadt Trentowskis, eine Stadt, in der eine große Zahl von Werken der polnischen romantischen Philosophie entstand wie auch ein beträchtlicher Teil der heutigen polnischen philosophischen und pädagogischen Fachterminologie.

Während gebildete Tschechen und nach ihnen Polen bereits seit langem Freiburg für sich entdeckt haben, finden sich Vertreter der russischen Intelligenz erst im 20. Jahrhundert in der Schwarzwaldmetropole. Dies ist eigentlich überraschend, wenn man bedenkt, welche Rolle das nahe gelegene Baden-Baden in der Geschichte der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts spielte — der Hinweis auf Turgenev und Dostoevskij mag an dieser Stelle genügen.

Das erste Viertel des 20. Jahrhunderts führte allerdings gleich zwei bedeutende Gestalten der russischen Literatur nach Freiburg. Im Jahre 1905 verbrachte die damals 13jährige Marina Cvetaeva einige Monate in einem Freiburger Privat-Internat. Für sie, neben Anna Achmatova die bedeutendste Dichterin der modernen russischen Literatur, wurde die Atmosphäre Freiburgs zum Inbegriff Deutschlands und seiner Lebensart. Noch 1933 erinnerte sie sich mit Dankbarkeit an die in Freiburg verbrachte glückliche Zeit. Eine Fahrt von Freiburg in die Umgebung schilderte sie mit den Worten: „Anfänglich alte Häuser, dann glückliche Häuser, die in die Felder schauen. Glückliche Felder . . . Dann tannenbedeckte Hügel, in der Ferne aufsteigend, näher kommend . . . Die Hügel des Schwarzwaldes . . .“ Und noch das Gedicht „Germanii“ (An Deutschland), unter dem Eindruck des Einmarsches der deutschen Truppen nach Prag im April 1939 geschrieben, beginnt mit den Worten:

„O deva vsech rumjanej / Sredi zelenych gor —/ . . .“ (O Jungfrau mit den blühendsten Wangen von allen / Inmitten grüner Berge —/).

Sie beschreibt das „Gasthaus zum Engel“ in Horben und seinen Wirt, mit dessen Kindern sie häufig spielte, und sie berichtet über einen Besuch bei der Fürstin von Thurn und Taxis, von der sie erst viel später erfuhr, daß sie eine Mäzenin des von Cvetaeva verehrten Rilke war. Den Namen der Fürstin deutete sie dabei, wie sie freimütig bekennt, als „Tour et Taxus“, als „Efeuturm“ (bašnja v pljušče). Die märchenumwobenen Züge des „Efeuturms“ strahlen auch auf andere Eindrücke über, so etwa, wenn sie den Bohrerbach in Günterstal (mit „leichter“ Übertreibung) als Fluß der Undine des Baron de la Motte-Fouqué schildert: „ . . . anfänglich eine scharf ansteigende Landstraße, dann, von irgendeiner Biegung aus, mehr geahnt als sichtbar, der mit seinem doppelten Saum von Weiden verwachsene geliebte, kalte Bohrerbach, halb Fluß der Undine, halb Bach, in den zu steigen man uns immer - wegen seines eiskalten Wassers — verboten hatte, und in den wir einmal, von Kopf bis Fuß, im Kleid . . .“ (Der Satz bricht unvermittelt ab — A. M.). Über diese märchenhaften Züge hinaus blieb nicht zuletzt auch das Bild des Heiligen Georg, des Drachentöters, wie er am Schwabentor zu sehen ist, in ihrem Gedächtnis haften. Diese Gestalt taucht häufiger in ihrem Werk auf, so in dem Gedicht-Zyklus „Georgij“ aus dem Jahre 1921.

Marina Cvetaeva hielt sich deshalb in Freiburg auf, weil ihre Mutter im Klima des Schwarzwaldes Heilung von der Tuberkulose suchte. Überhaupt genoß der Schwarzwald damals unter der russischen Intelligenz den Ruf eines beinahe Wunder wirkenden Sanatoriums. Der weltbekannte russische Schriftsteller und Dramatiker Anton Pavlovič Čechov, selbst Arzt und schwer an Tuberkulose erkrankt, suchte zwar 1904 in Badenweiler, wo er bald starb, Heilung, doch andere Russen, die an Tuberkulose litten, wählten lieber die Umgebung Freiburgs. Maksim Gor'kij kam im Dezember 1921 nach St. Blasien, um im dortigen Sanatorium Heilung zu suchen. Da er seinen Aufenthalt nicht geheim hielt, war es fast natürlich, daß er noch vor Weihnachten 1921 eine Einladung erhielt, an der Universität Freiburg vor Arbeitern über Rußland und die russische Literatur zu sprechen. Am 25. Januar 1922 übersandte er der „Freiburger Zeitung“ einen Beitrag, in dem er sich für eine Annäherung zwischen Deutschland und Rußland aussprach. Im März 1922 machten deutsche Filmemacher von ihm während eines Spaziergangs in St. Blasien Aufnahmen, ohne ihn jedoch um eine Genehmigung gebeten zu haben. Gor'kij protestierte schriftlich bei den deutschen Behörden, und am 1. April 1922 übersandten die Film-Gesellschaften „Express-Film“ und „Der Tag im Film“ in Freiburg Gor'kij ein Schreiben, in dem sie nachträglich um die Zustimmung baten, die Aufnahmen mit ihm in den Kinos zeigen zu dürfen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Filmaufnahmen von Gor'kij vom Frühjahr 1922 in St. Blasien bis heute in irgendeinem Archiv überdauert haben.

Im April 1922 reiste Gor'kij aus St. Blasien an die Ostsee ab, kehrte aber am 6. Juni 1923 nach Freiburg zurück und nahm in der Pension „Kyburg“ in Günterstal Quartier. Gor'kij war von Freiburg begeistert, wie wir aus seinen Briefen wissen. In Freiburg erhielt der Besuch von zahlreichen herausragenden Persönlichkeiten - so war z.B. am 1. Juli 1923 der bekannte Theater-Regisseur Konstantin Stanislavskij

zusammen mit der Schauspielerin Olga Knipper-Čechova (der Witwe Anton Čechovs) bei ihm zu Gast. Unter den weiteren Gästen finden wir Deutsche, Österreicher, Engländer, Amerikaner, ja selbst einen Bulgaren und einen Isländer. Im September 1923 zog Gor'kij in Günterstal in das Haus Dorfstraße 5 um, und im November 1923 verließ er Freiburg für immer. Es ist eigentlich nur schade, daß der Aufenthalt Gor'kij's in Freiburg nicht auch Spuren in seinem literarischen Werk hinterließ.

Nach dem Ersten Weltkrieg kamen nicht nur Russen mit einem sowjetischen Reisepaß nach Freiburg. Die Revolution und der anschließende Bürgerkrieg bewirkten, daß Freiburg auch zur Heimat russischer Emigranten wurde, wenn auch nur für eine begrenzte Zeit. Der ukrainische Slawist und nachmalige Professor der Universität Heidelberg Dmytro Čyževskýj erinnerte sich später gern und mit Dankbarkeit an die Zeit seiner Studien an der Freiburger Universität. Als Emigrant aus dem vorrevolutionären Rußland lebte er abwechselnd in der Tschechoslowakei und in Deutschland, wobei er die besten Erinnerungen an Freiburg und Prag hatte. Beim Studium slawischer Bücher der Freiburger Universitätsbibliothek stieß er dabei, wie erwähnt, auf die Bücher aus dem Nachlaß Trentowskis. Er nahm auch regen Anteil am Freiburger kulturellen Leben und widmete sich dabei vor allem den slawisch-deutschen Kulturbeziehungen. Hiervon zeugt u. a. der Aufsatz „Johann Peter Hebel in Rußland“, abgedruckt in der vierten Nummer der „Freiburger Theaterblätter“ aus dem Jahre 1926, in dem er sich mit dem Echo des literarischen Werkes dieses Dichters des Schwarzwaldes in der russischen Öffentlichkeit befaßte.

An der Universität Freiburg studierten und wirkten auch in früheren Zeiten zahlreiche Studenten und Gelehrte aus slawischen Ländern. Es ist unmöglich, auch nur flüchtig alle bedeutenden von ihnen hier zu erwähnen. Stellvertretend sollen zwei hervorgehoben werden, die in beträchtlichem Maße mit ihrem Werk bis in die Gegenwart hinein wirken. Es handelt sich um zwei Philosophen, einen Polen und einen Tschechen.

Edmund Husserl, aus dem mährischen Prostějov (Proßnitz) gebürtig und ursprünglich Mathematiker, bis er auf den Rat des späteren tschechoslowakischen Staatspräsidenten und Professors für Philosophie Masaryk zur Philosophie überwechselte, zog bald nach seiner Ernennung zum Ordinarius für Philosophie an der Universität Freiburg Studenten und junge Wissenschaftler aus der ganzen Welt an. Aus Polen kam zu Husserl nach Freiburg der später bedeutende polnische Philosoph Roman Ingarden, mittlerweile seit Jahrzehnten einer breiteren deutschen Öffentlichkeit durch sein deutsch verfaßtes Werk „Das literarische Kunstwerk“ (1931) bekannt. Der Phänomenologe Husserl stand so an der Wiege eines literaturwissenschaftlichen Werkes, das repräsentativ ist für die phänomenologische literaturwissenschaftliche Interpretationsschule. Ingarden habilitierte sich 1924 für das Fach Philosophie an der Universität Lemberg, an der er ab 1933 als außerordentlicher Professor für Philosophie tätig war. Unter dem Einfluß Husserls und seiner Lehre entstand die Mehrzahl der von Ingarden nach 1924 verfaßten Arbeiten. Hierunter finden sich auch polnisch geschriebene Werke, vor allem die „Szkice z filozofii literatury“ (Skizzen zur Philosophie der Literatur, 1947), neben Werken in anderen Sprachen, insbesondere in Deutsch. Ingarden kam zwar als bereits ausgeprägte

Persönlichkeit zu Husserl nach Freiburg, trotzdem läßt sich aber behaupten, daß sein Freiburger Aufenthalt vor allem auf seine Arbeiten im Bereich der Ästhetik großen Einfluß hatte.

Ein zweiter bedeutender Schüler Husserls war der bekannte tschechische Philosoph Jan Patočka (1907—1977), der erste Sprecher der „Charta 77“. Nach Beendigung des Studiums der Philosophie an der Karls-Universität in Prag kam Patočka 1933 als Stipendiat der Humboldt-Stiftung nach Freiburg. Husserl lud den jungen tschechischen Philosophen bald darauf in seine Wohnung in der Lorettostr. 42 ein, wo er ihn mit den Worten begrüßte: „Na endlich! Ich habe Schüler gehabt aus aller Herren Länder, aber daß ein Landsmann zu mir gekommen wäre — das hat sich noch nie ereignet.“ Der Mähre Husserl hatte selbstverständlich Grund, den Böhmen Patočka als seinen Landsmann zu betrachten. Patočka erinnerte sich später gerne an die fast täglichen „philosophischen Spaziergänge“ mit Husserl und dessen damaligen Assistenten, dem nachmaligen Freiburger Ordinarius für Philosophie Eugen Fink. Diese Spaziergänge führten meist über den Burghaldenring auf dem Schloßberg, oft bis hin nach St. Ottilien.

Nach der Beendigung seines Studienaufenthalts in Freiburg im Sommer 1933 hielt Patočka seinen Kontakt zu Husserl weiter aufrecht. Im Dezember 1934 kam Patočka erneut nach Freiburg — diesmal hauptsächlich deshalb, um Husserls Besuch in Prag im Jahre 1935 vorzubereiten. Über diesen zweiten Aufenthalt in Freiburg schrieb Patočka später: „Am heiligen Abend bekam ich von Husserl ein einzigartiges Geschenk. Auf den ersten Blick unscheinbar — ein hellbraunes Stück Holz — entpuppte es sich beim näheren Umgang als ein einfaches Leseputz, zum Aufstellen des Buches beim Studium. Es war das Leseputz, das Masaryk bei seiner Abreise aus Leipzig dem jungen Mathematiker, der sich für Philosophie interessierte, zurückließ, und das dieser seit Ende der siebziger Jahre noch immer aufbewahrte — in treuem Andenken!“ Husserl hielt die Beziehungen zu Masaryk bis zu dessen Tod im Jahre 1937 aufrecht.

1935 besuchte Husserl auf Initiative Patočkas Prag und hielt sowohl im Prager Philosophischen Kreis als auch im Prager Linguistischen Kreis Vorlesungen, wobei er auch mit Roman Jakobson Freundschaft schloß. Leider ließ sich Husserl aber damals nicht von O. Kokoschka — der zu dieser Zeit in der Prager Emigration lebte — dazu überreden, ihm für ein Porträt Modell zu sitzen.

Zu einer letzten Begegnung Patočkas mit Husserl kam es im Herbst 1937 in Freiburg, als Patočka vom Philosophen-Kongreß in Paris zurückkehrte. Hierüber bemerkte Patočka später: „Schon vor dem Kongreß ereigneten sich düster stimmende Verluste: Masaryks Tod, Rádl's Zusammenbruch [eines tschechischen Philosophen und Schülers von Masaryk — A. M.]. Nun fand ich aber auch Husserl, den Mann des Muts zur unerbittlichen Klarheit, nicht wenig düster gestimmt. Er wußte von der furchtbaren Ungunst der Lage und machte sich keine Illusionen — der tschechoslowakische Traum war für ihn ausgeträumt, das Lebenswerk wieder einer vollkommenen Dunkelheit ausgeliefert, für das Land selbst sah er keine Hoffnung.“ Husserl mußte auch die Hoffnung aufgeben, nach Hause — in die böhmischen Länder - übersiedeln zu können, wo er sein Archiv deponieren wollte und worüber er mit Patočka in ständigen Verhandlungen stand.

Selbst nach Husserls Tod blieben die Beziehungen Patočkas zur Universität Freiburg bestehen. So hielt er in der Zeit des „Prager Frühlings“ an der Freiburger Universität am 6. Februar 1968 einen Vortrag über „Die Tschechische Philosophie und ihre gegenwärtige Phase“, und ein zweiter Vortrag folgte am 11. Juni 1968.

Man könnte noch viele weitere Beispiele anführen, die von der Bedeutung Freiburgs für die Slawen in der Vergangenheit Zeugnis ablegen. In der Gegenwart beweisen die Tätigkeit des jugoslawischen Konsulats in der Stadt, die regelmäßigen russischen, ukrainischen, polnischen, kroatischen und tschechischen Gottesdienste, der Sitz des slowakischen katholischen Bischofs im nahen Grunern und eine umfangreiche Privatsammlung moderner tschechischer Malerei ebenso wie Hunderte, ja vielleicht Tausende von in Freiburg mittlerweile beheimateten Angehörigen slawischer Völker, daß das „Friburgum slavicum“ eine Tatsache ist. Auch an der Universität Freiburg gibt es unter den Professoren und den übrigen Lehrkräften Vertreter slawischer Völker, und unter den Studenten finden sich gleichfalls seit Jahrzehnten wieder viele Slawen.

Die Errichtung des Slavischen Seminars im Jahre 1962 zeigte ebenso wie die bald darauf erfolgte Einrichtung einer „Abteilung für Osteuropäische Geschichte“ im Historischen Seminar (unter Professor Dr. Gottfried Schramm), daß auch Freiburg und seine Universität großes Interesse an der slawischen Welt haben. Der Begründer und langjährige Leiter des Slavischen Seminars, Professor Dr. Wilhelm Lettenbauer, der auch jetzt noch in Forschung *und* Lehre aktiv ist, verkörpert dabei gleichsam die ganze Spannweite der slawischen Sprach- und Geisteswelt. Er begann als Lektor für Tschechisch und widmete der tschechischen Literatur gerade vor kurzem wieder mit einer neuen Arbeit Aufmerksamkeit, er befaßte sich mit der polnischen Romantik (u. a. gerade mit Krasiński) und südslawischen Themen, er schrieb nicht zuletzt eine „Russische Literaturgeschichte“, und er führt auch gern russische Gäste auf den Spuren Cvetaevas, Gor'kij oder auch eines Čechov durch Freiburg und seine Umgebung. In den zwanzig Jahren der Tätigkeit des Slavischen Seminars wurden — vor allem unter der Anleitung Professor Lettenbauers — zahlreiche Arbeiten über die unterschiedlichsten slawischen Themen verfaßt, wobei auch nicht jene slawischen Persönlichkeiten übergangen wurden, die mit ihrem Leben und Werk Freiburg verbunden sind.

Blei, Silber und Glas

Eine Studie zur Entwicklung des heimischen Bergbaus

Von
W. GERD KRAMER

Die wichtige Rolle, die dem mittelalterlichen Blei- und Silberbergbau zukommt, ist allgemein anerkannt, auch die Tatsache, daß die Stadt Freiburg durch Jahrhunderte ihren Reichtum aus ihm schöpfte und aus seinen Erträgen das Münster erbaute. Wir wissen jedoch wenig über die Ursprünge und frühe Entwicklung des Bergbaus im Schwarzwald und seine Auswirkungen auf die Stadtgeschichte. Es gibt ebensowenig eine Antwort auf die wichtige Frage nach dem Wie und Wann der Entdeckung des geringen, aber entscheidenden Silbergehalts im Blei und auf den Einfluß der Glasherstellung auf den Bergbau.

Der folgende Beitrag versucht, einige Fakten und ihre Zusammenhänge aufzuzeigen, die im Mittelalter für die Entwicklung unseres Landes von großer Bedeutung gewesen sind und in welcher Weise der Markt nachgeschalteter Handwerke auf den Bergbau zurückwirkte. Wenngleich sich Einzelheiten nicht immer belegen lassen, so erlaubt uns doch die Kenntnis allgemein gültiger Gesetzmäßigkeiten der Produktion und des Wirtschaftens ihre Anwendung auf geschichtliche Situationen und ermöglicht uns dadurch die Aufhellung bislang unbekannt gebliebener Zusammenhänge.

Als Beispiel dafür diene die einfache Feststellung, daß am Ende der Jungsteinzeit die Verhüttung von Erzen zu Metallen im Mittelmeerraum entdeckt wurde. Dieser Prozeß muß jedoch bei einer Tätigkeit gefunden worden sein, die die alten Handwerker zu anderen Zwecken ausübten. Nun traten aber die ersten Metalle ausschließlich in Kulturen auf, die die Töpferei kannten, und zeitlich erscheint bei ihnen die Metallherstellung stets nach der Töpferei. So liegt der Schluß nahe, daß man die Verhüttung von Erzen, die eine so bedeutende kulturgeschichtliche Wende einleitete, bei keramischen Arbeiten fand. Bei einigem Nachdenken erklärt sich auch die wahrscheinliche Ursache: Viele in der Natur vorkommende, stark farbige Verbindungen wie rote Mennige, violetter Zinnober, blauer Malachit und schwarzer Bleiglanz sind von Keramikern zu Glasuren, Verzierungen oder Bemalungen benutzt und bei dem unbeabsichtigten, gegen Ende des Brennprozesses aber möglichen Luftmangel oder Holzkohlenüberschuß reduziert und zu flüssig auslaufenden Metallen umgesetzt worden. Letztere fanden sich dann beim Ausräumen als erstarrte Reguli an den Böden der Öfen. Blei ist besonders leicht reduzier- und schmelzbar, wahrscheinlich wurde es schon vor der Bronze, um 3500 v. Chr. entdeckt. Archäologisch bewiesen sind die Bleibergwerke in Laurion bei Athen für die Zeit um 2900 v. Chr. Sie sind also schon von vorgriechischen Kulturen betrieben worden.

Die Entstehung mineralhaltiger Formationen im Schwarzwald

Vor etwa 450 Millionen Jahren bildete sich das heutige Hauptgestein des Schwarzwalds, der Gneis, infolge thermischer Metamorphosen archaischer Sedimentgesteine. In weitem Ring ziehen sie sich heute um die Freiburger Bucht und bestehen im Wesentlichen aus Quarz, Feldspäten und Glimmern. Im Osten werden sie von 250—280 Millionen Jahre alten Deckgesteinen umfaßt, unter denen der Buntsandstein eine bedeutende Rolle spielt. Vor etwa 50 Millionen Jahren beginnen dann erneute, gewaltige, aber langsame Hebungen, die das ganze Schwarzwald-Vogesen-gebiet umfassen, während sich der Rheingraben gleichzeitig abzusenken beginnt*. Später, als die Hebungsvorgänge beendet sind, bricht der Oberrheingraben gänzlich ein und wird zum tiefen buchtartigen Meeresarm. In der Eiszeit füllt er sich mit Alpenschutt und nimmt die heutige Ausformung an.

Während des Obercarbon und Perm, vor etwa 250—300 Millionen Jahren dringen granitische Schmelzen aus den Tiefen hervor, die auf ihrem Weg nach und nach erstarren. Nur an wenigen Stellen stoßen sie zur Erdoberfläche durch, vielfach als Quarz-Porphyrgänge. Größere Granitvorkommen finden sich heute im Blauen-gebiet, bei Triberg und südlich Baden-Baden. Dabei bildeten sich Erze auf verschiedene Arten, im südlichen Schwarzwald überwiegen die hydrothermalen Erzgänge. Granite enthielten nämlich bis zu 10% Wasser, das sich während der Durchstoßungen ausschied und überschüssige oder im Granit unlösliche Ionen mit sich führte, vorwiegend Blei, Kupfer, Eisen, Zink, Schwefel und Fluor. Beim Auskühlen unter Druckentlastung schieden sich diese als Sulfide oder Fluoride aus. Man erkennt dies noch an den Erzadern, die den Gesteinsschichten folgen, den gebauchten Drusen, ehemaligen Wasseradern, von deren Rändern her sich oft prachtvolle Kristalle bildeten. Im südlichen Schwarzwald dominieren die silberhaltigen Blei-Zink-Mineralien, im mittleren tritt der Bleiglanz stark hervor.¹

Silber als gediegenes Metall findet man selten und in winzigen Kriställchen (Wittichen, Frohnbachtal, Teufelsgrund). Jedoch berichtet der elsässische Bergrichter Hubinsack aus Lebertal an Sebastian Münster von zwei seltenen Funden: In der Grube St. Wilhelm stieß man 1529 und in der zum Bachofen 1530 auf je eine Aufwachsung von 150 kg (Drei Zentnern) reinstem Silber, das sich ohne vorheriges Schmelzen direkt durch Hämmern verarbeiten ließ.² Überwiegend aber findet man die drei Metalle Blei, Zink und Silber an Schwefel gebunden, der Bergmann bezeichnete solche sulfidische Erze als Kiese, Glanze oder Blenden. Wichtige Mineralien dieser Art sind:

* Wie lange geologische Zeiträume sind, zeigt die einfache Rechnung, daß sich ein Gebirge, wenn es jährlich nur um 1/10 Millimeter gehoben wird, schon in 15 Millionen Jahren 1 500 Meter höher wäre.

Silberglanz (Argentit)	Ag ₂ S	chem. Silbersulfid (Wittichen).
Bleiglanz (Galenit)	PbS	chem. Bleisulfid, das 0,01—0,03% Silber als Sulfid enthält. Häufig mit Zinkblende vergesellschaftet (Schauinsland, Badenweiler, Münstertal, am Schindler).
Zinkblende (Spalenit)	ZnS	chem. Zinksulfid. Eisenreich, oft auch silberhaltig. (Schauinsland, Münstertal, Kropbach, Sulzburg, Wieden, Todtnauberg ^{3, 4}).

Die geschichtliche Entwicklung des Bergbaus

Neuere geologische und archäologische Arbeiten zeigen, daß die keltische Urbevölkerung in der Latènezeit Bergbau betrieben hat, doch beschränkte er sich auf die Eisenvorkommen am westlichen Schwarzwaldrand. Keltischer Silberbergbau ist nicht gesichert, Dennert nimmt ihn erst für die Römerzeit als „sicher“ an.⁵ Bei der Beurteilung archäologischer Funde muß berücksichtigt werden, daß das Vorhandensein von Silbergegenständen nicht beweisend ist für Blei-Silber-Bergbau, da Silber ja auch gediegen gefunden wird.

Die Römer, die in den Jahrzehnten nach Cäsars erstem Gallierzug ihren Fuß auf das östliche Rheinufer setzten, betrieben Blei- und Silberbergbau, doch darf man diese Aussage nicht pauschal abgeben. Im ersten Jahrh. n. Chr. importierten sie noch Bleibarren aus den hispanischen Provinzen, was Funde in Basel und Arbon beweisen. Erst allmählich schien sich am westlichen Schwarzwaldrand Bleibergbau zu entwickeln, wie aus Untersuchungen Kirchheimers hervorgeht.⁶ Er stellte fest, daß im jüngeren Teil der römischen Badruinen von Badenweiler Mörtelzusätze verwendet wurden, die eindeutig als Abfälle bei der Bleigewinnung im südlich des Ortes gelegenen Quarzriff angefallen waren. Im älteren Teil der Ruine, die 75 n. Chr. erbaut wurde, fand sich dieser Mörtelzusatz noch nicht. Daraus läßt sich folgern, daß die Römer im ersten Jahrhundert Blei ganz oder teilweise importierten und erst im Übergang zum zweiten Jahrhundert die heimischen Gruben in Betrieb nahmen. Dies stimmt überein mit weiteren Untersuchungen Kirchheimers bei Ausgrabungen in Sulzburg, wo er Bleicarbonat (Cerussit), das Verwitterungsprodukt der Bleiglätte (Lithargyrum) neben metallischem Blei feststellte, das weitgehend entsilbert war. Die Funde deuten auf römische Gruben- und Hüttenarbeiten im 2./3. Jh. hin, bei denen Blei in Bleiglätte umgesetzt wurde, um das darin enthaltene Silber zu gewinnen. Da die Bleierze von Badenweiler und Sulzburg relativ silberreich sind — sie enthalten 0,7% —, war dieses Verfahren der Silbergewinnung eben noch ohne vorherige Anreicherung möglich. Das deutet auch daraufhin, daß die Römer die Methoden früher Völker und Kulturen, wie sie in Laurion feststellbar sind, übernommen hatten. Denn auch das Blei von Laurion ist silberreich.

Blei ist ein unansehnliches, leicht korrodierbares Metall, von großer Duktilität, niederem Schmelzpunkt (327°) und hoher Dichte. Deshalb ist es handwerklich nur begrenzt verwendbar, zur Herstellung von Werkzeugen und Schmuck ungeeignet. Man benutzte es als Beschwermaterial, als Senkblei, für Gewichte, gelegentlich für Schleudergeschosse. Wegen seiner Hämmerbarkeit und Lötbarkeit fand es Verwen-



Abb. 1. Bergbau im 16. Jh. Nach Georg Agricola, De re metallica 1556. Wichtige technische Fortschritte waren im 13. u. 14. Jh. gemacht worden, wie der Einsatz von Wasserkraft zur Beförderung von Menschen, Erzen und Grubenwasser. Dem Knappen jedoch blieb die mühevoll Handarbeit mit Schlägel, Setzeisen und Eisen bei Fackelbeleuchtung in halbliegender Stellung nicht erspart.

dung als Wasserrohrverzweigung, auch Wasserleitung im Inneren römischer Villen. So bestand zur Zeit der Römer wenig Bedarf an diesem Metall, die Nachfrage war gering. Das in ihm enthaltene Silber gewann man offenbar nur als willkommenes Nebenprodukt bei der Herstellung von Mennige oder Glätte, die man für Malereien benötigte. Die Bleischlackenfunde (Blauschlacke), die Schneider am Mauracher Berg machte, sind römisch, nicht alemannisch und stammen aus der späten Phase der römischen Herrschaft.

Die entscheidende Frage ist also, ob die Alemannen das bergmännische und hütentechnische Wissen der Römer übernommen haben. Nach Dennert aber ist der damals so wichtige Salzbergbau in Schwäbisch Hall völlig, der übrige Bergbau fast ganz zum Erliegen gekommen,⁵ eine Feststellung, die man auf unseren Raum übertragen darf. Denn das plötzliche starke Aufleben der Bergtätigkeit um 1100 n. Chr. bedeutet doch wohl, daß sie in dem halben Jahrtausend zuvor nur in geringem Umfang betrieben worden sein kann. Abgesehen davon, daß darüber auch keine Zeugnisse existieren, vergißt man zu leicht, daß der Bergbau schon immer marktabhängig und kapitalintensiv gewesen ist. Beides existierte in der Zeit der Völkerwanderung und des frühen Feudalismus nicht. So nennt Kirchheimer für die Größe von Bergbetrieben im späten Mittelalter folgende Zahlen: In Todtnau arbeiteten gleichzeitig 40 Pochwerke und Schmelzen, in Prinzbach 140 Bergknappen unterm Tage, in Sulzburg zählte man 1540 noch 500 Bergleute.⁷ Wir dürfen mit Sicherheit folgern, daß in der fraglichen Zeit nicht systematisch, sondern nur vereinzelt geschürft wurde und erst die Entstehung des Bürgertums in den aufkommenden Städten der Ottonenzeit schuf die drei Voraussetzungen, die zur Gewinnung von Metallen unabdingbar sind: Fachkenntnisse, Kapital und Absatz. Die rein bäuerlich-feudal geprägte, politisch unruhige und von Verarmung gekennzeichnete Phase der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit erfüllte diese Bedingungen nicht. Basel und Breisach, die einzigen bedeutenden Städte am Oberrhein haben offenbar ihre Flußlage und damit den Handel favorisiert und die ehemals römischen Bergwerke nicht am Leben erhalten können. Alles also deutet daraufhin, daß das Wissen um den Silbergehalt der Schwarzwälder Bleierze und die Gewinnung des Silbers nicht mehr bekannt war, denn trotz der aufkommenden Geldwirtschaft blieb der Bergbau unbedeutend. Blei als Metall selbst war wenig gefragt.

Die Phase der Konsolidierung, die um 900 n. Chr. folgte, war dann gekennzeichnet durch Bevölkerungsdruck, Kloster- und Städtegründungen, Intensivierung der Landwirtschaft. Gerade Handwerke entwickeln sich nur unter den arbeitsteiligen Bedingungen, die die Städte bieten, sie benötigen dazu Roh- und Halbfabrikate der verschiedensten Art. Und eben in dieser Zeit wird eine Erfindung gemacht, deren Bedeutung nicht abzuschätzen ist: Die bleigefüllte Butzenscheibe aus Glas. Denn um die Wände der Bürgerhäuser zu öffnen und Licht hereinzulassen, um die Wärme der Wohn- und Arbeitsräume trotzdem zu halten, brauchte man die flächenfüllende gläserne Scheibe, und um sie herzustellen, Blei und Mennige.

Glasfenster und Glasmalerei

Das älteste bekannte Glasstück findet sich in den Grabbeigaben des Pharaos Amenemhät um 1830 v. Chr. Phönizier, Etrusker und Römer kannten gläserne Gebrauchsgegenstände. In Deutschland erwähnt es erstmals Prudentias um 405 n. Chr. und Ratpert von St. Gallen beschreibt die ersten Glasfenster des Fraumünsters in Zürich, das 876 geweiht worden war.⁸ Zwischen 900 und 1000 n. Chr. sind dann die ersten Kirchenfenster feststellbar. Das älteste Stück aus dem Kloster Lorsch befindet sich heute in einem Museum in Darmstadt. Es stammt von 900 n. Chr. Einhundert Jahre jünger ist die erste bleiverglaste Scheibe aus Séry-les-Mezières bei Paris, von 1030 stammt der Christuskopf in Weissenburg (jetzt Straßburg). Die älteste Freiburger Scheibe ist vom Ende des 12. Jhds.⁹ Am Beginn des Jahrhunderts, um 1100 n. Chr. beschrieb ein Prebyter, der Benediktiner Theophilus in „*Schedula diversorum artium*“ die Herstellung dieser Gläser, auch der farbigen, des Purpurglases und des Schwarzlots, mit dem man die dunklen Konturen figurlicher Darstellungen zeichnete und einbrannte.¹⁰

Glas ist physikalisch eine Flüssigkeit hoher Viskosität, ein amorphes Gemisch der ungefähren Zusammensetzung $6 \text{ SiO}_2(\text{Na}_2\text{O}, \text{K}_2\text{O}) \cdot \text{CaO}$. Man erschmolz es mit Holzkohle bei etwa 800°C aus Quarzsand, Kalkstein und Pottasche, die man durch Extraktion von Holzasche mit Wasser erhielt. Zum Klären der oft trüben Flüssigkeit rührte man mit grünen Holzstäben oder schlug Arsenik, gelegentlich Salpeter zu. Durch den Zusatz von Bleiglätte wird es stärker lichtbrechend und wird Flintglas genannt.^{11*} Von der Rohstoffseite her fanden sich im Schwarzwald alle Voraussetzungen zur Glasherstellung, Quarzsand, Holz (Holzkohle) und die aus Holz bereitete Pottasche, Blei für die Ruten und Bleiglätte (Lithargyrum), sowie die in¹² genannten Metalloxide zum Einfärben der Gläser. Daß diese Produktionsverfahren unwirtschaftlich und umweltbelastend gewesen sind, mag eine Zahl veranschaulichen: Um 1 kg Holzasche für die Pottascheherstellung zu gewinnen, mußten 340 kg Buchenholz oder 700 kg Eichenholz oder 1 400 kg Pappelholz verascht werden. Ähnlich sah es bei der Metallgewinnung aus, wo beim Rösten der schwefelhaltigen Erze konzentriert Schwefeldioxid in die Umwelt entlassen wurde.¹³ Die Glashütten sind ab etwa 1000 n. Chr. durch Flurnamen belegt und wanderten dem Holztrieb nach. Pottasche war auch Rohstoff für die Seifensieder, die durch das Auskochen von Fetten mit Pottaschelösungen schmierseifenähnliche Produkte herstellten. Mit den Rohstoffen Blei, Silber, Eisen, Holzkohle, Glas und Seifen ist die mittelalterliche Grundproduktion des Schwarzwaldes in ihren Grundzügen umrissen. Aber nicht nur die genannten handwerklichen Verfahren sind es, die in direktem Zusammenhang stehen, auch die einzelnen Produktionen bilden quantitativ ein zusammenhängendes Ganzes, ein von der jeweiligen Marktlage abhängiges System. Die Beurteilung dieser Beziehungen wird erschwert, weil keine verlässlichen Daten bekannt sind, doch dürfen wir da-

* Über die färbenden Metalloxide finden sich Angaben in einem Beitrag von Bettina Landgrebe, Karlsruhe.¹² Alle zum Einfärben der Gläser benötigten Metallverbindungen fand man im Schwarzwald: Verbindungen des Kupfers und Kobalts, Oxide von Eisen, Mangan und Antimon, die man in bestimmten Verhältnissen den Glasschmelzen zuschlug.



Abb. 2. Während die Hauptmenge des gewonnenen Bleis zur Herstellung von Glasfenstern verbraucht wird und einen steigenden Markt findet, wird die größte Menge des gewonnenen Silbers vermünzt. Das Silber des Freiburger Rappens war etwa 15-lötig (16 Lot = 100 %), sein Gehalt je nach Herstellungszeitraum Freiburger Pfennig 1349 0,33 g Silber, 1425 (jetzt Rappen genannt) = 0,245 g.

von ausgehen, daß das anfänglich sehr teure und nur von Wohlhabenden bezahlbare, einfarbige Blei-Glasfenster zuerst im Bürgerhaus erscheint, etwas später im Palais der Burgen, erst zuletzt als Schmuckfenster der Kirchen. Aber nur diese jüngeren Fenster sind in Resten erhalten, nur sie lassen sich mit einiger Sicherheit datieren.

Die Butzenscheibe selbst und ihre Fassung mittels Bleiruten zu großflächigen Fenstern war eine Erfindung von größter kulturgeschichtlicher Bedeutung, denn der frühmittelalterliche Mensch verbrachte die meisten Tage des Jahres in kalten Räumen, deren Öffnungen mit Tüchern oder Schweinsblasen verschlossen waren, während er sich mit den rußenden und nur kurz brennenden Talglichtern oder Kienspänen abgab. Das Auftauchen der bleigefaßten Glasfenster an den Häusern der Vermögenden erfolgte in der ersten Hälfte des 10. Jhs. Im 12. Jh. schritt man dann zur kreisrunden modernen Butzenscheibe fort, die der Glasbläser mit der Glasmacherpfeife leicht herstellte, indem er etwas glühenden Glasfluß zur Kugel aufblies, an einer Seite einfallen ließ und durch rasches Drehen zur flaschenbodengroßen Butze dehnte. Die Bruchstelle in ihrer Mitte blieb deutlich erkennbar.

Diese typische, innen verdickte Butze wurde nun in gegossene Bleiruten gefaßt, die man an den Kreuzungsstellen verlötete und so fortfahrend zum großflächigen Fenster erweiterte. Farblose Gläser waren damals so selten, daß man diese Zufallsgüsse nur für Brillen verwendete, weshalb die Brillenschleifer zerbrochene Brillengläser zurückkauften. Die gewöhnlichen Fenster waren also stets grünlich oder braunrot gefärbt. So lag die ornamentale Anordnung der Butzen von Anfang an nahe, und über das herstellende Handwerk stieg die Butzenscheibe zur künstlerisch gestalteten „Glasmalerei“, zum leuchtenden Kunstwerk der Gotik auf, das dem damaligen Menschen unfaßbar blieb: „Das Mysterium der Durchsichtigkeit ist ein Wunder, denn das Licht ist eine Substanz; anders aber, als alles andere vermag es wie Gott Stoffe zu durchdringen, ohne sie zu zerbrechen“.⁹

Wir müssen uns trotzdem im Klaren darüber sein, daß der größte Teil der Fensterproduktion zunächst im Bürgerhaus verbaut wurde, daß damit die Blei- und die Glasproduktion um 900 n. Chr. in steigendem Umfang zunahm, mit ihnen der Berg-

bau einen starken Impuls erhielt. Dies geschah zur selben Zeit, als man aus Blei die Bleiglätte für Flintgläser und Mennige für die Malerei herstellte. Und da, beim Treiben des Bleis zur Glätte entdeckte man das Silber!



Abb. 3. Herstellung einer Butzenscheibe durch den Glaser (16. Jh.)

Mennige, Bleiglätte und die Entdeckung des Silbers im Blei des Schwarzwalds

Man muß, wie bei der Entdeckung der Metalle, zwingend annehmen, daß der geringe Silbergehalt des Schwarzwälder Bleis bei einem der Folgeverfahren auch durch Zufall entdeckt worden ist. Dies gelang wahrscheinlich nur deshalb, weil das

Schwarzwälder Blei Zink enthält, über das sich das Silber im Verhältnis 1:100 anreichern läßt. Wenn man ein solches angereichertes Gemisch zu Bleiglätte oxidiert, muß man zwangsläufig auf das Silber stoßen. Verfolgen wir kurz diesen Vorgang unter Einbeziehung zweier im Mittelalter benutzter hüttentechnischer Prozesse.

Erhitzt man zinkhaltiges Blei auf über 400° , dann trennen sich die beiden flüssigen Metalle in zwei Schichten wie Wasser und Öl. Dabei verbleibt alles vorhandene Silber im obenauf schwimmenden Zink. Schöpft man diese Zinkschicht ab — man nannte sie „Armblei“ — und erhitzt sie erneut, so fließt nocheinmal reines, silberfreies Blei ab, ein Vorgang, den man „Seigern“ nannte.² Das jetzt verbleibende „Reichblei“ enthält bis 10% Silber, neben 75% Blei und 15% Zink. Dieses Verfahren hat Agricola im 16. Jh. beschrieben.¹⁴ Aber erst der Versuch, dieses „Reichblei“, wie man es später nannte, mit eingblasener Luft zu Mennige oder Bleiglätte umzusetzen, führte zur Entdeckung des im Blei enthaltenen Silbers.

Mennige ist ein Bleioxid der Summenformel Pb_3O_4 , das man beim Einblasen von Luft mittels Blasebälgen in geschmolzenes Blei erhält. Sie bildet sich bei etwa 400° . Steigert man die Temperatur auf über 600° , so bildet sich das etwas sauerstoffreichere Oxid, die Bleiglätte PbO . Je nach Wahl der Temperatur ließen sich also Mennige oder Glätte herstellen, die man flüssig vom oberen Rand des Tiegels abzog, während man immer neues Reichblei einwarf. Man benötigte Mennige als Malerfarbe, auch als Malgrund für die Miniaturmalerei (Mennige, lat. = minium); Bleiglätte, wie schon erwähnt, als Zusatz zum Flintglas.

Da sich bei dem oben geschilderten Prozeß das edlere Silber nicht mit dem Luftsauerstoff umsetzt, verbleibt es unverändert in der Schmelze und reichert sich an. Irgendeinmal kommt der Augenblick, in dem die Oberfläche des flüssigen Metalls im Tiegel aufreißt und den Blick auf das reine Silber freigibt. Später hat man dieses Verfahren variiert und speziell auf die Silbergewinnung ausgerichtet. „Blicksilber“ nannte man es, und der geringe Gehalt konnte nur aufgefunden werden, weil das Schwarzwälder Blei zinkhaltig ist und zwei Verfahren, Seigern und Treiben sinnvoll hintereinandergesetzt wurden.

Ähnlich wie später zur Zeit Agricolas, als man Silber in sächsischen Revieren fand, muß es im Schwarzwald des beginnenden 11. Jhds. zu einem wahren Silberrausch gekommen sein. Der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, der sich damals vollzog, erforderte Münzmetalle, und da Gold selten gewesen ist, blieb man auf Silber angewiesen, das jedoch nicht in ausreichender Menge zur Verfügung stand. So war sein Preis hoch, seine berg- und hüttentechnische Gewinnung lohnend.¹³ Man sollte verschiedene, in der Geschichte jener Zeit bekannte Tatsachen auf ihren möglichen Zusammenhang mit der Entdeckung des Silbers im Schwarzwälder Blei untersuchen. Die hier wichtigste Frage ist die der Datierung dieser Entdeckung. Es fällt auf, daß die meisten Bergorte des Schwarzwalds im ersten Viertel des 11. Jhds. gegründet oder urkundlich erwähnt sind. War dies die Zeit des großen Silberfiebers? Wir finden: Sulzburg 1025, Todtnau(berg) 1026, Kropbach und Badenweiler 1028. Auch Suggental nimmt Dennert für dieselbe Zeit an.⁵ Für Bleibach findet Rambach nur die Jahreszahl 1330 (früheste Erwähnung), er vermerkt jedoch, daß der Silber- und Bleibergbau erheblich älter ist. Ähnliches gilt für Kircharten, wo Haselier nur späte Nennungen findet. Auch R. Metz schreibt in:¹



Abb. 4. Das mit Hand geförderte Erz wurde nach dem Trennen vom tauben Gestein und Pochen im Pochwerk der Hütte zugeführt. Hand- und wasserkraftbetriebene Blasebälge erleichtern die Arbeit am Rennofen, in dem das Rösten und anschließende Reduzieren des Erzes vorgenommen wird. Man erkennt oben eine Probenahme. Die primitive Technik dieser Anlagen war umweltbelastend und in hohem Maße energieverbrauchend.

Aus: Seb. Münster, Von dem Elsaß 16. Jh.

„Der Metallerzbergbau im Südschwarzwald begann gegen Ende des 11. Jhds. und erreichte seine Blüte im 13./14. Jh.“ (S. 347).

Umgekehrt scheint es sich im Revier von Münstertal um sehr alte Gruben gehandelt zu haben. Das Bergwerk am Schindler ist älter als die Grube Teufelsgrund, deren Alter mittels eines aufgefundenen Baumstamms auf 953 n. Chr. datiert werden konnte. Das deutet auf das Münstertal als einem frühen bergbaulichen Zentrum hin.

Die Auswirkungen der überall beginnenden Bergbautätigkeit müssen bedeutend gewesen und historisch feststellbar sein in einer forciert einsetzenden und rasch vorschreitenden Besiedlung des Schwarzwalds, im Auftreten von Wanderbevölkerungen, überhaupt in einem kräftigen Bevölkerungsschub, in großflächigen Rodungen, Landkäufen und Vergaben, im Anlegen von Straßen und hohen Einkommen der Grundherren durch Münzgewinne. Alleine das Kloster St. Blasien förderte im

13. Jh. in seinen Gruben jährlich etwa 1000 Mark Silber, also rund 250 kg, das überwiegend vermünzt wurde.¹ Möglicherweise stehen auch Aufstieg und Bedeutung des Hauses Zähringen in ursächlichem Zusammenhang mit der Entwicklung der Bergbautätigkeit. Aus verschiedenen Gründen besitzen die vielen Reviere, die sich in weitem Ring um den Ausgang des Dreisambeckens ziehen, in ihm ihren natürlichen Mittelpunkt. Die strategische Lage, die ausreichende Nutzwassermenge, der zentrale Punkt aller Verkehrswege wirkten hier zusammen. Viele tausend Menschen, die direkt oder indirekt in den Gruben beschäftigt gewesen sind, bedurften der Versorgung mit Lebensmitteln, Werkzeugen und Kleidung.* Erze, Metalle, Pottasche und Hilfsgüter mußten vermarktet, aber auch Kapitalien und Arbeit gehandelt, Schürfrechte erworben und vergeben, Streitigkeiten bereinigt werden. Man kann sich dies nicht lebendig genug vorstellen! Bergleute aber genossen besondere Rechte und Freiheiten, wie sich häufig an den Namen von Bergorten erkennen läßt. Der Bergrichter Hubinsack vermutet in seinem Brief an Sebastian Münster, der eingangs erwähnt wurde, daß Freiberg in Sachsen, Freiberg im Meissischen, Freiburg im Uechtland und Freiburg im Breisgau ihre Namen der Existenz von Bergwerken verdanken.² Daß auch die Grundherren ihren Sitz gegen Ende des 11. Jhds. an diesen Punkt verlegten,¹⁶ deutet nicht nur auf eine damals schon existierende, sondern bedeutsame Bergsiedlung mit Marktcharakter hin, die sich in ihren frühesten Anfängen bereits um die Mitte des Jahrhunderts gebildet haben kann.

Die Erzpochen und Hüttenwerke hatten mit dem Marktzentrum nichts zu tun. Sie befanden sich stets unterhalb der einzelnen Gruben auf einer Talsohle. Sie benötigten erhebliche Wasserkräfte, die oft künstlich herangeleitet wurden. Erinnert sei an den Osterbach bei Birkenreute in Kirchzarten und an den Urgraben (Wuhrgraben) in Suggental, der die Wasser des Kandel über 11 km weit heranzuführte. Die Beförderung von Gütern mit Fuhrwerken bildete zu jener Zeit einen stark verteuernenden Faktor, so daß stärker noch als heute die Anlage von Produktionsstätten und Märkten nach Transportüberlegungen vorgenommen wurde. Bei Glashütten kam es deshalb vor, daß man sie, wenn der Wald zu weit abgeholzt war, verlegte. Bei der Untersuchung von Hüttenstandorten im Mittelalter muß man diese Möglichkeit grundsätzlich in alle Überlegungen einbeziehen.

Blei und Silber als Koppelprodukte

Wohl hatte der bescheidene Bleibergbau von 900 bis 1000 n. Chr. durch die Glasfensterherstellung einen kräftigen Impuls erhalten, der dann zur Auffindung des Silbers geführt haben dürfte, doch muß man die Frage stellen, zu welchen Konsequenzen und Auswirkungen dies führte. Denn Blei und Silber sind im Sinne der chemischen Technologie Koppelprodukte, da man das eine ohne das andere nicht gewinnen kann.

* Überträgt man die Zahlenangaben Kirchheimers⁷ in jene Zeit, so müßten in den 10 Revieren des Südschwarzwalds etwa 4 5 000 Knappen, mit Holzfällern, Köhlern, Hüttenleuten und ihren Familien angehörigen ungefähr 15 20 000 Menschen beschäftigt gewesen sein. Der größte Teil unter ihnen bestand aus saisonabhängige Wanderarbeitern.

Während die Römer Blei suchten und das bei der Herstellung von Mennige anfallende Silber als Nebenprodukt betrachteten, kehrten sich jetzt die Verhältnisse vollständig um, man trieb jetzt Bergbau, um das Silber zu gewinnen. Blei wurde ein in großen Mengen anfallendes, zeitweise nicht oder schwerverkäufliches Koppelprodukt. Bei jedem chemischen Verfahren aber, das zwei Endprodukte liefert, bestimmt der für das Nebenprodukt erzielbare Preis die Gesteungskosten für das Hauptprodukt. Der Silberpreis mußte also zunächst die gesamten Kosten einspielen, später wurde die Verhüttung umso lohnender, je besser sich das anfallende Blei verkaufen ließ. Immerhin mußte man, um 1 kg Silber zu gewinnen, bis zu 1000 kg Blei produzieren, und nur in dem Maße, in dem sich die als Zwischenprodukte anfallenden Bleioxide absetzen ließen, konnte man den Bleipreis etwas steuern.

Nun gilt aber ganz allgemein, daß geringe Produktionsmengen irgendeines Gutes hohe Produktionskosten zur Folge haben, während Produktionswachstum zu sinkenden Preisen führt. Je mehr Blei und Bleioxide zunächst angeboten wurden, desto billiger wurden sie. Dies setzte sich weiter in die Glasfensterproduktion fort, deren Herstellungskosten sanken, was ihnen ihrerseits einen breiteren Markt eröffnete, kurz, die Glasfenster wurden jetzt auch für weniger vermögende Bürger erschwinglich.* Die Ausweitung der Erzproduktion führte zu einer Erhöhung der Renditen im Bergbau und löste damit kräftige Investitionen aus, die sich an dem technikgeschichtlich allgemein festgestellten Fortschritt der Gruben- und Fördertechnik ablesen lassen.^{1, 8, 10} Nicht nur die Kapitalgeber — zunächst Einzelpersonen, später in immer steigendem Maße Gesellschaften — wurden vermögend, auch die Grundherren (Dynasten, Städte, Klöster) verzeichneten durch den Besitz von Münzrechten (Münzgewinn) und die Vergabe von Schürfrechten ein beachtliches Ansteigen ihrer Einkünfte. Während des ganzen 12. und 13. Jhds. scheint diese gute wirtschaftliche Situation angehalten zu haben, wie das auch der fortschreitende Bau des Münsters zeigt. Sein Langhaus und sein Turm wurden um 1330 vollendet.¹⁷ Bevor diese Betrachtungen schließen, seien noch einmal die Produktionsabläufe in den Hütten dargestellt, die man in berggeschichtlicher Literatur nicht findet:

1. *Gewinnung von Reinerz aus Roherz*
Durch verschiedene Verfahren (Kracken-, Siebwäscherei, Erzklauen von Hand und Pochen mit Wasserkraft) trennt man das Roherz von der Gangart. Zum Teil wird es in dieser Form gehandelt.
2. *Gewinnung von Rohblei (Verhüttung)*
 - a. Oxidation im Rennofen mit Luftüberschuß zu Oxiden. Abgabe des Schwefeldioxids in die Umgebung. Betrieb der Blasebälge mit Wasserkraft.
 - b. Reduzieren der Oxide im nachgeschalteten Prozeß mit Kohleüberschuß (Luftmangel) zu metallischem Rohblei und Gichtgas.
3. *Gewinnung von Silber und Bleioxiden*
 - a. Anreichern des Silbers 1: 100 durch das Seigern mit Zink zu Reichblei.
 - b. Oxidation mit Luft (Treiben) des Bleis zu den Endprodukten: Bleiglätte (Lithargyrum), Mennige (Minium) und Silber.

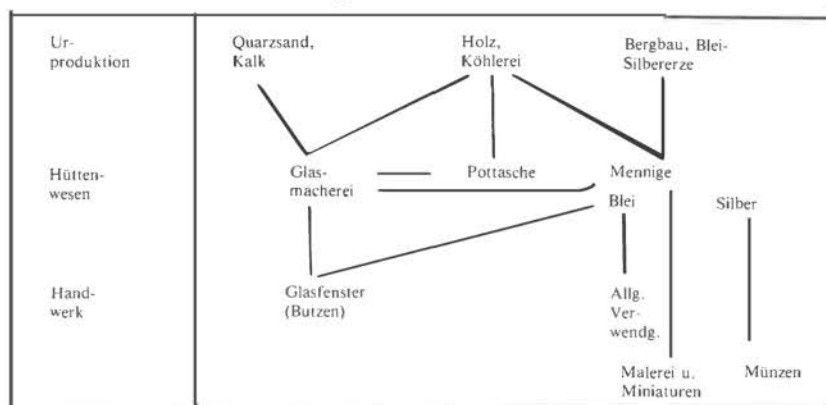
* Anm. Der Autor vertritt die Auffassung, daß die gotischen, mit Butzenscheiben versehenen Zierker der Bürgerhäuser im Anfang den Charakter eines Statussymbols besaßen, bis sie später echtes Stilelement wurden.

4. Folgeprodukte:

Im Bedarfsfall teilweise oder vollständige Rückverwandlung unverkäuflicher Bleioxide durch Reduktion mit Holzkohle zu metallischem Blei.

Fassen wir nun die Tätigkeiten der Köhlerei und der nachgeschalteten Handwerke mit dem Bergbau zusammen, so ergibt sich das folgende Schema, das auf den Sektoren Holzwirtschaft und Bergbau als der mittelalterlichen Urproduktion aufsetzt:

Schematische Darstellung mittelalterlicher Produktionszweige



Die wirtschaftliche Entwicklung des 14. Jhds. scheint problematisch gewesen zu sein, sie ist durch den Niedergang des Rittertums, durch hohe öffentliche und private Verschuldung, durch das Aufkommen des Kreditgewerbes und einzelner Bankiersfamilien, aber auch in Frankreich, Italien und der Schweiz durch Sozialrevolten gekennzeichnet. Für den Freiburger Raum aufschlußreich sind hier die Beiträge von Cl. Bauer im „Schauinsland“. Die Stadt Freiburg ringt den Grafen 1327 die Verwaltung der Münze ab, 1346 führt sie einen Kriegszug gegen die kleine Bergstadt Münster und zerstört sie völlig. Die Gründe scheinen in Differenzen mit dem Haus Habsburg gelegen zu haben, das Freiburg Rechte streitig machte. Da Freiburg das in Münster gewonnene Silber vermünzte, scheint hier der Anlaß gewesen zu sein.

Inzwischen steigt die Bedeutung der Chemie für das Münzwesen und erhält großes finanzpolitisches Gewicht. Die Herstellung von Mineralsäuren aus zwei orientalischen Importsalzen (Ammoniumchlorid und Calciumnitrat), die seit Anfang des Jahrhunderts bekannt sind, ermöglicht es den Chemikern (Nigromanten) erstmalig in der Geschichte des Münzwesens, mit Mindermetallen verfälschte Münzen in die Reinetalle zu trennen und diese erneuter Verwendung zuzuführen.

Ein Abflachen der Bergtätigkeit in der Zeit vor 1330, die mit einem Rückgang der Fündigkeit erklärt wird (Maurer), scheint von 1330—1350 wieder überwunden gewesen zu sein. Man kann letzteres ebensogut mit der seit 1334 einsetzenden Verwendung und Haltung pulvergeladener Fläschengeschütze deuten, die in Deutschland ausschließlich mit Bleikugeln geladen wurden und so allgemein die Haltung größerer Vorräte zur Folge hatten. Ein belebender, neuer Markt für die Bleiförderung war hier sicher vorhanden! Dann aber scheint der Silberbergbau um 1350 endgültig sei-

nen Höhepunkt überschritten zu haben. Die große Zäsur des „Schwarzen Todes“ (1348–51) und die immer offener zutage tretende Verschuldung der Stadt Freiburg und ihrer Grafen brachten politische Wirren und kriegerische Auseinandersetzungen, die wirtschaftlicher Prosperität immer abträglich sind. Ihre Folge war der „Machtwechsel“ von 1368, der die Geschichte des Oberrheins für die kommenden Jahrhunderte bestimmte. Noch war 1354 der spätgotische Chor des Münsters begonnen und über ein Jahrhundert mit Unterbrechungen weitergeführt worden. Der flächenentlastende Baustil gab die Möglichkeit zum Einbau großflächiger Glasfenster. Der Witterung ausgesetzte Fugen und zu schlanken Spitzen im Fialenwerk ausgezogene Steinkonstruktionen wurden mit Blei verstemmt oder ausgegossen, eine Besonderheit, die nur Freiburg kennt. Aber mit der Entdeckung Amerikas kündigt sich der Niedergang des Silberbergbaus im Schwarzwald an. Noch kann im Dezember 1516¹⁷ der fertiggestellte Hochchor des Münsters geweiht werden, aber schon sieben Jahre später, 1522, läuft das erste mit Silber aus Mexiko beladene Schiff in Europa ein. Die indianischen Arbeitssklaven der spanisch-portugiesischen Eroberer fördern das Erz billiger als die heimischen Arbeitskräfte. So geht eine Epoche ihrem Ende zu, die über Jahrhunderte Arbeit, Wohlstand und auch Reichtum gebracht hat. Die durch sie entwickelten bergbaulichen Techniken aber werden weitergegeben, sie ermöglichen Jahrhunderte später den zügigen Straßen- und Tunnelbau bei der Anlage der europäischen Schienen- und Verkehrswege, ihre hüttentechnischen Erkenntnisse bilden den Untergrund für eine immer rascher sich entwickelnde chemische Wissenschaft. Alle diese Faktoren fügen sich nach dem dreißigjährigen Krieg zu jenem geistigen Vermögen zusammen, das auch dem Oberrhein den Aufbruch in eine technische Zeit ermöglicht hat.

LITERATUR

- ¹ RUD. METZ, Geol. Landeskde des Hotzenwalds, Schauenburg/Lahr 1980 ISBN 3 7946 07142.
- ² SEB. MÜNSTER, Von dem Elsaß, hrsg. v. H. J. Truöl n.d. Ausg. v. 1598 Rombach 1976.
- ³ KURT WALENTA, Mineralien aus dem Schwarzwald, Franckh'sche Verl. handl. Stgt 1979.
- ⁴ HOLLEMAN-WIBERG, Lehrb. d. anorg. Chem., Walter de Gruyter & Co, 71. 80. Aufl., Bln 1971 (Stichworte: Blei, Zink, Silber).
- ⁵ VOLKER DENNERT, Geschichte des Bergbaus, in: Baden Württ. als Bergbauland Länderdienst, Verl. München 19, 1982.
- ⁶ FR. KIRCHHEIMER, Ber. ü. Spuren römerzeitl. Bergbaus in BW, Sonderdr. aus: Archäol. Nachr. aus Bden 19/1977.
- ⁷ FR. KIRCHHEIMER, Der einstige u. d. Bergbau in BW, Carl Pfeffer Verl. Hdbg 1955.
- ⁸ C. GR. v. KLINCKOWSTROEM, Knaurs Gesch. d. Technik, Droemer Knaur 1959.
- ⁹ M. L. HAUCK, Priv. Aufzeichnungen und Unterlagen (Freiburg), Für die frdl. Überlassung wertvoller Unterlagen danke ich Frau Dr. M. L. Hauck besonders.
- ¹⁰ F. M. FELDHAUS, Die Technik, Ein Lexikon, Heinz Moos Verl. München c 1970.
- ¹¹ K. u. U. HOFMANN, Anorg. Chemie, Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1945.
- ¹² B. LANDGREBE, Technik u. Gesch. der Emailmalerei, in: Maltechnik Restauro Callwey München Juli 83.
- ¹³ H. KÖNIG, Ins Zeitalter d. Chemie, Broschüre, hrsg. v. Verb. d. chem. Ind. Ffm, Heft 1/1981.
- ¹⁴ GEORG AGRICOLA, De re Metallica, 12 Bücher, Frobenius Basel 1556, hrsg. d. Dt. Museums München 1928.
- ¹⁵ UDO BECKER, Freiburger Münzen, Herder Freiburg 1970.
- ¹⁶ W. VETTER, Freiburg seine Sehenswürdigkeiten, Rombach 1978.
- ¹⁷ E. ADAM, Das Freiburger Münster, Müller & Schindler, Stgt 3. Aufl. 1981.

Kalender und Kalendarium

Von
WOLFGANG KLUG

Der Begriff Kalender ist vieldeutig. Im weitesten Sinne versteht man darunter ein System für die Zeitrechnung. So spricht man z. B. vom jüdischen Kalender, vom Julianischen oder Gregorianischen Kalender, vom Kalender der Mayas, der Azteken usw. Jedes System der Zeitberechnung ergibt eine bestimmte Einteilung des Jahres in Zeitabschnitte wie Monate, Wochen und Tage, deren schriftliche Niederlegung ebenfalls als Kalender bezeichnet wird. Hierbei kennt man Jahreskalender, die für ein Jahr gelten oder sog. immerwährende Kalender, welche mit Hilfe von oft recht unübersichtlichen Tabellen für viele Jahre benützt werden können. Letztere Bedeutung vom Kalender entspricht im wesentlichen dem früher gebräuchlichen Begriff Kalendarium, d. h. die Kalendarien umfaßten die Einteilung des Jahres in Monate, Wochen und Tage. Sie benannten die Sonn- und Feiertage und gaben astronomische Hinweise, besonders über den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten.

Die Kalendarien waren und sind also in erster Linie Zeitweiser. Vor Erfindung der Druckkunst sind Kalendarien handgeschriebene, kostbare Einzelstücke, meist in Verbindung oder innerhalb von kirchlichen Schriften wie Psalterien oder Antiphonaren. Aber auch die ersten Drucke, selbst wenn es sich um Einblattdrucke handelte, waren noch sehr teuer und nur reichen Leuten zugänglich. Erst allmählich wurden die Kalendarien auch für einfache Leute erschwinglich. Sie waren neben der Bibel und anderen religiösen Schriften sicher die ersten Druckerzeugnisse, die größere Verbreitung fanden.

Neben den wissenschaftlich errechenbaren Angaben enthielten die Kalendarien schon von den ersten Drucken an mehr oder minder reichhaltige Zusätze wie Wetterregeln, astrologische Hinweise, günstige Tage zum Aderlassen, zum Säen, zum Holzmachen, Ernten, Kinder entwöhnen usw. Dieses Beiwerk erweiterte sich immer mehr. Es war bald nicht mehr nur in Zeichenform oder Abkürzungen innerhalb der Kalendarien zu finden, sondern bildete einen eigenen Teil des Kalenders. So nennt sich Kalender schließlich auch das Buch, das neben dem Kalendarium zusätzlich Information, Belehrung und Unterhaltung bietet: Bauernregeln und Wetterprognosen, Ratschläge für Haus und Hof, Rätsel und Sprüche, Geschichten und Gedichte, Rechentafeln und Abbildungen. Nachdem dies alles für den täglichen Gebrauch gedacht war, nannte man diesen Teil des Kalenders auch die Praktik. Die Volkskalender waren lange Zeit neben Bibel und Gesangbuch die einzige Volksliteratur. Über die Volkskalender ist eine recht umfassende Literatur vorhanden. Das Thema gewinnt, wie neuerliche Veröffentlichungen zeigen, auch an Interesse.

Heute haben wir eine entgegengesetzte Entwicklung. Der Kalender als Unterhaltungsbuch ist stark zurückgegangen. Der Bedarf an Lesestoff und Unterhaltung wird aus anderen Quellen befriedigt. Die Kalender sind überwiegend wieder zu Zeitweisern geworden. Sie enthalten neben den Tagen, Wochen und Monaten allenfalls die Mondphasen und den Auf- und Untergang der Sonne und treten in vielfältiger Form als Wand-, Tisch-, Taschen-, Terminkalender und vieles mehr in Erscheinung. Heute käme wohl kaum jemand in den Sinn, etwa vor dem Besuch eines Arztes im Kalender nachzuschauen, ob es sich um einen günstigen Tag handelt. Wer solches will, muß sich einen speziellen astrologischen Kalender kaufen. Ein Unterschied besteht allerdings zu den mittelalterlichen Kalendarien: heute sind diese wesentlich billiger, meistens sogar umsonst zu haben.

Nehmen wir ein Kalendarium zur Hand, wir sagen überlicherweise nur noch Kalender, so erscheint uns alles recht klar, übersichtlich und selbstverständlich, zumindest macht sich wohl kaum jemand große Gedanken über die im Kalender zu findende Einteilung unserer Zeit in Monate von 30 oder 31 Tagen und die Woche mit 7 Tagen, oder warum der Dezember der 12. Monat ist und der 10. heißt, warum Ostern jedes Jahr an einem anderen Termin stattfindet usw. All dies ist bei weitem nicht so klar und selbstverständlich und war jahrtausendlang ein wichtiger Gegenstand von Wissenschaft und Religion. Auch ist unser Kalender nicht der denkbar beste. Er ist immerhin schon über 2000 Jahre alt.

Als Naturkonstanten vorgegeben sind folgende Tatsachen: 1.) Die Erde dreht sich in einem Tag einmal um sich selbst (mittlerer Sonnentag für die Kalenderrechnung). 2.) Die Erde dreht sich in einem Jahr einmal um die Sonne. Diesen Zeitraum nennt man das tropische Jahr, es hat eine Länge von 365,2422 Tagen. 3.) Der Mond dreht sich in 29,5306 Tagen einmal um die Erde. Diese drei Zahlen haben die unsympathische Eigenschaft, daß sie nicht miteinander korrespondieren, d. h. sie sind nicht ohne Rest durcheinander teilbar. Beginnt man z. B. das Jahr am 1. Januar 0 Uhr; so endet es im nächsten Jahr erst am 1. Januar um ca. 6 Uhr morgens, im übernächsten am 1. Januar ca. 12 Uhr mittags und nach 4 Jahren am 2. Januar um ca. 0 Uhr usw., d. h. in ca. 1500 Jahren würde sich der Jahresanfang durch das ganze Jahr hindurch bewegen.

Ähnlich ist es mit den Mondumläufen. Nimmt man sie als Einheit für die Monate, etwa abwechselnd 29 und 30 Tage, so bleiben am Jahresende 11 Tage übrig und die Monate beginnen im nächsten Jahr 11 Tage früher. Die Monatsanfänge würden in ca. 33 Jahren durch das Jahr hindurchwandern, und wir hätten z. B. Januar am Anfang im Winter und nach 16 Jahren im Sommer. Das Bestreben der Kalenderwissenschaft war es seit Jahrtausenden, ein System zu finden, welches Erdumdrehung, Mond- und Sonnenumlauf gleichermaßen berücksichtigt. Da dies offensichtlich unmöglich ist, entwickelten sich in den verschiedenen Kulturen unterschiedliche Kalendersysteme, je nachdem Sonne oder Mond, meistens aus religiösen Gründen, stärker berücksichtigt oder ob ein Kompromiß angestrebt wurde. So haben die Mohammedaner noch heute einen streng nach dem Mond ausgerichteten Kalender mit der Folge, daß die Monate jedes Jahr 11 Tage früher beginnen und durch das Jahr wandern. Unser Kalender ist sonnenbetont und geht auf die Ägypter zurück, bei denen die Sonne hoch verehrt wurde. Auch die

4jährige Schaltregel stammt aus Ägypten und wurde dort schon um 300 v. Chr. eingeführt, ohne sich durchzusetzen. Julius Caesar, zweifellos einer der einflußreichsten Männer der europäischen Geschichte, ordnete 46 v. Chr. den Kalender auf der Grundlage des ägyptischen neu, und zwar so, wie wir ihn mit einer kleinen Änderung noch heute benutzen. Der römische Kalender hatte es aber auch bitter nötig, denn hinsichtlich der Jahreseinteilung herrschte in Rom, im Gegensatz zu dem sonst so geordneten Leben, ein schwer überschaubares und auch ungenaues Zeitsystem.

Das Jahr begann am 1. März und hatte mit 10 Monaten (daher Dezember als der zehnte Monat) nur eine Länge von 304 Tagen. Der Rest des Jahres wurde mehr oder weniger genau auf zwei Schaltmonate verteilt, unserem heutigen Januar und Februar. Angeblich geschah dies, weil die Truppen vom 1. März an im Einsatz waren und nach dem 10. Monat in die Winterquartiere zogen. Die militärische Ruhezeit war offensichtlich politisch nicht so wichtig, so daß sie im Kalender nicht eigens aufgeführt werden mußte. Die Namen Januar und Februar entstanden erst später. Bei den Römern hatte jeder Monat drei Fixpunkte, die von den Mondphasen abgeleitet waren: den Beginn des Monats, die Calendae, der Neumond; die Nonen, das erste Viertel des Mondes neun Tage vor dem Vollmond am 5. oder 7. Tag, und die Iden, der Vollmond, am 13. oder 15. Tag. Das ganze war, wenn es auch Regeln gab, unsicher und wurde zudem von den zuständigen Priestern willkürlich gehandhabt, so daß es nötig war, an jedem Monatsersten dem Volk dessen Beginn zu verkünden (calare = verkünden, davon calendae und unser „Kalender“) und außerdem mitzuteilen, an welchem Tag die Nonen, die Iden und die Feiertage stattfinden. Von den drei Fixpunkten der römischen Monate wurden die übrigen Tage rückwärts zählend durch Ziffern bezeichnet. So ist z. B. der 28. März der 4. Tag vor den Kalenden des April, oder der 6. März der 2. Tag vor den Nonen (7. März) des März, wobei dieser Tag üblicherweise mit „pridie“ (der Tag zuvor) bezeichnet wurde. Die römische Zählung der Monattage war bis weit ins Mittelalter allgemein üblich.

Übertroffen wurde die römische Kalenderverwirrung noch vom griechischen Kalender. Die Griechen kannten über 400 Monatsnamen, und es gab in Rom damals das Sprichwort: Etwas „Ad calendae graecae“ zu tun, was soviel bedeutete wie am St.-Nimmerleinstag. Es soll in Rom sogar vorgekommen sein, daß einflußreiche Leute den Kalender bzw. die Monatsanfänge nach ihren Wünschen verschieben ließen. Man stelle sich vor, welche Möglichkeiten sich da heute ergäben, vor allem aber welche Macht die Kalendermacher hätten. Dies dürfte wohl auch für den nach Alleinherrschaft strebenden Caesar ein wichtiger Grund gewesen sein, die Kalenderunordnung zu beenden.

Er ordnete an, daß das Jahr 46 v. Chr. 445 Tage haben sollte, daß der Jahresbeginn am 1. Januar statt am 1. März sein sollte, er legte die Länge der Monate fest und führte die 4jährige Schaltregel ein. Er schuf also den Kalender, wie wir ihn heute noch benutzen und wie er auf dem größten Teil der Erde Gültigkeit hat. Man nennt ihn Julius Caesar zu Ehren den Julianischen Kalender. Es ist reizvoll sich vorzustellen, daß Caesar dies bei seinem Aufenthalt in Ägypten und damit während seiner Bekanntschaft mit Cleopatra gelernt und erarbeitet hat,

d. h. daß wir noch heute aus dieser Bekanntschaft unmittelbar profitieren. Man sollte sich einmal überlegen, ob man nicht den 29. Februar dem Andenken von Caesar und Cleopatra widmen sollte.

Leider begingen die Ägypter und damit Caesar einen kleinen Fehler. Sie nahmen die Länge des Jahres mit 365,25 Tagen an, während es in Wirklichkeit nur 365,2422 Tage lang ist, d. h. 0,0078 Tage bzw. ca. 11. Minuten kürzer ist. Dies erscheint auf den ersten Blick unbedeutend, es addiert sich jedoch in ca. 128 Jahren zu einem vollen Tag. Um 1500 war der Fehler auf 10 Tage angewachsen und auch dem einfachen Volk sichtbar. Nach dem Konzil von Nicäa sollte nämlich Ostern immer an dem ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühjahr gefeiert werden (deshalb das schwankende Osterdatum). Nun kam es vor, daß der Vollmond am Himmel leuchtete und am darauffolgenden Sonntag Ostern nicht stattfand. Papst Gregor XIII. ordnete 1582 eine Kalenderreform an. Auf den 4. Oktober 1582 folgte direkt der 15. Oktober 1582 und von den Jahren, welche durch 100 teilbar sind, sollten nur noch jene Schaltjahre sein, die auch durch 400 teilbar sind. 1900 z. B. ist kein Schaltjahr, jedoch das Jahr 2000. Dadurch spart man in 400 Jahren drei Tage ein und der Fehler Caesars ist soweit korrigiert, daß es über 3000 Jahre dauert, bis der noch vorhandene Fehler einen ganzen Tag ausmacht. Es vergingen Hunderte von Jahren, bis sich die Kalenderreform des sog. Gregorianischen Kalenders gegenüber dem Julianischen durchgesetzt hatte. In den älteren Kalendarien sind deshalb bis ca. 1700 beide Zählungen nebeneinander angegeben.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Zählung der Jahre ab Christi Geburt erst 500 n. Chr. durch den Abt Dionysius Exiguus eingeführt wurde. Bis dahin galt die römische Zeitrechnung. Die Päpste übernahmen die Zählung ab Christi Geburt erst nach 1400.

In Freiburg vollzog sich die Kalenderreform schon im Jahre 1583, und zwar folgte auf den 13. Oktober 1583 unmittelbar der 24. Oktober. Von Protesten, wie sie andernorts gegen die Reform erhoben wurden, ist in Freiburg nichts bekannt. Aus dem Ratsprotokoll, aus einer Handschrift der Kartäuser und einem Protokoll der Barfüßer ist das Ereignis für Freiburg belegt. Pfarrherr Dr. Georgius Henlin hatte die Reform zu verkünden.¹

Wie lange sich einmal eingebürgerte Kalenderfestsetzungen erhalten, zeigt auch folgendes Beispiel:

In der Zeit vor Caesar war es üblich, vermutlich wegen des Festes der Terminen (zu Ehren des Gottes Terminus, dem Gott der Grenze), die notwendigen Schalttage nach dem 23. Februar einzufügen und dann den Februar weiterlaufen zu lassen. Caesar behielt diesen Brauch bei und bestimmte, daß im Schaltjahr der auf den 23. Februar folgende Tag doppelt gezählt wird. Im Schaltjahr gab es also zweimal den 24. Februar hintereinander. Zählt man den 24. Februar und den Schalttag mit, so ist der 24. Februar der 6. Tag vor dem Beginn, d. h. vor den Kalenden des März. Deshalb hieß der Schalttag der dies bissextus. Bis über das 15. Jahrhundert hinaus erhielt sich diese Schaltregel und noch heute heißt im Französischen das Schaltjahr *année bissextile*. Auch im Kirchenjahr ist diese alte Regelung heute noch sichtbar. Der Gedenktag an den Apostel Mathias am 24. Februar wird im Schalt-

jahr auf den 25. Februar verschoben, und die darauffolgenden Tage des Heiligenkalenders im Februar rücken ebenfalls um einen Tag weiter.

Unsere Woche mit sieben Tagen ist schon sehr alt und wurde vom Christentum aus dem jüdischen Kalender übernommen. Sie wird seit über 2000 Jahren ohne Unterbrechung durchgezählt. Während die Juden den Sabbat (Samstag) als Ruhetag feiern, haben die Christen schon nach 200 n. Chr. den Sonntag als Feiertag eingeführt, da dies der Tag der Auferstehung Christi ist.

Freiburger Kalender vor der gregorianischen Reform

Schon aus der Zeit vor der gregorianischen Reform haben wir in Freiburg Kalender, oder nach damaligem Brauch besser gesagt Kalendarien, die in Psaltern, Brevieren und Antiphonaren zu finden sind.²

Ein aus Weißenau oder Salem stammendes Psalter aus dem 13. Jahrhundert wird in der Universitätsbibliothek Freiburg verwahrt. Im Augustinermuseum finden wir ein Psalter des Klosters Adelhausen mit der Abschrift eines nicht-dominikanischen Heiligenkalenders. Ein Brevier des gleichen Klosters, um 1300 geschrieben, enthält ebenfalls ein Kalendarium, ebenso ein Psalter aus der gleichen Zeit. Ein in der Landesbibliothek verwahrtes Meßbuch des hiesigen Reuerinnenklosters aus der Zeit um 1468 beinhaltet den unvollständigen Kalender der Diözese Konstanz.

Das Freiburger Stadtarchiv besitzt weitere Kalenderbelege.³ Ein Antiphonar um 1480 und ein anderes des Klosters Adelhausen von 1483 enthalten solche Kalendarien. Aus dem 15. Jahrhundert stammen zwei weitere Antiphonare mit Kalendarien. Die „Margarita philosophica“ des Kartäusers Gregor Reisch aus dem Jahre 1503 z. B. enthält chronologische Teile.

Die Universitätsbibliothek Freiburg besitzt eine ganze Reihe weiterer Belege, darunter vor allem Einblattdrucke, die meist nur das Kalendarium, erweitert um Prognosen, enthalten. Bei all diesen Belegen läßt sich jedoch nicht immer genau sagen, ob sie aus Freiburg stammen oder nur nach Freiburg kamen.

Stadtrechnungen als Kalenderbelege

Eine ganze Reihe von Belegen aus Stadtrechnungen und -protokollen zeigten, daß auch die Verwaltung der Stadt Kalender brauchte. So wird z. B. am 2. August 1567 einem „astronom“, so er ein rath ein neue practica geschenkt“, ein Geldbetrag bewilligt. Einem Dr. Nicolaus Reinsperger gibt der Rat 1572, 1574 und 1576 Geld für seine Praktika, also einen Kalender. 1574 ist von einem „Luog ins landt“ die Rede, der für eine Practic 6ß erhält. Möglicherweise ist es der Urban Luginsland aus Basel.

1577 werden 4 Kalender dediziert, 1606 Herrn Langier Geld für einen Kalender gegeben. Auch 1664 und 1671 werden Kalender gekauft. Dann aber scheint sich die Verwaltung des Kalenderkaufs entledigt zu haben. Den Beamten der Verwaltungsspitze wird künftig ein „Calendergelt“ bezahlt. Wenn aber einer, wie 1675 der Freiburger Drucker Hans Jacob Werlin, dem Rat einen Kalender schenkte, dann erhielt er nach wie vor einen Geldbetrag als Gegengeschenk.⁴

Die Herausgabe von Kalendern war offenbar gewinnbringend. Der Rat der Stadt nahm sich dem an. 1688 will er die Herausgabe Basler Kalender unter Freiburger Wappen abgestellt wissen.⁵ 1763 verbietet er der Küferzunft fremde Kalender zu kaufen und befiehlt den Küfern, sich einen hiesigen, gestempelten Kalender anzuschaffen.⁶ 1768 werden Verkäufer von ungestempelten Kalendern bestraft.⁷ Kalender dürfen ebenso wie Spielkarten nur verkauft werden, wenn zuvor das „Stempelgeld“, also eine örtliche Steuer bezahlt waren.

Monatsnamen

Die Bedeutung und im wesentlichen römische Herkunft der Monatsnamen dürfte bekannt sein. Ungewohnt für uns ist, daß in den meisten alten Kalendern bzw. Kalendarien für den Monat Februar der Name Hornung zu finden ist. Dieser Name soll von Karl dem Großen festgelegt worden sein. Seine Bedeutung ist unsicher, und es bestehen eine Reihe von Deutungen. Am wahrscheinlichsten ist jene, daß dies der Monat sei, in welchem das Wild die Geweihe abwirft. Bei den Germanen war der Name für den Monat Februar deshalb mit Runen geschrieben, die eine Geweih- bzw. Hornform hatten.

Tagesnamen

Die Namen der Tage einer Woche stammen vermutlich aus einer weit zurückliegenden, vorchristlichen Zeit. Sie haben etwas mit den Namen der Planeten zu tun, wenn dies im Deutschen auch nicht mehr bei allen Namen zu erkennen ist. Berücksichtigt man auch die französischen und englischen Namen, so ergibt sich folgende Reihe:

Sonne:	Sonntag	
Mond:	Montag	
Mars:	Dienstag	(franz. Mardi)
Merkur:	Mittwoch	(franz. Mercredi)
Jupiter:	Donnerstag	(franz. Jeudi, der germanische Gott Donnar entsprach der röm. Gott Jupiter)
Venus:	Freitag	(franz. Vendredi, die germ. Göttin Freja entsprach der röm. Göttin Venus)
Saturn:	Samstag	(engl. Saturday)

Woher diese Ordnung der Planeten kommt, die nicht den Umlaufbahnen entspricht, und was sie bedeutet, ist unbekannt. Sicher hat es etwas mit dem alten Glauben an die sieben Himmelssphären oder die sieben Himmelsschalen zu tun. Wir reden auch heute noch vom siebenten Himmel, wenn wir das höchstmögliche Glück ausdrücken wollen. Der Name Dienstag wird in der Literatur erklärt mit Dingstag, Thingstag = Gerichtstag oder mit Zinstag. Auf letztere Deutung weist auch der alemannische Name für den Dienstag = Zischtig hin.

Im Stadtarchiv ist ein Kalender von 1626 erhalten. Die erste Seite und der Monat August sind in diesem Heft (S. 10 u. 11) abgebildet. Hierzu einige Erläuterungen.

Almanach:

Früher war dies der eigentliche Name für Kalender, d. h. für ein Jahrbuch mit Kalendarium, Geschichten, astrologische Angaben, Wetterregeln etc. Erst in neuerer Zeit versteht man unter Almanach mehr ein literarisches Jahrbuch, meistens sogar ohne oder nur mit einem ganz knappen Kalendarium.

Goldene Zahl, Guldenzahl

Um den Mondumlauf mit dem Sonnenjahr in Verbindung zu bringen, hat man (erstmalig Meton vor 300 v. Chr. in Griechenland) 235 Mondmonate mit 19 julianischen Jahren gleichgesetzt. Dadurch wiederholen sich die Mondphasen zu den gleichen Monatsdaten in einem 19jährigen Zyklus. Die goldene Zahl gibt an, in welchem Jahr dieses Zyklusses man sich befindet. Mit den Zyklen wurde im Jahr 1 v. Chr. begonnen. Man erhält die goldene Zahl, indem man zu der Jahreszahl 1 addiert und durch 19 dividiert, der Rest ergibt die goldene Zahl. Z. B. $1626 + 1 = 1627 : 19 = 85 \text{ Rest } 12$.

Sonnenzirkel

Ein Wochentag fällt nicht jedes Jahr auf dasselbe Monatsdatum, sondern verschiebt sich jedes Jahr um einen Tag. Ohne Schaltjahre würde nach 7 Jahren ein Wochentag wieder auf dasselbe Datum fallen. Wegen des Schaltjahres alle 4 Jahre trifft dies aber erst in $4 \times 7 = 28$ Jahren zu. Diesen Zyklus von 28 Jahren nennt man den Sonnenzirkel. Die Zahl gibt also an, in welchem der 28 Jahre man sich befindet. Als Beginn des ersten Sonnenzirkels wurde das Jahr 9 v. Chr. bestimmt, weil dieses Jahr ein Schaltjahr war und außerdem mit einem Montag begann. Um die Zahl im Sonnenzirkel zu erhalten, muß man also zur Jahreszahl 9 hinzuzählen und durch 28 dividieren, der Rest ist die gewünschte Ziffer. Z. B. $1626 + 9 = 1635 : 28 = 58 \text{ Rest } 11$.

Der Römer Zinszahl, die römische Zinszahl, die Indiktion

Sie bedeutet einen Zyklus von 15 Jahren und beginnt im Jahr 3 v. Chr. Die Zahl der Zyklen wird nicht angegeben, sondern nur die Ziffer innerhalb des Zyklusses. Die Entstehung und der Zweck der römischen Zinszahl oder der Indiktion ist nicht sicher. Sie läßt sich sehr weit zurückverfolgen. Man nimmt an, und dies ist recht plausibel, daß sie aus einer alle 15 Jahre stattfindenden Steuerschätzung hervorgegangen ist. Berechnet wird die römische Zinszahl durch Hinzufügen von 3 zur Jahreszahl und dividieren durch 15. Der Rest ist die gesuchte Zahl. Z. B. $1626 + 3 = 1629 : 15 = 108 \text{ Rest } 9$.

Sonntagsbuchstaben, Tagesbuchstaben

In den früheren Kalendarien, besonders wenn sie noch die römische Zählung haben, sind in der Regel die Namen der Wochentage nicht angegeben. Siehe hierzu das Beispiel des handgeschriebenen, auf der Rückseite des Heftes abgebildeten Kalendariums, welches vermutlich vor 1500 entstanden ist und des Kalenders von 1626.

Almanach auff das Jahr

nach der gnadenreichen geburt Jesu Chris

sti 1626 Nach erschaffung der Welt 5575. Nach dem

Sündfluß 3919. Nach dem ersten ewigen Bundt loblicher Eyd-

gnobtschafft 311. Ist die Guldenzahl 12. Der Sonnen Circel 11.

Der Römer Zinßzal 9. Des Sontags Buchstab im Newen ist D.

im Alten A Epactæ im Newen 12. im Alten 2. Zwischen Weyh-

nachten vnd der Herrē Fastnacht seind im Newen 8. Woche 3. Tag.

In Alten 8. Wochen. Andere bewegliche vnd unbewegliche

Fest/ neben andern darzu gehörigen sachen/ sin-

det man ordentlich im Kalender

verzeichnet.

Erklärung der Zeichen / so im Kalender gebraucht werden.

Der Newmon	●	Donner oder hagel	⚡	Zusammenkunfft	♁
Das Eiß Biertheit	☾	Kalt oder kühl	❄	Gegenschein	♁
Der Vollmon	●	Sönschin/warm	☀	Triangelschein	△
Das Leist Biertheit	☾	Den Cholericis Chol.	☾	Gevierderschein	□
Stund vor Mittag V.	☾	Den Sangu. Sang.	☾	Sextilschein.	*
Stund nach Mit. N.	☾	Den Phlegmati. Phl.	☾	Trachenkopff	♁
Wons außsteigen	☾	Den Melanchol. Mel.	☾	Trachenschwanz	♁
Wons absteigen	☾	Rothe Zeichen gut	☾	Die 12. Himelischen Zeichen.	
Gut Aderlassen	☾	Schwarze Zeichen böß.	☾	Wider	♁
Mittel Aderlassen	☾			Stier	♁
Baden schröpfen	☾	Die 7. Planeten vñ ihre Aspecten.		Zwilling	♁
Sonn in 12 zeichen	☾			Krebs	♁
Gut säyen pflanzen	☾	Saturnus	♄	Löw	♁
Gut Ackern	☾	Jupiter	♃	Jungfrau	♁
Gut Kind entw. N.	☾	Mars	♂	Wag	♁
Gut Purgieren	☾	Sonn	☉	Scorpion	♁
Haar abschneiden	☾	Venus	♀	Schüß	♁
Gut Batoholz sellen	☾	Mercurius	♃	Steinbock	♁
Rägen	☾	Luna	☾	Wajerman	♁
Wind/Lufft	☾			Fisch	♁
Schnee oder Nifel	☾				

New Kalender/	Aspect vñ Erwölung/	Alt Kalender.
Augustmonat/	Aspect vñ Erwölung/	Iulius.
1 e Pet. Petref. 21 Von falschen Proph. Matt. 7.	☐♂ Holz fellen.	22 g Mar. Mag. Ev. Marei 8
2 d Steffan ba. 3	☐♀ Δ♀	23 d Appollinar.
3 e Steff. erfin. 15	Δ☐☐♂ ☽ warm.	24 b Christina
4 f Aristarchus 29	*♂ Δ♂ ☽ heiß.	25 c Jacob
5 g Oswald 13	☾ Δ♂☽ Occid. ☐☐♀ heiß.	26 d Anna
6 a Sircus 26	☐♂ Holz fellen.	27 e Maria
7 b Finsternuß 10	☉ 7.18.n. ♀ in ☽	28 f Finsternuß
8 c Nemilianus 25 Vom ungerecht. Dauid. 1.16.	♂♀ Δ♂♂♂ ander wets	29 g Beatrix Ev. Mathet 7.
9 d Romanus 9	♂♂♂♀ rar.	30 d Abdon
10 e Laurentz 24	☐♂ Holz fellen.	31 b Germanus Augustmonat.
11 f Ignattus 8	Nägel abschneiden. ☽	1 c Peter Petref.
12 g Clara 23	Δ☐*♂♀♂♂ Δ♀☽☽	2 d Steff. bapst
13 a Hypolltus 7	Δ♂♂♂♀☽ trocken.	3 e Steff. erfin.
14 b Eusebtus 21	☾ 11.10.v. Δ♂Δ♀	4 f Aristarchus
15 c Mar. himel 19 Jesus weint vber Jerusal. 1.19	☐♂ Δ♀♀ in ☽	5 g Oswaldus Ev. Luce 16.
16 d Kochtus 19	*☐☐♂☐♀	6 h Sircus
17 e Liberatus 2	☾ *♂*♀ Holz fellen.	7 b Affia
18 f Helena 15	*♂♂♂♀ vngewitter.	8 c Nemilianus
19 g Sebaldus 28	☐♂ *♀*☐♂	9 d Romanus
20 a Christianus 10	Gut Haar abschneiden.	10 e Laurentius
21 b Finsternuß 23	☉ 10.27.n. *♂	11 f Finsternuß
22 c Symphor. 25 phar. vnd soln. gebett. Luce 18	♂♂ vngewitter.	12 g Clara Ev. Luce 19.
23 d Sackene 17	♂♀♂♂♂ vngewitter.	13 h 10 in ☽
24 e Bartholom. 29	♂♀	14 b Eusebtus
25 f Ludwig 11	♀ in ☽ warm.	15 c Marie him.
26 g Severinus 23	♂♂ rägenlein.	16 d Kochtus
27 a Bndst. end 5	☽☽☽☽. *☐☽♂	17 e Bndst. end
28 b Augustinus 17	☽☽☽☽. *♂*♂♂	18 f Helena
29 c Joan. enth 29 Vom stummen mensche. Mar 7	☽☽☽☽. *♀♂	19 g Sebaldus Ev. Luce 18.
30 d Gaudenz. 11	☽ 2.25.v. ☽ph. *♂☐♂	20 h Christianus
31 e Paulus 24	☽☽ph. ☐♂ *♂☐♀	21 b Privatius

Kalenderblatt Monat August
des New und Alt Schreibkalender v. 1626

Um die Wochentage zu unterscheiden, besonders um den Sonntag hervorzuheben, bezeichnete man die 7 Tage mit den Buchstaben „a“ bis „g“. Der erste Tag eines Jahres wurde immer mit „a“ benannt. Der auf den Sonntag fallende Buchstabe war dann der Sonntagsbuchstabe, der sich das ganze Jahr, außer im Schaltjahr, nicht änderte. Weil das nächste Jahr wieder mit dem Buchstaben „a“ begonnen wurde, verschoben sich die zu den Wochentagen gehörenden Buchstaben und damit der Sonntagsbuchstabe um einen Buchstaben rückwärts. Im Schaltjahr erhielt man zwei Sonntagsbuchstaben. Insgesamt ergab sich somit entsprechend dem Sonnenzirkel eine Reihe von 28 Buchstaben bzw. Buchstabenpaaren.

Epakten

Die Epakten, gemeint sind hier die Mondepakten, geben an, wie alt der Mond an einem bestimmten Datum ist. Das Alter des Mondes bedeutet die seit dem Neumond vergangenen Tage. Im Julianischen Kalender war das Datum, auf welches sich die Epakten bezogen, der 22. März, im Gregorianischen Kalender der 1. Januar.

Astrologische Angaben

In den Kalendern waren allgemein astrologische Angaben enthalten, welche für das Erstellen eines Horoskopes wichtig sind. Heute findet man diese nur noch in astrologischen Kalendern, jedoch sind sie z. B. im Kalender des Badischen Bauernvereins von 1922 noch enthalten.

In der Astrologie ist besonders wichtig der sog. Aszendent, d. h. der im Augenblick und am Ort der Geburt aufsteigende Punkt der Ekliptik. Von diesem Punkt aus wird der Tierkreis in 12 gleiche Abschnitte, die Häuser, eingeteilt, welche in Verbindung mit dem Stand der Planeten bestimmte Lebensbereiche beeinflussen. Wenn die Planeten, geozentrisch gesehen, in bestimmten Winkeln erscheinen, verstärken sie diese Wirkung, schwächen sie ab oder heben sie auf. Dabei bedeutet:

Zusammenkunft: Konjunktion:	0°
Gegenschein: Opposition:	180°
Triangelschein: Trigonal:	120°
Gevierterschein: Quadratur:	90°
Sextilschein:	60°

Trachenkopf, Trachenschwanz

Dies bedeutet den aufsteigenden und den absteigenden Mondknoten bzw. die auf- und absteigende Mondbahn. Der Mondknoten ist der Durchstoßpunkt der Mondbahn durch die Ekliptik.

Im abgebildeten Kalenderblatt vom August 1626 bedeuten die Zeichen und Zahlen hinter den Heiligennamen in der ersten Spalte den Lauf des Mondes in den Tierkreiszeichen. Diese Angaben dienten nicht nur astrologischen Zwecken, sondern auch für Wettervorhersagen und sonstige Prognosen. So heißt es z. B. im immerwährenden Kalender von Grimmelshausen, daß man auf den nächsten Donner nach Aufgang des Hundssternes achten muß, in welchem Zeichen sich der Mond dann befindet.: „Ist der Mond im Löwen so es donnert, so bedeutet es Verderbung des Kornes und der Gersten am Gebürg“ usw.

Freiburger Volkskalender

Von
ROLF SÜSS

Ist von Volkskalender die Rede, dann denkt man meist an den „Lahrer Hinkenden Boten“. Der Schein täuscht: Freiburg braucht sich vor Lahr nicht zu verstecken, es ist eine „Kalenderstadt“.

Freiburger Volkskalender sind:

Nr. 1

New und Alt Schreibkalender mitsammt der Practick / auch der Planeten Lauff und Gang / auff das Jahr unsers Herren Jesu Christi Geburt MDCXXVI
EJ: 1626

H: „gestellt durch Jacobum Rosium“

V: Johann Conrad Leopart, Buchhändler in Basel

D: Johann Schröter, Basel

F: STAF Al 66 / Univ. Bibl. Basel



Der Kalender ist in Basel verlegt und gedruckt. Eine Widmung im Inneren gilt dem Bischof von Basel und dem Domkapitel. Die aber saßen 1529 bis 1678 in Freiburg, zuletzt im „Basler Hof“. Also doch ein Freiburger Kalender? Es ist fraglich, ob er angesichts der Widmung problemlos im reformierten Basel zu verkaufen war.

Das Kalendarium ist als Schreibkalender eingerichtet und enthält neben dem neuen, dem Gregorianischen Kalender, auch den alten, den Julianischen. Der Leseteil gibt Belehrung zu den Themen Gartenbau und Landwirtschaft und enthält die übliche Aderlaßtafel. Der Anhang „Prognostico Syntomaticum“ bringt vielerlei Voraussagen und ordnet in einem Beitrag Länder und Städte den Tierkreiszeichen zu, Basel z. B. der Jungfrau.

Nr. 2

Zeit — RELATION und Wunder-Kalender Auff das 1682 Jahr

EJ: 1682 (ev. 1674 — 1693?)

H: gestellt d. Erhard Goldinger, des Edlen Gestirns und M. Doctor

D: Johann Jacob Wehrlin, Freiburg

F: STAF Al 98

Der im Stadtarchiv erhaltene Kalender ist beschädigt, Bilder sind entfernt. Die Druckerei des J. J. Wehrlin wurde von 1674 an, auch nach W.'s Tod von dessen Witwe bis zu deren Tod 1794 betrieben. Das Nachlaßinventar der Witwe Maria Ursula Wehrlin erwähnt neben Druckerwerkzeug und Büchervorräten ein „Kupfer des ewigen Calendry“. Demnach müssen früher und später Kalender aus der Wehrlinschen Druckerei gekommen sein.

Das Kalendarium enthält immer noch den alten und neuen Kalender. Mit üblichen Kalenderzeichen werden Pro-

gnosen für Aderlässe, Witterung und anderes gegeben. Die Kalendergeschichten beginnen schon im Kalendarium und berichten über Wunderheilungen. Aderlaßtafel, Gesundheitsregeln und Marktverzeichnis treten hinzu. In einer angehängten „Practica“ ist eine Vorhersagung der Jahreszeiten, Finsternisse, Kriege, Krankheiten, Fruchtbarkeiten der Erde und eine „RELATION“ gebo-

Handler nennt sich Stadt- und Universitätsdrucker. Die Aufmachung seines Kalenders gleicht der des Wehrlinschen. Die „Prognosis Astrologica“ stellt wiederum der zuvor genannte Erhard Goldinger. Es wäre also denkbar, daß die Kalendertradition weitergeführt und ein Schreibkalender aus den beiden Druckereien von 1674 bis 1718 erschienen wäre. Handler schloß sich der Drucker Waldpart an (bis 1724).



ten, was sich 1681 Wunderbares und Denkwürdiges begeben hatte.

Die Wehrlinsche Druckerei wurde dann von Johann Jakob Handler übernommen, von dem aus den Jahren 1701 — 1719 Druckwerke vorliegen. Auch ein Kalender gehört dazu.

Nr. 3

Neuer und Verbesserter Schreib-Calender Auff das Jahr JESU Christi

EJ: 1701 (ev. 1701 — 1718?)

H: der Prognosis: Erhard Goldinger

D: Johann Jacob Handler

F: STAF Al 67

Diesem folgte der Drucker F. X. Schaal, der bis 1745 nachgewiesen ist. Als „Faktor der Wittib Schaalin“ kommt 1750 ein Johann Georg Felner vor, der das akademische Bürgerrecht erhält und sich „akademischer und Universitätsdrucker“ nennt. Im gleichen Jahr erhielt auch Franz Joseph Kerkenmayer das Akademische Bürgerrecht und nannte sich Stadtbuchdrucker. Ab 1749 gab es die von Johann Ignaz Wagner begründete Wagnersche Buchhandlung, die im 19. Jahrhundert eine eigene Druckerei hatte. Der Kalendermarkt splitterte sich also auf. Die Universitätsdruckerei wurde in der Kette Schaal -

Felner — Satron — Rosset — F. X. Wangler, die Stadtdruckerei in der Reihe Kerkenmayer — Zehnder geführt. Die Wagners kommen spätestens 1804 dazu, Herderkalender gibt es ab 1845, Poppen wird 1859 erstmals im Kalendergeschäft tätig.

Nr. 4

Neuer Catholischer Schreib-Calender auf das Jahr nach der gnadenreichen Geburt JESU CHRISTI, unseres Herren und Seligmachers . . .

EJ: 1754 — 1759

D: Johann Georg Felner, ab 1759: Maria Catharina Felnerin

F: UBF J 3388

Von der Felnersche Druckerei sind Kalender erst ab 1754 erhalten. Da Felner 1757 starb, erschien der Kalender 1759 unter dem Namen der Witwe. Die Hefte enthalten unterschiedliche Titelseiten, vor allem aber schon eine ganze Reihe von Kalendergeschichten. 1757 schmückt sich der Kalender zudem mit dem Zusatz „Historischer“. Noch ge-

hört die Aderlaßtafel dazu und 1755 wird als Rätsel aufgegeben, wie ein Bauer einen Wolf, eine Geiß und einen Korb Salat über einen Fluß transportieren kann, wenn er nur einen der Genannten mitnehmen darf.

Nr. 5

Neuer Catholischer Schreib- und Geschichts-Calender Auf das Jahr nach der Gnadenreichen Geburt JESU Christi

EJ: (1763 — 1765) 1766 — 1769

D: Johann Andreas Satron

F: UBF J 3384

Satron heiratete 1763 Felners Witwe und führte die Druckerei weiter. Der erste von ihm gedruckte und erhaltene Kalender 1766 enthält die vierte Fortsetzung einer Geschichte des Breisgaus. Demnach stammt der erste Kalender spätestens aus dem Jahre 1763. Eine nahtlose Weiterführung der Kalender Felners ist nicht auszuschließen. Die Geschichte des Breisgaus wird übrigens bis 1769 weitergeführt. Der Satronschen



Druckerei verdanken wir dann auch erste Adreßbücher. Zuerst ist es der KK Schematismus, der die Ämterbesetzung in den vorderösterreichischen Landen zeigte.

Nr. 6

*Kaiserlich Königlich
Vorderösterreichischer (Landesstellen-)
Schematismus*

EJ: 1768, 1774, 1782, 1784 — 1792

D: A. Satron

F: STAF Dn 3501

Der Schematismus hatte bis 1782 den Zusatz „Neuer Cath. Schreibcalender“, 1784 nannte er sich „Neuer Schreibkalender“, 1785 „Neuer Kalender“, danach wieder „Neuer Schreibkalender“ und ab 1788 „Schematismus samt Kalender“.

Ab 1793 erscheint der Schematismus bei Martin Wagner in Konstanz. Der Schematismus enthielt nur ein einfaches

Monatskalendarium, mit Leerseiten als „Schreibkalender“ und nicht viel mehr als einfachen Wetterprognosen. Hinzu kamen Vorhersagen über Jahreszeiten, Finsternisse, Krieg und Frieden. Es ist möglich, daß der Schematismus nicht alljährlich, sondern nur sporadisch erschien.

Nr. 7

Neuer catholischer Schreibkalender

EJ: 1770 — 1777

D: bis 1772 J. A. Satron, dann Fr. J. Kerkenmayer

F: UBF J 3389

Satron verkaufte seine Druckerei 1778 an die „Societas litteraria“. Er führte den vom KuK Schematismus unabhängigen Schreibkalender von 1770 bis 1772 im alten Stil weiter. Der Leseteil enthält vor allem Informationen über Landwirtschaft und Ackerbau. Offen ist, warum der Kalender dann ab 1773 an den „Städtischen Buchdrucker“ Franz Joseph Kerkenmayer überging. Der Kalender bleibt im Kalendarium ähnlich und bevorzugt im Leseteil die Information über Ackerbau und landwirtschaftliche Themen.

Satron hat offenbar eine Zeitlang auf den Druck von Kalendern verzichtet.

Nr. 8

*Katholischer Schreib-Kalender
auf das Jahr nach der Gnadenreichen
Geburt JESU Christi.*

EJ: 1783, 1788, 1789

D: Johann Andreas Satron

F: 1783 BLB ZA 3790
1788/89 UBF J 3389

Der Katholische Schreib-Kalender bringt noch mehr Unsicherheit in die Vermutungen über die Satronsche Kalenderproduktion. Neben dem KK VÖ Schematismus und dem 1770 — 1772 gedruckten neuen katholischen Schreib-





kalender hat auch dieser Kalender Bestandslücken. Nach Klaiber (s.Lit. Verz.) hat Satron Druckerei und Verlag an die Freiburger „Societas litteraria“ verkauft. Der Verlag ging dann 1779 an Anton Wagner über, die Druckerei aber setzte ihre Tätigkeit unter dem Vermerk „gedruckt mit Satronschen Schriften“ weiter fort. 1793 wurde die Druckerei von Satrons Stiefsohn Ignaz Felner übernommen.

Nr. 9

Kalender für das Jahr ...

EJ: 1796, 1798, 1799, 1801

D: „gedruckt mit den Felnerschen Schriften“

F: 1796 — 1799 UBF J 3330, 1801 STAF A1 37

Ignaz Felner, ein Sohn aus der ersten Ehe der Frau Satrons, betrieb die Druckerei ab 1793 für drei Jahre in Pacht. Der Priester und Exjesuit versuchte sich übrigens auch als Mundartdichter. Vermutlich hat er die Satronsche Kalendertradition weitergeführt.



Das Kalendarium enthält noch Angaben aus dem Julianischen Kalender. Im Leseteil werden erbauliche Gedichte wie das „Morgenlied“ bzw. „Abendlied eines Bauersmannes“, ein „Trinklied“, ein Lied „Täglich zu singen“, Kalendergeschichten und religiöse und moralische Belehrungen geboten. Auch eine Abhandlung über den Weinbau ist zu finden.

Nr. 10

Bürgerlicher Schematismus der Erzherzoglich österr. Hauptstadt Freyburg im Breisgau samt einem Kalender auf das Jahr ...

EJ: 1798, 1801, 1806, 1810

D: 1798 — 1801 m. Felnerschen Schriften, ab 1806 Xaver Rosset

F: STAF Dwa 130

Felner war es auch, der analog dem KK Schematismus, dem landesherrlichen Behördenverzeichnis, den Bürgerlichen Schematismus als erstes Freiburger Adreßbuch herausgab. Ein einfaches Kalendarium enthält die Genealogie des Fürstenhauses, die allgemeine Zeitrechnung und die hiesigen Jahrmärkte. Dann folgen die Namen der



Magistrate, der Ehrenbürger, der Zunftmeister im Rat, der städt. Beamten, der Zünftigen, der Guldenbürger, Hintersaßen und Schutzverwandten. 1803 ist Rosset Geschäftsführer. Seine Witwe heiratet 1818 F. X. Wangler.

Nr. 11

Der launigte Gärtner & Saamenhändler von FREIBURG oder GARTENKALENDER für den Bürger und Landmann AUF DAS JAHR

EJ: 1831

D: Franz Xaver Wangler

F: UBF J 3316 p, STAF A1 16

Franz Xaver Wangler hat sich zunächst nicht mehr um die Fortführung des Kalenderdrucks gekümmert. Erst 1831 bringt er diesen Kalender als „Spezialkalender“ auf den Markt. Er gibt im Anhang allerlei Hinweise für die Gartenarbeit und berichtet über Gartenwerk-



zeug, Pflanzen, Schädlingsbekämpfung und die damaligen Freiburger „Saamen- und Pflanzen-Händlern“. Zwar druckt er noch den Hundertjährigen Kalender ab, läßt sich aber an anderer Stelle ironisch über Wetter- und Bauernregeln aus. Die von Wangler erhoffte Marktlücke war offenbar nicht vorhanden: Es blieb bei der einmaligen Ausgabe des „Gärtners“.

Nr. 12

Der Christliche Hausfreund für den Bürger und Landmann auf das Jahr ...

EJ: 1851 — 1866

D: Franz Xaver Wangler

F: 1851 — 1862, 1864,

1866 UBF J 3321

1851 — 1866 STAF A1 23

Mehr Erfolg hatte F. X. Wangler mit dem „Christlichen Hausfreund“. Der Kalender wechselte sein „hausfreundtypisches“ Umschlagbild im Jahre 1854 zugunsten eines betont religiösen und entsprechend interpretierten Motives.

Der in Konkurrenz zum Kalender für Zeit und Ewigkeit bzw. Sonntagskalender stehende Hausfreund gibt sich im Leseteil ebenso religiös betont. 1853 bis 1855 werden Beiträge von Alban Stolz abgedruckt, gelegentlich auch Lokales. 1871 endet die Tätigkeit der Druckerei F. X. Wangler, aus der auch mehrere damalige Zeitungen kamen. Das Geschäft ging an Franz Scheuble über.



Nr. 13

Katholischer Kalender auf das Jahr nach der gnadenreichen Geburt JESU Christi

EJ: (1790, 1791?) 1793, 1794

D: Niklaus Augustin Zehnder

F: UBF J 3336

Joseph Anton Kerckermayer, der ab 1773 den Neuen catholischen Schreibkalender herausgegeben hatte, starb 1786. In seinem Nachlaß befanden sich u. a. Druckwerkzeuge für Kalender. Seine Witwe heiratete den Drucker Niklaus Augustin Zehnder. Es ist offen, ob dieser die Kalenderherstellung weiterführte. Kohlbecker erwähnt — ohne Fundstelle

— den Kath. Kalender schon für 1790 und 1791. Da die Ausgabe 1793 eine Fortsetzung aus dem „Noth- und Hilfsbuche“ enthält, sind frühere Jahrgänge wahrscheinlich. Zehnder führte seine Druckerei bis zum Jahre 1800. Danach erlosch das Amt des „Städtischen Buchdruckers“.



Nr. 14

Neuer Haus-Kalender auf das Schalt-Jahr Christi

EJ: 1804

H: Aloysius Wagner, Buchhändler

F: STAF A1 27

Die Wagnersche Buchhandlung begann mit der Übersiedlung Johann Ignaz Wagners aus Augsburg. Die Buchhandlung verfügte erst ab 1824 über eine eigene Druckerei. Zuvor aber bestätigte sie sich als Verlag.

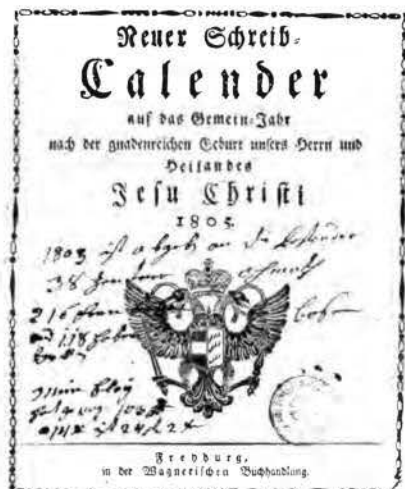
Die „Wagnersche“ tritt erst im 19. Jahrhundert als Kalenderverlag auf. Es sind nur die beiden Kalender der Jahre 1804 und 1805 bekannt, oben und unten genannt.

Nr. 15

Neuer Schreib-Calendar auf das Gemeinjahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Heilandes

EJ: 1805

F: STAF A1 70



Nr. 16

Neuer Freiburger Volks-Kalender für den Bürger und Landmann auf das Jahr

EJ: (1818) 1828 — 1835, 1836 — 1840, 1843, 1848, 1849, 1852 — 1855, 1858 — 1862

D: Friedrich Wagner

F: ab 1829 UBF J 3416,
1828 STAF A1 89

Die Wagnersche Buchhandlung ging 1833 auf Friedrich Wagner über. Er mag aber schon zuvor in Erscheinung getreten sein. Kohlbecker erwähnt den Kalender — ohne Fundstelle — schon für 1818. Damals wäre er sicher nicht von Friedrich W. herausgegeben worden. Friedrich W. bewies Einfallsreichtum: Sein „Neuer Freiburger Volkskalender“ war die dünnere und wohl auch preiswertere Ausgabe des ebenfalls von ihm herausgegebenen Kalenders.



Nr. 17

Der Freiburger Bote. Ein nützlicher und unterhaltender Haus- und Wirthschafts-Kalender für das Jahr ..

EJ: 1831 bis 1862

D: Friedrich Wagner

F: 1831 — 1835 STAF A1 8,
1836 — 1862 UBF J 3305



Die beiden Kalender hatten unterschiedliche Umschlagbilder. Der Volkskalender zeigt eine Ansicht der Stadt von Südwesten. Der Bote bringt vor dem Hintergrund der Stadtsilhouette den einen Kalender überbringenden Boten. Beide Erzeugnisse haben das gleiche Kalendarium. Der Volkskalender bringt aber nur etwa die Hälfte des Leseteils, den der Bote hat. Von Anfang an werden Holzschnitte zur Illustration der Kalendergeschichten eingesetzt. Der Leseteil steht unter dem Motto: „Kleine Erzählungen für den Bürger und Landmann“. Der Inhalt entspricht dem Geschmack der Zeit: Giftmord und Hinrichtung, Mordanschläge und Unglücke, aber auch die Geschichte von der Stadtmaus und der Feldmaus oder die von den 7 Schwaben sind zu finden. Beide Ausgaben hatten Erfolg.

Nr. 18

Kalender für Zeit und Ewigkeit

EJ: (1843/44 bei Ferd. Förderer in Villingen) 1845 — 1888
(z. T. anderer Titel)

H: Herder-Verlag und Druckerei

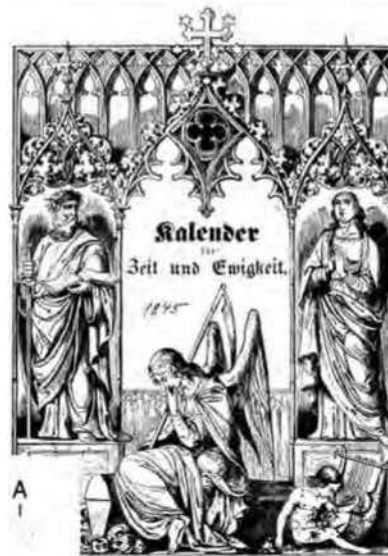
A: Alban Stolz S. J. 1843 — 1847, 1858, 1859, 1864, 1873 — 1881, 1884 Franz Hattler S. J. 1882 — 1887

F: 1843, 1873 — 1877, 1879, 1880 BLB ZA 3334 1843, 1845 — 1859, 1864 UBF J 3341

Die Herdersche Buchhandlung wurde im Jahre 1808 in Freiburg gegründet. Herder pachtete zunächst die Druckerei des Klosters St. Blasien, die an die Universität übergegangen war. Der erste, bei Herder erschienene Kalender war ein voller Erfolg. Alban Stolz hatte ihn zunächst in Villingen drucken lassen. Der



Kalender erschien in den Jahren 1860 bis 1863 und 1865 — 1872 unter dem Titel „Der Sonntagskalender“, von 1889 — 1895 mit dem Sonntagskalender vereinigt.



Stolz wollte einen volkstümlichen Kalender schaffen, in dem er mit tiefem Ernst religiöse Fragen ansprechen konnte. Er war zeitweilig der Herausgeber, später kamen Albert Werfer, Martin Zugschwerdt und Franz Hattler. Die religiösen Betrachtungen der einzelnen Jahrgänge sind überschrieben mit „Mixtur gegen Todesangst“, „Ein halbes Vaterunser mit ungeschliffenen Zierrathen besetzt“, „ABC für große Leute“, „Wetterleuchten“ usw. Diese Betrachtungen wurden in Sonderausgaben veröffentlicht, die hohe Auflagen erreichten.

Nr. 19

Sonntagskalender für Stadt und Land

EJ: 1860 — 1915, dabei 1889 — 1895 mit Untertitel: „Kalender für Zeit und Ewigkeit“.
1860 — 1863 und 1865 — 1872 an Stelle des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“.

H. u. D.: Herder



F: 1860 — 1865, 1889,
1913 UBF J 3400
1861 — 1915 fast komplett
STAF A1 77

Der Kalender erschien bis 1870 mit dem gleichen, später mit wechselndem Umschlagbild. Ein umfangreiches Kalendarium, das später auch Monatsbilder enthält, wird von einem vielseitigen Leseteil ergänzt. Neben religiösen, hauswirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Belehrungen werden politische und geschichtliche Themen behandelt.

Nr. 20

Landwirtschaftlicher Kalender auf das Jahr 1868

EJ: 1868

H: Joseph Kramer II, Mauchen, Amt Bonndorf

D: Herdersche Buchdruckerei

F: UBF J 3351

Der Kalender erschien nur 1868. Er war sowohl im Kalendarium als auch im Leseteil eindeutig auf die Landwirtschaft abgestellt. Klima, Bodenkunde, Düngerlehre, das Wasser, der Ertrag der Bienenzucht und die Fruchtpreise 1867 wurden behandelt. Der Verfasser gesteht im Nachwort, daß er „diese Arbeit zum ersten Mal“ gemacht habe und bittet um Leserbeiträge.

Nr. 21

Der Hausfreund. Katholischer Kalender

EJ: 1871 — 1875

H: Herder

F: nicht bekannt. Angaben aus dem Hauptkatalog Herdersche Verlagshandlung bis Ende 1912

Der Katalog vermerkt, daß der mit vielen Holzschnitten ausgestattete Kalender von 1874 von G. M. Pachtler SJ herausgegeben wurde und 1872 auch als „Deutscher Volkskalender für Brasilien“ erschienen sei.

Nr. 22

Katholischer Kirchenkalender für die Stadt Freiburg auf das Jahr des Heils

EJ: 1889, 1890

H. St.-Johann-Ludwig-Verein

D: Herder

F: UBF M 7946

Mit dem unscheinbar gehaltenen Kalender wird nach dem Beispiel anderer Städte versucht, für die Pfarreien der Stadt ein gemeinsames Jahrbuch zu schaffen. Ein Verzeichnis der kirchlichen Institutionen, der Pfarreien und Organisationen und ein Beitrag zur Geschichte der Münsterpfarre bilden den Leseteil. Der Reinertrag ist für den Bau der Herz-Jesu-Kirche im Stühlinger bestimmt.



Nr. 23

Herders Hauskalender (ab 1949 Zusatz: für Zeit und Ewigkeit)

EJ: 1947, 1949 — 1969

H. u. D: Herder Verlag

F: BLB OZA 305, UBF J 3322
am, Herder Verlag



Der Verlag Herder nahm erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder die Kalendertradition auf. Mit einem schön gestalteten und bebilderten Kalendarium und einem umfangreichen Leseteil erschien die erste Ausgabe für 1947. Der Papiermangel verhinderte das Erscheinen der Ausgabe 1948. In den Jahren 1951 und 1952 erschien Herders Hauskalender auch als Sonderdruck mit dem Titel „Hauskalender für die Kolpingfamilie“. Die Ausgabe 1951 des Herderschen Kalenders konnte auf zwei Jubiläen hinweisen: Einmal habe der Kalender nun 75 Ausgaben hinter sich, seit er erstmals als „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ erschienen sei. Zum anderen feiere das Haus Herder nun das 150. Jubiläum.



Nr. 24

Illustrierter katholischer Kalender

EJ: 1859, 1860

H: Ignatz Lampert, kgl. Rector der Kreislandwirtschaftsschule Würzburg

D: Hermann M. Poppen

F: UBF J 3355

Als Herausgeber des Kalenders für 1859 tritt eine „Expedition des Illustrierten Katholischen Kalenders“ auf, der Druck erfolgte in der Universitätsdruckerei H. M. Poppen. Der Kalender bringt überwiegend religiöse Themen, darunter einen Beitrag von Alban Stolz und ist reichhaltig illustriert. Im Kalender 1860 wird dann Poppen auch als Verleger genannt. Ignatz Lampert schreibt im Vorwort, man habe im Vorjahr 6.000 Exemplare des Kalenders abgesetzt. Diese Auflage reichte aber offenbar für den Fortbestand des Kalenders nicht aus, zumal bei Poppen im gleichen Jahr der „Pilgerstab“ erschien.

82

Nr. 25

Pilgerstab für 1860. Ein katholischer Kalender zur Belehrung und Erbauung für Stadt und Land

EJ: 1860

D: H. M. Poppen's Verlag

F: STAF A1 61

Während noch der zweite Jahrgang des Illustrierten kath. Kalenders erschien, kam aus dem Hause Poppen der „Pilgerstab“, ebenfalls ein religiös ausgerichteter Kalender. Als Umschlagbild wurde eine Illustration aus dem Illustrierten Kath. Kalender genommen. Der Leseteil ähnelt denen der religiös bestimmten Kalender dieser Zeit, dem Kalender für Zeit und Ewigkeit, dem Sonntagskalender bzw. dem Christlichen Hausfreund. Da es daneben in Freiburg aber noch den Freiburger Boten und den Neuen Freiburger Volkskalender gab, fand die Ausgabe wohl nicht den ausreichenden Absatz.





Nr. 26

Der Schwarzwald-Kalender

EJ: 1895 — 1917
H. u. D.: H. M. Poppen und Sohn
F: 1895 BLB OZB 663. 1896,
 1897, 1906, 1916 UBF J 3394.
 1897, 1903, 1907 — 1909,
 1911 — 1915, 1917 STAF Al 40

Erst 1895 wieder kommt aus dem Hause Poppen ein neuer Kalender, der in seiner Art ein Novum darstellt. Offenbar mit Erfahrungen aus dem Zeitungsverlag wird der Kalender mit einem reichhaltigen Anzeigenteil aus dem ganzen Schwarzwald ausgestattet. Sehr gute Umschlagbilder, eine ausgezeichnete Illustration des Leseteiles, Gedichte und Kalendergeschichten, auch in Mundart, Beiträge über Volksbräuche und Volkstrachten machen den schon mit Farbdruck ausgestatteten Kalender auch heute noch interessant.

Nr. 27

*Freiburger Almanach.
 Illustriertes Jahrbuch*

EJ: 1950 bis heute
H. u. D.: Poppen & Ortmann
F: STAF Aa 2870

Nach 34 Jahren Pause erschien erstmals 1950 wieder ein Jahrbuch aus dem Hause Poppen, nun als völlig auf Freiburg ausgerichtetes Werk. Nur zeitweilig erschien ein Kalendarium, dafür aber eine Fülle von meist bebilderten Beiträgen zur Geschichte Freiburgs, ihrer Bürger, ihrer Bauten. Über Kunst und Kultur der Vergangenheit und der Gegenwart wird berichtet — der Freiburger Almanach ist kein Volkskalender alter Prägung mehr, der nach einem Jahr ausgedient hat und verschwindet. Eine „Rückholaktion“ alter Jahrgänge zeigte das Interesse der Leser an den alten Jahrgängen. Ein mit dem 30. Jahrlauf erschienenenes Register erschließt sie.

FREIBURGER



ALMANACH

Nr. 28

Caritaskalender

EJ: 1926 — 1941, 1946 bis heute

H: Deutscher Caritasverband

D: Erst Caritasdruckerei, dann Preßverein, Druckerei Rombach u. a.

F: Caritas-Bibliothek 26/1, UBF J 3310

Der in Freiburg seit 1897 bestehende Caritasverband gründete im gleichen Jahr den Caritas-Verlag, der zweitweilig eine eigene Druckerei unterhielt. Ab 1926 erscheint der Caritaskalender, lediglich durch die Kriegsjahre unterbrochen. Der religiös ausgerichtete Kalender hat sich im Lauf der Jahre in Aufmachung und Ausstattung den geistigen und technischen Entwicklungen der Zeit angepaßt. Er ist ein interessantes Beispiel dafür, wie ein in der Tradition wurzelnder Kalender ansprechend und lebendig bleiben kann. Die hiesige Caritas-Bibliothek besitzt alle erschienenen Exemplare.



Die katholischen Kirchen- und Pfarrkalender des 20. Jahrhunderts.

Mitte der 20er Jahre unseres Jahrhunderts kommen Kirchenkalender der einzelnen Pfarreien auf. Sie werden anfangs fast alle bei der Druckerei des Preßvereins gedruckt, so daß man an eine gemeinsame Aktion denken kann. Die folgende Aufzählung ist möglicherweise unvollständig, weil Kalender verloren gingen. Der Aufbau der Jahrbücher ist ähnlich.

Nr. 29

Pfarrführer Dompfarrei

EJ: (1927 — 1931) 1932

H: Dompfarramt

D: 1932 Preßverein

F: STAF Dwg 217

Der im Stadtarchiv erhaltene Kalender ist als sechster Jahrgang bezeichnet. Er enthält einen Beitrag „Von unserem Liebfrauenmünster“.



Nr. 30

*Kirchenkalender der St.-Martins-Pfarrei
Freiburg i. Br. (z. T. Zusatz: Wegweiser
durch die St.-Martins-Pfarrei)*

EJ: 1925 — 1934

H: Martinspfarrei

D: Erst Preßverein, dann Göggel

F: STAF Dwg 688, UBF M 7946 c

Der Kalender enthält ferner Berichte über die Geschichte des Franziskanerklosters, der Pfarrkirche und aus dem Leben ihres Pfarrers Hansjakob.

Nr. 31

Kirchenkalender der Pfarrei St. Johann

EJ: 1927 — 1929

H: Pfarramt St. Johann

D: 1927 Preßverein, 1928 E. Günter,
1929 Mors und Singler

F: STAF Dwg 676

Geschichtsbeiträge beschäftigen sich mit der Vierzehn-Nothelfer-Kapelle, ihren Heiligen und dem Pfarrer Engelbert Jung.

Nr. 32

*Pfarr-Kalender St.-Blasius-Pfarrei
Freiburg-Zählingen*

EJ: (1928) 1929 — 1934

H: Pfarramt St. Blasius

D: Günther und Simon

F: STAF Dwg 670, UBF M t948 gd

Der Kalender 1928 ist nicht erhalten, aber aus der Jahrgangsdatering erkennbar. Die Kalender enthalten ausführliche Berichte über das Pfarrleben und Beiträge zur Pfarrgeschichte.

Nr. 33

Kirchenkalender St. Michael

EJ: 1929

H: Pfarramt St. Michael

D: Preßverein

F: STAF Dwg 690

Im Jahre 1929 haben alle Kirchenkalender der einzelnen Pfarreien einen

einheitlichen Teil. Möglicherweise hat St. Michael nur diesen Kalender herausgebracht. Er enthält u. a. einen Artikel über den alten Karlsbau.

Nr. 34

*Katholischer Pfarrführer für das Jahr
.... für die*

EJ: 1940, 1941

H: Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe

D: Rombach & Co

F: Ausgabe für

Dompfarrei 1940, 1941

UBF M 7948 fo

St. Martin 1940, 1941

STAF Dwg 688 g

St. Johann 1941 UBF M 7948 eg

St. Blasius 1940, 1941

STAF Dwg 670

Die Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe gab in den Jahren 1940 und 1941 katholische Pfarrführer heraus, die einheitlich gestaltet waren. Die einzelnen Pfarreien konnten in beschränktem Umfang eigene Beiträge, z. B. die Gottesdienstordnung, beidrucken.



St. Blasius

1940

PFARRFÜHRER

durch die koth. Pfarrgemeinde „St. Blasius“

ZÄHRINGEN

Es sind nur die Pfarrführer der Pfarreien vorhanden, die in den zwanziger Jahren einen eigenen Pfarrkalender hatten.

Nr. 35

Freiburger Adreßkalender

EJ: 1813 bis 1882

H. u. D.: wechselnd

F: STAF DWA 130

Der Freiburger Adreßkalender setzt das Adreßbuch fort, das zwischen 1798 und 1812 als „Bürgerlicher Schematismus“ erschienen war. Er hat ein Kalendarium, das aber ab 1867 auf die Art eines Wandkalenders zusammenschrumpft.

Ab 1883 erscheint dann nur noch das Einwohnerbuch, das Kalendarium entfällt. Das Jahrbuch wird zunächst von Rosset, dann von Wangler, später von Scheuble, Wolf und Müller und schließlich von Lauber und Mehlhase bzw. Lauber herausgegeben. Die Freiburger Adreßkalender sind heute nicht nur für Genealogen von Interesse. Die jedem Adreßbuchteil vorangestellten stadgeschichtlichen Abhandlungen — u. a. von Heinrich Schreiber — haben auch heute noch ihre Bedeutung.

Nr. 36

Kalender des Badischen Bauern-Vereins

EJ: 1895 bis zum Zweiten Weltkrieg

D: Nicht genau bekannt, 1918 — 1924 Preßverein, 1934 f. in Karlsruhe

F: 1918 Bad. Landwirtschaftsverlag GmbH 1919, 1922 — 1924 STAF ohne Signatur

Aus der Jubiläumsschrift „25 Jahre Bauern-Verein“ (1910) ist zu entnehmen, daß der Verein anfänglich seinen Mitgliedern den Nassauischen Bauernkalender empfahl. Ab 1895 gab er einen eigenen Kalender heraus, dessen Auflage 1909 44.000 Exemplare betrug. Als

Fachkalender bietet er umfangreiche Information für den Landwirt. Aus Beiträgen und Anzeigen ergibt sich ein anschauliches Bild der technischen Entwicklung. Mit der Bildung des „Reichsnährstandes“ wurde im Dritten Reich sowohl der Verlag als auch der Druck nach Karlsruhe verlegt.



Nr. 37

Der Landwirt

EJ: 1958 — heute

H: Badischer Landwirtschaftsverlag

D: G. Braun, Karlsruhe

F: 1959, 1961 — 1964 UBF J 3357 k
1958, 1960 STAF A1 56 ferner
Bad. Landwirtschaftsverlag GmbH

„In neuer Aufmachung tritt unser Bauernkalender ‚Der Landwirt‘ seinen Weg an in die Landgemeinden zu den bauerlichen Familien“, heißt es in der Ausgabe 1959.

Der Nachfolger des im Dritten Reich von Freiburg nach Karlsruhe „abgewanderten“ Bauernkalenders wurde



nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in Freiburg verlegt. Er hat in dieser Zeit seine Eigenart als bäuerlicher Kalender mit Schreibkalendarium, Wetterprognose, landwirtschaftlich bezogener Information in Tabellen, Beiträgen und Bildern behalten. Der unterhaltende Teil ist etwas zurückgedrängt worden, pflegt aber immer noch die Kalendergeschichte, die Anekdote und das Rätsel. Und im Leserkreis heißt er immer noch „Burekalender“.

Nr. 38

Ekkhart. Kalender für das Badner Land

EJ: 1920 — 1943, 1956 bis heute

H: Badische Heimat Freiburg

D: Ernst Guenther Verlag Frbg. 1920, ab 1921 Braun, Karlsruhe

F: UBF J 3313 i, STAF Aa 2720

1914 erschienen die ersten Jahreshefte des Landesvereins Badische Heimat e. V. Freiburg. Von 1920 an gibt es den Ekkhart, Kalender für das Badner Land. „Was wir wollen“, heißt es im ersten

Heft 4, Dezember 1942 / 42. Jahrgang

M 1459 F

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg

Ekkhart
1983

Jahrgang: „Im Zeichen des getreuen Ekkhart wollen wir für diese (die Heimat) kämpfen, wollen die Heimat schützen vor allen Anfechtungen und Gefahren.“

Ab 1926 werden im Kalendarium anstelle der Heiligenfeste Jubiläen bekannter badischer Bürger, von 1940 bis 1943 auch „Nationale Gedenktage“ aufgezichnet. Die Beiträge bringen Berichte aus dem Badischen Land, ob es sich nun um Geschichte, Kultur, Persönlichkeiten oder anderes handelt.

Nr. 39

Pfarrer Künzle's Volkskalender

EJ: 1942, 1950 — 1963

V: Verlag Otto Walter AG,

D: Burda, Offenburg, später?

F: 1942 STAF A1 90, 1950 — 1963
UBF J 3411 t

Für diesen Beitrag nicht ganz aufzuklären ist die Geschichte von Pfarrer



Künzle's Volkskalender. Das erhaltene Exemplar des Jahres 1942 gibt keinen Hinweis auf Vorgänger, die vielleicht an anderem Ort (Olten? Konstanz?) erschienen. Bis 1963 sind die Kalender lückenlos erhalten. Sie weisen ansprechende Kalendarien, Kalendergeschichten, Informationen zu Zeitgeschichte, Tips für Haushalt und Hobby, vor allem aber Beiträge zur Gesundheitspflege mit zahlreichen Hinweisen auf die Erkenntnisse und Heilweisen des Kräuterpfarrers Künzle aus. Eine ansprechende Illustration vervollständigt die Jahreskalender.

Nr. 40

Badischer Volkskalender

EJ: 1978 — 1982?

Deutsche Kommunistische Partei,
Kreis Freiburg

D: wechselnd

F: BLB ZA 7037

Der nur in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe verfügbare Badische Volkskalender wurde zunächst von Walter Herbst, später von K. D. Böhm betreut. Es ist ein umfangreiches Redaktionsteam vorhanden. Den Druck besorgten zeitweilig Simon u. Sohn, Freiburg; Plambeck & Co, Neuss, und Weber Druck und Verlag Freiburg. Das Kalendarium bringt Gedenktage der kommunistischen Bewegung. Im Lese- teil sind Mundartgedichte und -beiträge teils allgemeiner, teils politischer Art zu finden.



Verlag des Ernst Guenther, Freiburg/Breisg.

Nr. 41

Rufinacht der wohlerfahrene und aufrichtige Bote

EJ: 1921

H: Anton Fendrich

V: Ernst Guenther, Verlag

D: J. B. Hirschfeld, Leipzig

F: UBF J 3388

Der Kalender erschien nur im Jahre 1921. Als Herausgeber trat Anton Fendrich auf. Einem kalenderüblichen Ka-

alendarium folgt der Leseteil. Neben einigen Erzählungen, etwa Franz Schnellers Geschichte der „Heimkehr“, enthält der Leseteil allerlei Beiträge politischen Inhalts. Der Leitartikel „Wo's fehlt“, versucht darzustellen, daß eine Rückbesinnung auf innere Werte nötig ist in einer Zeit, in der die früheren Werte verlorengegangen sind. Der Kalender und sein Entstehen muß wohl in Zusammenhang mit Motiven gebracht werden, die zur Herausgabe des „Ekkhart“ führten.



Nr. 42

Fishers Imker-Kalender für das Jahr 1922 mit einem Verzeichnis von Imkerbüchern und einem Bezugsquellen-Verzeichnis für Imker

EJ: 1922

D: Theodor Fisher Verlag

F: UBF S 9486

Der 1837 in Kassel gegründete Spezialverlag für wissenschaftliche Biologie residierte von 1919 bis 1924 in Freiburg,

um dann nach Berlin zu gehen. Bereits um die Jahrhundertwende hatte sich in Verbindung mit dem Imkerei-Geschäft Paul Waetzel ein Fachverlag für Bienenhaltung entwickelt.

Fishers Imker-Kalender wird im Vorwort als Versuch bezeichnet, in einem Handelsadreßbuch Fabrikanten und Imker zu veröffentlichen.

Der Kalender ist ein eindeutiger Spezialkalender mit ausschließlich imkerbezogenem Kalendarium und Leseteil.

Nr. 43

Neuer Illustrierte Familien-Kalender

EJ: 1926, 1927

H: Breisgauer Zeitung

F: UBF J 3315

Angaben über Verlag und Druckerei fehlen ebenso wie die lokalen Bezüge aus Geschichten, Bildern und Anzeigen. Der Kalender kam offenbar von auswärts und erhielt nur den Aufdruck „Breisgauer Zeitung“.



Nr. 44

HELIOS Neuer Astrologischer Kalender verbunden mit dem Lebensreform- und Neukultur-Jahrbuch für 1932

EJ: 1932

H: Helios-Verlag, Basel

V: Astrologischer Zentral-Verlag, Freiburg-Littenweiler

F: UBF J 3322 o

Der anthroposophisch bestimmte Kalender wagt schon für 1932 eine Voraussage, daß Hitler und der Nationalsozialismus siegen werden. Frühere oder spätere Ausgaben sind nicht bekannt.

Nr. 45

STERNKALENDER Erscheinungen am Sternenhimmel im Jahre 1949

EJ: 1949

H: Mathematisch-Astronomische Sektion am Goetheanum Dornach

V: Novalis-Verlag

F: BLB ZA 2038/21

Literaturhinweis

Chronologie, Allgemeines:

Bornemann, Erich, Calendarium perpetuum, Zeitrechnung und Kirchenjahr, 1964, Kassel

Drechsler, Dr. Adolph, Kalenderbüchlein, 1881, Leipzig

Ekrutt, Joachim W., Der Kalender im Wandel der Zeiten, 1972, Stuttgart

Grotefend, Hermann, Taschenbuch der Zeitrechnung, 12. Auflage, 1982, Hannover

Haltaus, Christian Gottlob, Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters, 1797, Erlangen

Lersch, Dr. B. M., Einleitung in die Chronologie, 1899, Freiburg i. Br.

Lücke, H., Kurzgefaßtes Handbuch der Chronologie, 1862, Regensburg

Kalender, Volkskalender:

Herder-Verlag, Hauptkatalog, Bd. I 3, 1912 1968, für die bei Herder erschienenen Volkskalender

Kalenderbilder, Ausstellungskatalog des Schweizerischen Museums für Volkskunde Basel, 1978

Kalender im Wandel der Zeiten, Ausstellungskatalog der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe, 1982

Der offenbar einmalige Kalender des Novalisverlages bringt im Kalendarium Betrachtungen über den Sternenhimmel. Der Leseteil beschäftigt sich mit Fragen des Makrokosmos, des Mondrhythmus, der Sonneneinwirkung auf das Blüten und Früchten usw.

Zeichenerklärungen:

Im vorstehenden Beitrag bedeuten:

A: Bedeutende Autoren, *D:* Drucker, *EJ:* Erscheinungsjahr(e), *F:* Fundstelle, *H:* Herausgeber, *V:* Verlag und bei den Fundstellen: *BLB:* Badische Landesbibliothek Karlsruhe, *STAF:* Stadtarchiv Freiburg, *UBF:* Universitätsbibliothek Freiburg.

Kohlbecker, Hellmut, Allgemeine Entwicklungsgeschichte des bad. Kalenders in der Zeit von 1700 1840, Diss., 1928, Baden-Baden

Leiser, Wolfgang, Zwei Kalendermänner, (A. Stolz und A. Bürklin), Alemannisches Jahrbuch 1973/75, S. 420 433

Rohner, Ludwig, Kalendergeschichte und Kalender, 1978, Wiesbaden

Sutter, Otto Ernst, Aus bad. Kalendern, 1920, Konstanz

Trenkle, J. B., Zur älteren süddt. Kalenderkunde in Alemannia, Zs. f. Sprache, Lit. und Vkd., 1877 S. 235

Quellenangaben zu Kalender und Kalendarien

- 1 Stadtarchiv Freiburg (STAF)
 - a) Ratsprotokoll 1583/84 f. 224, 227
 - b) Handschriften Kartause 1583
 - c) Handschr., Prot. Barfüßer 1583
- 2 Kunstepochen der Stadt FR, Katalog 1970, Nr. 14, 85, 86, 87, 147
- 3 STAF B1 (H) Nr. 121, 132, 134, 137, 139
- 4 STAF Ausgabebücher der jeweiligen Jahre
- 5 STAF, Missiven 33 f. 112 b
- 6 STAF, Ratsprot. 1763 Nov., 20, S. 178
- 7 STAF, Ratsprot. 1768 Mai, 2. f. 413 und Juli, 21., f. 476

Von der Splittergruppe zur Staatspartei

Voraussetzungen und Bedingungen des nationalsozialistischen Aufstiegs in Freiburg i. Br.

Von
THOMAS SCHNABEL

Bei einem Rückblick auf die Vielzahl von Veröffentlichungen und Sendungen zur 50. Wiederkehr des Amtsantritts von Adolf Hitler fällt auf, daß die Betrachtung von oben, sprich von Berlin und der Reichsregierung aus, dominierte. Selbst die Badische Zeitung behandelte in ihrer prinzipiell sehr verdienstvollen Reihe „Vor 50 Jahren“ die Ereignisse aus der zentralen Reichsperspektive, ohne auf deren Folgen in Freiburg einzugehen. So blieb z. B. ungenannt, daß sich die Rahmenbedingungen des Wahlkampfes vom 5. März 1933 im größten Teil Deutschlands, der schon unter nationalsozialistischer Polizeikontrolle stand, erheblich von denen in Baden, das noch von einer Koalition aus katholischem Zentrum und Rechtsliberalen regiert wurde, unterschieden.¹ Zu dieser starken Vernachlässigung der lokalen Ebene mag sicher auch die geringe Zahl wissenschaftlicher Vorarbeiten beigetragen haben. So wurde die politische und wirtschaftliche Geschichte Freiburgs in der Zwischenkriegszeit — trotz Universität — bisher kaum untersucht. Dieser Aufsatz versteht sich deshalb auch vor allem als kleiner Beitrag zur Aufarbeitung der Stadtgeschichte in dieser Zeit.

Relevanz und Bedeutung des Themas lassen sich sowohl in der Theorie als auch mit der Praxis begründen. Die Beschäftigung mit dem Scheitern der ersten deutschen Demokratie und die Frage nach den Gründen und Ursachen für dieses Scheitern führen weit über die Analyse einer bestimmten Geschichtsepoche hinaus und konfrontieren den Betrachter dieser Zeit sehr schnell mit den grundlegenden Fragen nach der Funktionsfähigkeit einer parlamentarischen Demokratie in der Krise. Es verwundert deshalb auch nicht, daß die derzeitige Krise der Bundesrepublik Politiker immer wieder veranlaßt, auf die Erfahrungen der Weimarer Republik hinzuweisen. Dabei kommt es allerdings darauf an, die Lehren von Weimar nicht unter tages- und parteipolitischen Kriterien zu betrachten, sondern unter dem Gesichtspunkt der Grundwerte einer demokratischen Gesellschaft.

Die Erfahrungen, die man bei der Erarbeitung dieser Zeit auf Ortsebene sammelt, sind besonders plastisch und eindrucksvoll, und sie vermitteln — auch wenn sie vom vermeintlichen Durchschnitt abweichen — sehr viel mehr Betroffenheit. Dies ist



Abb. 1. Flaggenhissung am Freiburger Rathaus am 6. März 1933
(Stadtarchiv Freiburg, C 4/VI/9).

auch eine der Erfahrungen, die mit diesem Thema in der Ausstellung „1933. Machtergreifung in Freiburg und Südbaden“ gesammelt wurde. Das große Interesse aus allen Altersgruppen belegt, daß die Darstellung der Geschichte im eigenen Ort sehr positiv aufgenommen wird, auch wenn man das Wort ‚Machtergreifung‘ sonst nicht mehr hören kann.

Darin liegt aber auch ein Sinn der Beschäftigung mit Lokal- und Regionalgeschichte. Die Geschichtswissenschaft kommt damit aus ihrem universitären Elfenbeinturm heraus und kann ihre Erkenntnisse einem breiteren Publikum vermitteln. Sie sollte sich dabei allerdings nicht nur mit der Erstellung einer Ortschronik oder mit der „sympathisierenden Erzählung von der Welt der kleinen Leute“² zufrieden geben, sondern die Ortsgeschichte immer im Zusammenhang mit der gesamtpolitischen Entwicklung betrachten.

Dabei verschiebt sich zwangsläufig die Perspektive. Bei einer reichsgeschichtlichen Betrachtungsweise der Endphase der Weimarer Republik liegt das Schwergewicht naturgemäß bei den herrschenden Eliten, die aber zum Teil in Freiburg und Südbaden überhaupt nicht vertreten waren, wie z. B. Reichswehr, Großgrundbesitz, Schwerindustrie oder Ministerialbürokratie. Diese Gruppen spielten jedoch eine entscheidende Rolle bei der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 in Berlin.

Katholiken!

Das Zentrum hat zur Wiederwahl des Reichspräsidenten Hindenburg aufgerufen. Das selbe Zentrum, das im Jahre 1925 den greisen Feldmarschall schmähte und als Bannerträger des blutrünstigen Militarismus und als Bannerträger des Kapitalismus hinzustellen versuchte.

Ist das die vielgepriesene Treue zur Wahrheit?

Das Zentrum versprach Euch den Verteidigungskampf der Kirche zu führen und das selbe Zentrum hat seit 10 Jahren das schmachvolle Bündnis mit dem alten Erzfeind der Kirche, dem gottesfeindlichen Marxismus geschlossen.

Ist das noch Kampf für den Altar?

Nein und tausendmal nein! — Das Zentrum hat sich mit jenen verbunden, die den Namen des Herrn lästerten.

Kein wahrhafter Katholik kann deshalb dieser Partei noch länger Gefolgschaft leisten.

Und wer die Parolen des Zentrums unterstützt, der schädigt die Kirche. Denn durch die Parolen dieser Partei soll das gläubige Deutschland gezwungen werden mit dem Marxismus, dem Zerstörer des Glaubens, gemeinsame Sache zu machen.

Macht Schluß jetzt, gebt keine Stimme dem Zentrums kandidaten Hindenburg.

Wählt alle den Führer zur deutschen Freiheit,

**wählt Adolf Hitler
zum Präsidenten des Reiches**



Führer-Verlag, G. m. b. H., Verteilung Buchvertrieb, Marktstraße.

Druck: G. J. Hoff, Marktstraße.

Abb. 2. Flugblatt der NSDAP zur Reichspräsidentenwahl (Stadtarchiv Freiburg, C 4/XIII/26/4).

Ihren entscheidenden Einfluß konnten sie aber nur auf Grund des Scheiterns der Weimarer Demokratie und des kometenhaften Aufstieges der NSDAP in den Wahlen der Jahre 1929 bis 1932 erreichen.

Bei der Betrachtung einer Stadt wie Freiburg wird sich zwangsläufig das Interesse auf den Aufstieg der NSDAP, seine speziellen Bedingungen und Formen konzentrieren; auf die Frage also, wie es zur Herrschaft der Nationalsozialisten in Freiburg kommen konnte, und warum die sogenannte Machtergreifung und die darauf folgende Gleichschaltung in der Stadt, wie in fast allen Teilen des Reiches, ohne bedeutenden Widerstand erfolgreich sein konnte.

Zur Analyse der Freiburger Situation zu Beginn der dreißiger Jahre ist zuerst ein Blick auf die soziale und konfessionelle Lage wichtig.

Obwohl seit dem endgültigen Wechsel Freiburgs von Österreich an Baden eine evangelische Kirchengemeinde in Freiburg existierte, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung stetig zunahm und 1933 immerhin bei 30 % lag, dominierten die Katholiken in der Stadt. Am Sitz des Erzbischofs bekannten sich zwei Drittel der Bevölkerung zum katholischen Glauben. Recht hoch war auch der jüdische Anteil an der Bevölkerung mit 1 138 Personen oder 1,2 %.³ Dabei erfaßte man hier nur die sogenannten Glaubensjuden, d.h. die konvertierten Juden wurden zu den Christen gezählt. 1925 lebten sogar noch 1 399 Juden in der Stadt, die damit 1,6 % der Bevölkerung stellten. In ganz Baden lag der Anteil der Juden 1925 bei etwa 1 %, im Landeskommisärbezirk Freiburg, einem Vorläufer des Regierungsbezirks Freiburg, sogar nur bei 0,7 %. Auch der Reichsdurchschnitt blieb mit 0,9 % deutlich unter dem Freiburger Wert.⁴

Von den Sonstigen, die keiner Kirche angehörten und vor allen Dingen in den Industriegebieten Sachsens, Berlins und im Ruhrgebiet stark vertreten waren, da hier viele Arbeiter aus Verbitterung oder ideologischen Gründen den Kirchen den Rücken kehrten, gab es in Freiburg nur 1,8 %. Sie spielten somit keine Rolle. Trotzdem wies NS-Oberbürgermeister Kerber in einem Schreiben an Erzbischof Gröber vom 22. Juni 1933 besonders darauf hin, „daß bis zur Stunde städtische Schulen für die Erteilung freireligiösen Unterrichts freigegeben waren.“ Er fuhr dann fort: „Ich habe durch eine Verfügung diesem für eine christliche Stadt unwürdigen Zustand ein Ende gemacht, indem ich sofort nach Bekanntwerden dieses Skandals dafür gesorgt habe, daß öffentliche Gebäude für die Erteilung freireligiösen Unterrichts nicht mehr zur Verfügung gestellt werden dürfen.“⁵ Die freireligiösen Gruppen waren für die beiden großen Kirchen trotz ihrer auch in ganz Baden geringen Zahl ein ständiges Ärgernis. Die Nationalsozialisten spielten deshalb diesen Vorgang bewußt hoch, um sich zumindest im Jahre 1933 als besonders christlich darzustellen. Den Kirchen sollte demonstriert werden, daß nicht die christlichen Parteien in der Weimarer Republik dieses „Übel“ beseitigt hatten, sondern erst der Nationalsozialismus, der im übrigen ja mit allen vermeintlichen Auswüchsen des vorangegangenen Systems aufräumte.

Die Wirtschaftsstruktur der Stadt wich sehr stark vom Reichsdurchschnitt aber auch von anderen Städten ab. Dies hing zum einen mit der Universität zusammen, zum anderen aber auch mit der Bedeutung als administratives und Handelszentrum eines weiten Umkreises. Land- und Forstwirtschaft spielte in Freiburg naturgemäß

keine große Rolle. Aber auch Industrie und Handwerk erreichten 1925 und 1933 nur den Reichsdurchschnitt.

Typisch für die Freiburger Gewerbestruktur war das Vorherrschen der Kleinbetriebe. In nahezu der Hälfte aller Betriebe arbeitete der Inhaber oder Betriebsleiter allein, und in den meisten übrigen Betrieben gab es nicht mehr als 5 Beschäftigte.⁶ Nur in knapp 13 % der Betriebe waren mehr als 5 Personen angestellt, und nur 7 Firmen hatten mehr als 200 Arbeiter und Angestellte auf ihrer Lohnliste stehen.

Eine sehr große Rolle spielte im Freiburger Wirtschaftsleben Handel und Verkehr. Hier arbeitete fast ein Drittel aller Einwohner, während es im Reich nicht einmal ein Fünftel war. Noch größere Unterschiede zwischen der Stadt, dem badischen und dem Reichsdurchschnitt gab es in den Bereichen öffentlicher Dienst, private Dienstleistungen und Häusliche Dienste. In diesen Gruppen wurden natürlich die Beschäftigten der zahlreichen Behörden und vor allem der Universität erfaßt. Die hohe Zahl der im Häuslichen Dienst Beschäftigten weist auf ein Freiburger Spezifikum, nämlich die große Zahl von Pensionären hin. In einer Veröffentlichung über die wichtigsten Ergebnisse der Volks-, Berufs- und Betriebszählung im Juni 1933 heißt es dazu: „Freiburg war schon vor dem Kriege im ganzen Reich als eine Stadt bekannt, in der sich höhere Beamte und Offiziere gerne niederließen. Diesen Charakter hat sie wie zuvor bewahrt.“⁷

Eine besondere Rolle spielte damals wie heute der Fremdenverkehr, der trotz der allgemeinen Krise 1933 mehr Freiburgern Arbeit und Brot gab als noch vor der Krise 1925. Dies wird bei einem Blick auf die Übernachtungszahlen verständlicher. Der Tiefpunkt bei den gemeldeten Fremden in der Stadt wurde in der Weltwirtschaftskrise 1932 erreicht. Trotzdem lag diese Zahl immer noch um 10% über den Zahlen von 1925. Die Krise spiegelte sich allerdings auch hier sehr deutlich in der Verschiebung innerhalb der Übernachtungsmöglichkeiten wider. Während Hotels und Gasthäuser erhebliche Einbußen hinnehmen mußten, konnten die billigeren Pensionen, Fremdenheime und Herbergen ihre Zahlen teilweise beträchtlich steigern.

An dieser Stelle wird es nun nötig, auf die Folgen der sich ab 1928/29 verschärfenden wirtschaftlichen Krise in der Stadt einzugehen. Fast schon im Rückblick, wie wir heute wissen, faßte die Handelskammer Freiburg in ihrem Jahresbericht 1932 die Ursachen der Krise aus ihrer Sicht zusammen. Sie betonte zwar auch die Mitschuld der systemlosen Wirtschafts-, Steuer- und Sozialpolitik in der Weimarer Republik, aber die eigentlichen Ursachen lagen für sie — ganz im Gegensatz zu den radikalen Parteien, vor allem der NSDAP — zumeist außerhalb des Einflusses deutscher Politik. Dazu zählte in erster Linie der Außenhandel, der nach dem Kriege nie mehr die wertmäßigen Vorteile wie zuvor gebracht hatte. Außerdem erbrachte der noch vorhandene Export aufgrund gestiegener Konkurrenz und angehobener Zölle in den Empfängerländern nur noch erheblich geschrumpfte Gewinne. Dies zeigte sich in Freiburg besonders drastisch im Rückgang des Großhandels, der zwischen 1925 und 1933 mehr als ein Fünftel seiner Beschäftigten entließ. Die nächste Hauptursache für die Krise sah die Handelskammer in den während der zwanziger Jahre vor allem in Amerika aufgenommenen Auslandsanleihen, deren Zinsendienst Milliarden verschlang. Auch der faktische Wegfall der Reparationen im Sommer 1932 brachte keine ausreichende Entlastung. Neben diesen handels- und zahlungs-

politischen Problemen wurde auch immer wieder der schädliche Einfluß der Mitte der zwanziger Jahre einsetzenden massiven Rationalisierung in der Industrie kritisiert. Dadurch setzte man eine immer größere Anzahl von Arbeitskräften auf die Straße. Den damit einhergehenden Konsumrückgang versuchte man durch eine verstärkte Rationalisierung zu kompensieren, was nicht gelingen konnte. Außerdem beklagte die Handelskammer den Rückgang des Bevölkerungszuwachses und die Belastung der Wirtschaft durch einen übertrieben aufgeblähten Verwaltungsapparat.⁸

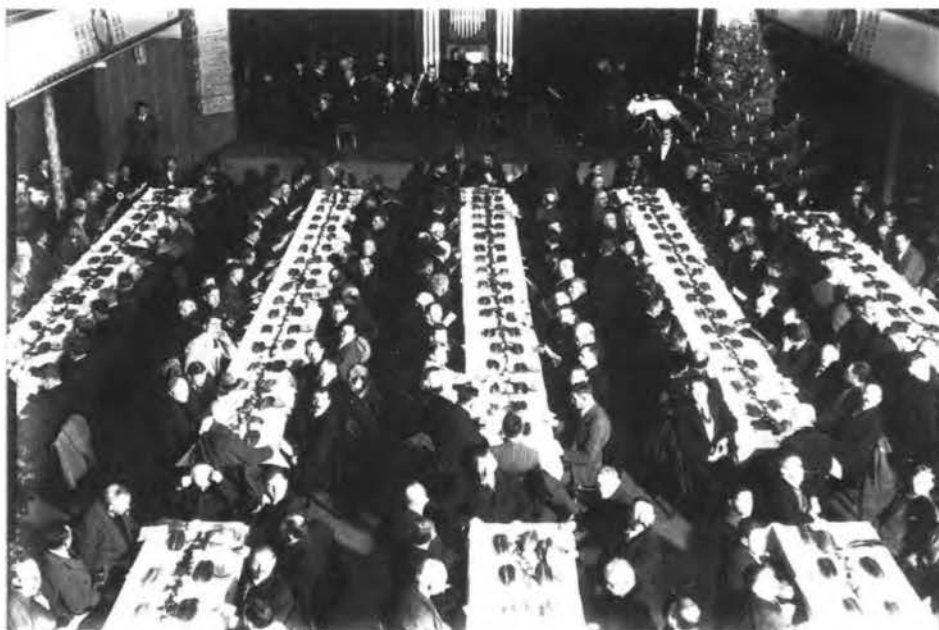


Abb. 3. Erwerbslose bei einer Feier der Evangelischen Stadtmission Freiburg am Hl. Abend 1933 (Stadtarchiv Freiburg, M 735/18842).

Wie wirkte sich nun diese Krise ganz konkret auf dem Freiburger Arbeitsmarkt aus? Auch hier bietet sich zuerst ein Vergleich zwischen 1925 und 1933 an. Dazu muß allerdings angefügt werden, daß es während der gesamten Weimarer Republik keinen größeren Zeitraum gab, in dem Vollbeschäftigung herrschte, wie wir es z. B. lange Jahre hindurch in der Bundesrepublik hatten. Zwar lag die Arbeitslosenquote, d. h. der Anteil der Erwerbslosen an der Gesamtsumme aus Erwerbstätigen und Erwerbslosen, 1925 nur bei 3,6 % Dies bedeutete aber, daß nahezu 1 500 Freiburger ohne Arbeit waren. Bis 1933 stieg dann die Quote auf 18,1 %. Mehr als 8 000 Bürger hatten keinen Arbeitsplatz mehr. Wenn man bedenkt, daß auf jeden Arbeitslosen noch etwa 2 bis 3 betroffene Familienangehörige kamen, so litt ein Fünftel bis ein

Viertel der Freiburger Bevölkerung, also 20 bis 25 000 Menschen unter den direkten Folgen der Erwerbslosigkeit.

Wie groß die Verzweiflung unter den Arbeitslosen war, verdeutlicht ein anonymes Brief eines Arbeitslosen an den Freiburger Oberbürgermeister vom August 1930, also noch vor dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise. Darin heißt es unter anderem: „Wenn man 2 Jahre schon, nur auf das Gnadenbrot der Arbeitslosenfürsorge angewiesen ist, kommen einem so allerhand himmlische Gedanken, daß es doch dort unten auf unserm schönen Friedhof friedlicher und ruhiger sich leben läßt. Dies uns zu ermöglichen möchte ich den Herrn Bürgermeister bitten, eine Gaskammer zu lassen wo jeder müde Arbeitslose sich mit seiner Familie den Freitod unentgeltlich holen kann.“⁹

Es überrascht bei dieser großen Verzweiflung deshalb nicht, daß auch die Zahl der Selbstmorde in Freiburg während der Krise deutlich anstieg. Im Durchschnitt verübten zwischen 1926 und 1929 jährlich 17 Freiburger Selbstmord, 1930 bis 1933 dagegen jährlich 27, eine Steigerung also um über 50 %.¹⁰

Aber nicht nur die Arbeitslosen litten unter der Krise, sondern auch diejenigen, die noch in Arbeit standen. So wurde in vielen Betrieben Kurzarbeit eingeführt und die Löhne deutlich reduziert. Dafür nur ein Beispiel: Der ortsübliche Lohn für einen männlichen Tagelohnarbeiter sank von 5,40 RM pro Tag am 1. Januar 1930 auf 4,00 RM am 1. Januar 1933, ein Rückgang um über ein Viertel. Gleichzeitig gingen zwar die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten in Freiburg um über ein Fünftel zurück, da aber der Monatslohn durch die geringe Arbeitszeit noch sehr viel stärker als der Stunden- oder Tagelohn zurückging, gerieten auch Familien, deren Ernährer noch nicht arbeitslos war, in immer größere Not. Das gleiche gilt im übrigen auch für die zahlreichen Beamten in der Stadt. Sie mußten zwischen 1930 und 1933 mehrere Gehaltskürzungen um insgesamt etwa 15 bis 20 % hinnehmen, und dies bei Gehältern, die in keiner Weise mit heute vergleichbar sind. So verdiente z. B. ein Hauptlehrer vor den Gehaltskürzungen je nach Altersstufe zwischen 230 und 410 RM im Monat. Selbst wenn man die erheblich geringeren Lebenshaltungskosten berücksichtigt, lebten viele Familien in sehr schlechten Verhältnissen.

Auch Handwerk und Einzelhandel beklagten die Not. So verschärfte sich z. B. im Einzelhandel die Konkurrenz erheblich, da viele Arbeitslose versuchten, sich durch Eröffnung eines kleinen Ladens eine neue Existenz zu schaffen. Die Zahl der Einzelhandelsgeschäfte nahm infolgedessen auch zwischen 1925 und 1933 um fast ein Viertel zu, obwohl die Kaufkraft im gleichen Zeitraum — wenn überhaupt — nur unwesentlich gestiegen war. Ein Großteil der Freiburger Lebensmittelhändler unterstützte deshalb, aus Angst vor der Konkurrenz von zumeist jüdischen Warenhäusern und den gewerkschaftlich bzw. sozialdemokratisch geführten Konsumvereinen, zunehmend die Nationalsozialisten. Der Kreisleiter des „Kampfbundes des gewerblichen Mittelstandes“ in Freiburg, ein Kolonialwarenhändler, behauptete Mitte März 1933 sogar, daß die Lebensmittelhändler „nicht nur am Gängelband der Nationalsozialisten“ seien, „nein, mit Ausnahme des sozialdemokratischen Horchpostens sind sie alle Nationalsozialisten.“¹¹

Das Handwerk sah eine ernstliche Gefahr in der zunehmenden Schwarzarbeit. Gefordert wurden von seiten des Handwerks schon 1930 Arbeitsbeschaffungsmaß-

nahmen, besonders für das Baugewerbe. „Jetzt ist die Not groß und jetzt sollte daher alles getan werden um die Wirtschaft und insbesondere die Bauwirtschaft anzuregen.“¹² Dieses Zitat stammt wohlgernekt von der Vollversammlung der Handwerkskammer Freiburg vom September 1930; aus einer Zeit also, in der der Höhepunkt der Krise noch lange nicht erreicht war. 1930 baute man in Freiburg immerhin noch 881 Wohnungen und 224 Geschäftsräume und Werkstätten. 1933 waren es gerade noch 114 Wohnungen und 18 Geschäftsräume bzw. Werkstätten im ganzen Jahr. Da zudem die Stadt im gleichen Zeitraum ihre Investitionen im Hoch- und Tiefbau drastisch reduzierte, kam die Bautätigkeit fast zum Erliegen. So verloren in dieser größten Gewerbebranche in Freiburg zwischen 1925 und 1933 über 40 % oder fast 1 600 Menschen ihren Arbeitsplatz. Bei der Industriegruppe Steine und Erden gingen sogar 80 % der Arbeitsplätze verloren.

Wie katastrophal die Wirtschaftslage in der Stadt aussah, verdeutlicht der Jahresbericht der Freiburger Handelskammer von 1931. „Man kann ruhig sagen, daß ein Tiefstand erreicht wurde, wie noch nie in der neueren Geschichte. Vollarbeit ist immer seltener geworden, Kurzarbeit oder Entlassungen meist an der Tagesordnung. Die Durchschnittsverringerung des Umsatzes gegenüber dem letzten Jahr darf mit 15 bis 50 % angenommen werden. Während früher noch Inflationsexistenzen eingingen, wurden jetzt auch bisher gutgehende Geschäfte ein Opfer der Wirtschaftskatastrophe. Auch der gesunde Kern der Wirtschaft ist heute angegriffen.“¹³ Wenn man bei diesen Sätzen noch bedenkt, daß Freiburg im Vergleich zu großen Teilen des übrigen Deutschlands noch nicht einmal besonders schlecht dastand, so beleuchtet dies die trostlose Lage zu dieser Zeit.

Wie sah nun das politische Kräfteverhältnis in der Stadt aus, welche Folgen hatte die Krise? Bis 1932 verfügte die in Baden wie in Freiburg dominierende schwarz-rote Koalition aus katholischem Zentrum und SPD über eine solide Mehrheit. Allerdings hatte die NSDAP ausgerechnet im „liberalen Musterländle“ bei der Landtagswahl im Oktober 1929 ihren ersten spektakulären Erfolg seit der Wiedergründung der Partei 1925 errungen. Mit 7 % der Stimmen erhielt sie 6 von 88 Sitzen im neuen badischen Landtag, ohne allerdings politischen Einfluß zu erlangen.

Dieser Stimmengewinn gelang aber zu einem Zeitpunkt, als die wirtschaftliche Entwicklung der darauf folgenden Jahre noch nicht abzusehen war. Das heißt, daß die wirtschaftliche Krise allein zur Erklärung des Aufstiegs der Nationalsozialisten nicht genügt.

In Freiburg selbst erzielte die NSDAP nur halb so viel Stimmen wie im Landesdurchschnitt und wurde nur zur siebtstärksten Partei. Auch im Amtsbezirk Freiburg-Land sah es nur unwesentlich besser für die NSDAP aus. Allerdings gab es hier doch schon einige Orte mit einem NS-Stimmenanteil von mehr als 10 %. Vollständig aus dem Rahmen fiel Ihringen am Kaiserstuhl, wo die Nationalsozialisten mit mehr als 40 % der Stimmen zur mit Abstand stärksten Partei aufstiegen. Hier mag die schon lange vor 1929 einsetzende Agrarkrise, verbunden mit einem lokal sehr ausgeprägten Antisemitismus, wie von mehreren Zeitgenossen berichtet wurde, von großer Bedeutung gewesen sein.

In Ihringen wird aber auch deutlich, welche Rolle Einzelpersonen beim Aufbau und der Entwicklung der NSDAP vor allem in der Anfangsphase spielten. Entschei-

denden Anteil daran, daß die erste NSDAP-Ortsgruppe im Kaiserstuhl, die erste SS und SA in Ihringen entstand, hatte der spätere Ortsgruppenleiter Hauptlehrer L . . . , der von Steinen in den zwanziger Jahren nach Ihringen versetzt worden war. „Der rastlosen, opferfreudigen Arbeit des Herrn L . . . , der unbeirrt durch die ihm von Juden und anderen charakterlosen Subjekten vom Schlage des Weinreisenden W . . . K . . . , am laufenden Bande an den Hals gehängten Disziplinarverfahren, Geldstrafen und sonstigen Maßregelungen, nur weil er für ein besseres Deutschland kämpfte, seinen Weg ging, ist es zu danken, daß nicht nur Ihringen, sondern der ganze Kaiserstuhl schon frühzeitig sich zu Adolf Hitler bekannte.“¹⁴

Auch in Freiburg konnte die NSDAP nach ihrer Wiedergründung am 1. April 1925 nur durch das Engagement der wenigen Mitglieder am Leben erhalten werden. So versetzte der erste Freiburger Ortsgruppenleiter der NSDAP, F . . . T . . . , Wäsche, Uhr und Anzug auf dem Pfandhaus, um die Festhalle für eine Rede von Gregor Strasser zur Gründung der Ortsgruppe zu mieten. Da die Versammlung gut besucht war — vor allem von politischen Gegnern — nahm die NSDAP mehrere hundert Mark an Eintrittsgeldern ein, mit denen die Stücke aus dem Pfandhaus wieder ausgelöst wurden.¹⁵ Das Lieblingsthema von T . . . auf Treffen von „alten Kämpfern“ war deshalb auch die „Entwicklung der Bewegung“.¹⁶

Den großen Durchbruch der NSDAP zur Massenpartei im Reich, in Baden wie in Freiburg brachte jedoch erst die vorgezogene Reichstagswahl vom 14. September 1930. Der seit Frühjahr 1930 ohne parlamentarische Bindung regierende Zentrums- politiker Brüning, der sich praktisch nur auf das Vertrauen des Reichspräsidenten Hindenburg und auf eine in dieser Form sehr umstrittene Auslegung des Notverordnungsparagraphen 48 der Weimarer Reichsverfassung stützte, löste im Sommer 1930 den Reichstag vorzeitig auf, um eine ihm zugeneigte Reichstagsmehrheit zu bekommen.

Obwohl alle vorangegangenen Landtagswahlen auf ein starkes Anwachsen der nationalsozialistischen Stimmenzahl hinwiesen, kam die Höhe des Erfolges doch überraschend. Im Deutschen Reich stieg die NSDAP hinter der SPD und in Baden hinter dem Zentrum zur zweitstärksten Partei auf.

Zwar blieb die NSDAP in der Stadt Freiburg deutlich unter dem Reichs- und Landesdurchschnitt und wurde hinter Zentrum und SPD nur zur drittstärksten Partei; aber immerhin schon über 7 000 Freiburger gaben dieser Partei ihre Stimme. Im Amtsbezirk Freiburg sah das Ergebnis für die Nationalsozialisten noch günstiger aus. Hier errangen sie in einigen Gemeinden auf Anhieb die absolute Mehrheit: Während dies in Ihringen nach dem Landtagswahlergebnis nicht mehr sonderlich überraschte, war der Aufstieg in Bickensohl (68 %), Mengen (68 %), Tiengen (56,7 %) und Wolfenweiler (51,4 %) doch fast sensationell. In allen diesen Gemeinden herrschte eindeutig die Landwirtschaft vor, und die meisten Dorfbewohner bekannten sich zum Protestantismus.

Hier taucht nun die Frage auf, woher diese NSDAP-Wähler stammten. Da es zu dieser Zeit noch keine Umfragen gab, mit deren Hilfe man mehr oder minder genau die Wählerwanderungen bestimmen kann, ist man auf plausible Hypothesen angewiesen. Betrachtet man das Wahlergebnis von 1930 in Stadt- und Amtsbezirk Freiburg, so fällt zuerst die um über 10 % gestiegene Wahlbeteiligung auf. Dies führte



Abb. 4. Übertragung der Ergebnisse der Reichspräsidentenwahl am 10. April 1932 auf dem Holzmarkt platz in Freiburg (Stadtarchiv Freiburg, M 735/18053).

dazu, daß zwar fast alle Parteien prozentual Einbußen hinnehmen mußten, absolut aber kaum oder überhaupt keine Stimmen verloren hatten. Das heißt, die NSDAP mobilisierte vor allem die 1928 aus Unzufriedenheit oder Verärgerung über die bestehenden Parteien zu Hause gebliebenen Wähler.

Noch deutlicher wird dies, wenn man die Wahlbeteiligung in den oben genannten vier Gemeinden betrachtet. Während im gesamten Amtsbezirk Freiburg die Wahlbeteiligung von der Landtagswahl 1929 zur Reichstagswahl 1930 nur um knapp 15 % stieg, waren es in Tiengen über 31, in Mengen über 33 und in Wolfenweiler fast 40 %. Nur in Bickensohl, wo die Wahlbeteiligung nur knapp überdurchschnittlich um 16 % anwuchs, läßt sich eine Partei als eindeutiger Wahlverlierer festmachen, die konservative Deutschnationale Volkspartei, die seit 1928 unter ihrem neuen Vorsitzenden, dem Presse- und Filmmagnaten Hugenberg, eine extrem antirepublikanische Politik betrieb, die auch vor einer Zusammenarbeit mit der NSDAP nicht zurückscheute und diese damit auch in konservativen Kreisen hoffähig machte. Diese DNVP hatte 1929 mit 86 Stimmen noch fast 60 % aller Stimmen erreicht, während es 1930 mit nur noch 31 Stimmen magere 16 % waren.

Auch in Ihringen mußten vor allem die DNVP und der badische Landbund erhebliche Verluste hinnehmen, so daß der Aufstieg der NSDAP fast ausschließlich auf

Kosten der bürgerlichen Parteien ging. Allerdings bedauerte die sozialdemokratische Volkswacht in einer Wahlbetrachtung, „daß zahlreiche dem Arbeiterstande angehörende Wähler und Wählerinnen den Nazis nachlaufen, ohne sich darüber klar zu sein, was für Folgen eine Hitlerherrschaft auch für sie haben kann.“¹⁷ Gerade unter Landarbeitern, aber auch unter Arbeitern in kleineren Gemeinden, in denen die Arbeiterbewegung und vor allem deren Vereinswesen keine Rolle spielten, konnten die Nationalsozialisten einige Erfolge erzielen. Dagegen lagen die „Einbruchgebiete“ in Freiburg weniger in den Arbeitervierteln als in den Bezirken, „in denen die ‚besseren‘ Kreise wohnen.“¹⁸

Die großen Verlierer der Wahl waren also auf dem Lande vor allem die bürgerlichen Parteien, deren Uneinigkeit und Parteidünkel nach Meinung der Freiburger Zeitung, den Aufstieg der NSDAP erst ermöglicht hatte. Schon damals machte sich zunehmend Verdruß über die alten Parteien breit. „Mancher Bauer hat öffentlich gesagt: ‚Zu den Hitlern gehöre ich nicht, aber ich wähle sie. Die andern haben viel versprochen und wenig gehalten, jetzt sollen die einmal zeigen, ob sie es besser machen.‘“¹⁹.

Die erheblichen Verluste der Deutschnationalen in der Stadt Freiburg kamen jedoch überwiegend dem erstmals kandidierenden Christlich Sozialen Volksdienst zugute, einer evangelischen Splitterpartei, die aber insgesamt unbedeutend blieb. Interessant ist in diesem Zusammenhang vielleicht nur, daß führende Mitglieder des Christlich Sozialen Volksdienstes nach 1945 zusammen mit ehemaligen Zentrumsmitgliedern in Südwestdeutschland die CDU bzw. die Badische Christlich-soziale Volkspartei gründeten.

Schon wenige Wochen nach der Reichstagswahl mußten die Freiburger wieder an die Wahlurnen. Diesmal galt es, die Stadtverordneten zu bestimmen. Auch hier stieg die Wahlbeteiligung gegenüber 1926 stark an, nämlich von 40,3 auf 61,3 %. Die hohe Wahlbeteiligung kam dabei fast ausschließlich den erstmals kandidierenden Nationalsozialisten zugute, die auf Kosten der bürgerlichen Mittel- und Rechtsparteien (DNVP, DVP, Wirtschaftspartei und DDP), zur drittstärksten Fraktion wurden. Der aus der Stadtverordnetenwahl hervorgegangene Stadtrat, der in Freiburg bis zum Ende der Weimarer Republik die Geschicke der Stadt leitete, setzte sich wie folgt zusammen: Von den 18 Mitgliedern des Stadtrats stellte das Zentrum 7 (bisher 6), die Sozialdemokraten 4 (bisher 5), die NSDAP 3 (bisher 0), die Bürgergemeinschaft und der Evangelische Volksdienst 2 (bisher 4) und die Wirtschaftspartei 2 (bisher 3) Abgeordnete. Damit konnten Zentrum und SPD, sofern sie sich einig waren, weiterhin die Stadtpolitik bestimmen.

In den darauffolgenden Jahren radikalisierte sich das politische Leben zusehends auch in Freiburg. Es kam immer häufiger in der Stadt zu politisch motivierten Auseinandersetzungen zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten, vor allem in der Nähe des Martinstores, wo sich die Kommunisten trafen, oder beim Schwabentor, vor dem Gewerkschaftshaus. Da aber die Polizei in Baden wie in Freiburg zumeist sehr energisch einschritt, und auch die Klassengegensätze im Südwesten weniger stark ausgeprägt waren als im Norden, Westen und Osten des Reiches, blieb die Stadt von bürgerkriegsähnlichen Zuständen verschont. Deshalb forderte die politische Auseinandersetzung hier auch zwischen 1930 und 1933 kein Todesopfer. Auch



Abb. 5. Umzug auf der Kaiserstraße am 1. Mai 1933 (Foto: Baumgartner).

im übrigen Baden starb nur ein NSDAP-Mitglied bei Straßenkämpfen. Der 1931 in Karlsruhe ums Leben gekommene Paul Billet aus Lahr wurde deshalb nach 1933 zu DEM Märtyrer der badischen NSDAP hochstilisiert. In fast allen größeren badischen Städten erhielt eine Straße seinen Namen. So auch in Freiburg. Schon 1933 benannte die nationalsozialistische Stadtverwaltung die Ludwig-Frank-Straße in Paul-Billet-Straße um. Heute heißt sie Damaschkestraße. Bezeichnend ist, daß die Ludwig-Frank-Straße verschwinden mußte. Ludwig Frank, ein jüdischer Rechtsanwalt, vertrat die SPD von 1905 bis 1914 im badischen Landtag und von 1907 bis 1914 auch im Reichstag. Er trat nachdrücklich für die Bewilligung der Kriegskredite ein und meldete sich unmittelbar nach Kriegsausbruch freiwillig. Schon am 3. September 1914 fiel er in Frankreich.

Eine Ludwig-Frank-Straße sucht man heute im Freiburger Stadtplan vergeblich. Nach 1945 hieß die Paul-Billet-Straße zuerst Damaschkestraße und dann vorübergehend bis Ende 1946 Stefan-Maier-Straße, nach dem im KZ ermordeten Freiburger SPD-Reichstagsabgeordneten. Danach gab man ihr wieder den Namen Damaschkestraße aufgrund der dortigen Siedlungshäuser. Zwar trat Damaschke als Vorsitzender des Bundes Deutscher Bodenreformer entschieden für die Veränderung der



Abb. 6. Umzug wie Abb. 5 (Foto Baumgartner).

Bodenbesitzverhältnisse im Deutschen Reich ein, grenzte sich aber gleichzeitig von der organisierten Arbeiterbewegung ab. Die Haltung des Bundes zur NSDAP war neutral. Die NSDAP unterstützte die Pläne der Bodenreformer. Wie wenig kontrovers die Ansichten gewesen sein müssen, belegt auch, daß der Bund nach der Machtergreifung unter seinem alten Vorsitzenden Damaschke weiter arbeiten konnte, der von 1898 bis zu seinem Tode 1935 dem Bund vorstand.²⁰ Ein etwas seltsames Gefühl bleibt bei dieser Vergeßlichkeit zurück.

Nach diesem kleinen Exkurs in die Gegenwart wieder zurück zum Ende der Weimarer Republik. Das Jahr 1932 brachte Freiburg vier Wahlen, nämlich die zwei Wahlgänge zur Reichspräsidentschaft und die beiden Reichstagswahlen vom Juli und November. Bei der Reichspräsidentenwahl votierte die Mehrheit der Freiburger für den alten Generalfeldmarschall Hindenburg, den Kandidaten der demokratischen Parteien und somit gegen Hitler. Wie politisch trostlos die Lage war, beleuchtet dieser Vorgang. Hitler konnte von der legalen Machtübernahme nur noch durch die Wahl eines über 80jährigen kaiserlichen Generals ferngehalten werden. In einigen evangelischen Umlandgemeinden gelang selbst dies nicht mehr. Hitler erhielt hier schon mancherorts die absolute Mehrheit. Nachdem Hindenburg Brüning trotz

dessen maßgeblicher Hilfe für seine Wiederwahl im Mai entlassen hatte, wurde der ehemalige Zentrumspolitiker von Papen neuer Reichskanzler. Dieser löste sofort den Reichstag auf und schrieb für den 31. Juli Neuwahlen aus.

Die NSDAP, die inzwischen über den besten Propagandaapparat in Deutschland verfügte, überzog das ganze Land mit einer Vielzahl von Parteiveranstaltungen. Höhepunkt dieser Maßnahmen war Hitlers Flug über Deutschland, bei dem er begleitet von einem riesigen Presserummel innerhalb weniger Tage im ganzen Land von Wahlversammlung zu Wahlversammlung flog. Ende Juli 1932 sprach er auch im Möse-Stadion vor einer allerdings nicht exakt zu bestimmenden Zuhörerzahl. Einige 10 000 dürften es wohl gewesen sein. Trotzdem war die Veranstaltung kein voller Erfolg für die NSDAP, wenn auch die Erzählungen über Stein- und Tomatenwürfe auf Hitlers Wagen inzwischen wohl etwas übertrieben werden.

So zitierte die Volkswacht genüßlich aus der Basler Nationalzeitung, die von einem sehr ermüdeten und abgekämpften Hitler sprach, der nach einer zehnminütigen Rede wieder verschwand, ohne die zum Appell angetretenen SA-Männer begrüßt zu haben, da er am Abend noch in Radolfszell sprechen mußte. Der Schweizer Korrespondent berichtete von einer allgemeinen Enttäuschung. „Die Erwartungen wurden auf der ganzen Linie nicht erfüllt. Der riesige Aufwand blieb im Grunde ohne Resonanz, weil hinter dem ganzen theatralischen Getue das Wesentliche zu kurz kam. Die Veranstaltung blieb nur Fassade, ohne menschliche oder politische Hintergründe. So gab es an diesem Abend nur einen Zufriedenen, und dieser Glückliche war der Kassierer der NSDAP, der eine Rekordeinnahme einstreichen konnte.“²¹

Den Nationalsozialisten gelang trotz des großen Propagandaaufwandes, zu dem seit Ende 1931 auch der in Freiburg erscheinende Alemanne, das Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens beitrug, nicht, stärkste Partei in Stadt und Umland zu werden, das erklärte Ziel bei dieser Reichstagswahl. Zwar konnten sie ihren Stimmenanteil mehr als verdoppeln; dies genügte aber nicht, um das ebenfalls angewachsene Zentrum von seiner Spitzenposition zu verdrängen. In elf Umlandgemeinden dagegen, in denen das Zentrum bzw. der katholische Bevölkerungsanteil zumeist keine Rolle spielte, war ihr das inzwischen gelungen.

In der Stadt gab es diesmal trotz der noch einmal deutlich gestiegenen Wahlbeteiligung klare Verlierer, nämlich die bürgerlichen Mittelparteien, Deutsche Volkspartei, Wirtschaftspartei und Deutsche Demokratische Partei, die sich seit 1930 Deutsche Staatspartei nannte. Diese drei Parteien repräsentierten 1924 noch über ein Viertel aller Freiburger Wähler und 1930 waren es immerhin noch fast ein Fünftel. Im Juli 1932 schmolzen diese Parteien gerade auf ein Zwanzigstel aller Wähler zusammen. Selbst bei den absoluten Wählerzahlen wird dieser Zusammenbruch der bürgerlichen Mittelparteien deutlich. Votierten im Dezember 1924 noch über 12 000 Freiburger für diese drei Parteien, so waren dies im Juli 1932 gerade noch 3 000. Drei Viertel der Wähler waren den bürgerlichen Parteien untreu geworden. Daran änderte auch z. B. das Engagement des Grund- und Hausbesitzervereins Freiburg für die Wirtschaftspartei nichts.²²

Selbst wenn man berücksichtigt, daß ein Teil der Wähler zur Zentrumspartei abwanderte, bleibt ein großer Rest, der eigentlich nur zu den Nationalsozialisten über-

gewechselt sein kann. Zwar mußte auch die SPD starke Stimmeneinbußen hinnehmen, die wohl auf die Tolerierung der Brüning'schen Notverordnungs politik zurückzuführen sind, aber diese Verluste kamen zum größten Teil der KPD zugute. Für die Sozialdemokraten hatte die Papenregierung „den Kommunisten die Hasen in die Küche gejagt“, da die KPD in Freiburg nur über eine schwache Organisation verfügte, die Parteipresse praktisch unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheine und auch die Wahlpropaganda nicht besonders aufgefallen sei. Dazu kam noch das Verbot der kommunistischen Freidenkerorganisation, der Kampf gegen die Gottlosenbewegung und die stark gekürzten Erwerbslosenbezüge, die in der Wahlwoche erstmals ausgezahlt worden waren. Die Stimmengewinne der KPD in Haslach führte die SPD auf die von ihr stark bekämpfte Mietzinspolitik der Stadt Freiburg zurück.²³ Besonders die Zwangsräumungen in diesem Stadtteil, die auch von der Freiburger Polizeidirektion nur ungern durchgeführt wurden, radikalisierten die stark von der Arbeitslosigkeit betroffene Bevölkerung.²⁴ SPD und KPD zusammen verloren zwischen 1930 und 1932 jedoch nur 79 Stimmen.

Bei einer Betrachtung der einzelnen Freiburger Wahlbezirke zeigt sich aber auch, daß einige SPD-Wähler zur NSDAP abgewandert sind. Dazu eine kleine Illustration. Im Bereich der Schwarzwaldstraße, der Buß-, Schwendi- und Seminarstraße hatten SPD und KPD 1930 zusammen 315 Stimmen erhalten; 1932 dagegen nur noch 273, ein Rückgang also um fast 15 %. Es kann natürlich auch sein, daß ehemalige SPD-Wähler aus Verbitterung der Wahlurne fernblieben. Umgekehrt nahmen im Bereich der Freiau-, Hummel-, Kronen-, Lessing- und Merzhäuserstraße die Stimmen der Arbeiterparteien SPD und KPD noch zu. 1930 stimmten 466 Wähler für sie, 1932 dagegen 487; eine Steigerung um fast 5 %. In Günterstal fiel der Zuwachs noch eindrucksvoller aus, von 119 auf 152 Stimmen, um mehr als ein Viertel also.

Deutlich wird damit aber auch, wie vorsichtig man selbst auf Stadtebene noch mit Aussagen über Wählerwanderungen sein sollte. Zu bemerken ist allerdings gerade in bezug auf die sozialistischen Arbeiterparteien, deren Wählerpotential ursprünglich ein Hauptziel der Nationalsozialisten gewesen war, daß die NSDAP in den Hochburgen der SPD meist deutlich unterdurchschnittliche Ergebnisse erzielte. Eine gewisse Abweichung stellte interessanterweise Haslach dar, das neben seinem hohen Arbeiteranteil auch einen hohen Protestantenanteil aufwies, so daß die im allgemeinen negativen Folgen für den Wahlerfolg der NSDAP durch den hohen Arbeiteranteil hier durch die im allgemeinen positiven Folgen durch einen hohen Protestantenanteil aufgewogen wurden. Immerhin lag das Ergebnis der Nationalsozialisten in Haslach 1930 leicht über und Juli 1932 bzw. März 1933 leicht unter dem Stadtdurchschnitt, ohne deswegen jedoch SPD und KPD entscheidend zu schwächen, die zusammen bis einschließlich März 1933 deutlich stärker blieben.

Sehr viel schlechter sah die Lage der SPD außerhalb der Stadt im Amtsbezirk Freiburg aus, wo sie von 1930 bis 1932 über ein Viertel ihrer Stimmen verloren hatte. Allerdings fehlten ihr in den Dörfern zumeist die Möglichkeiten, einen regen Wahlkampf zu führen. So berichtete die Volkswacht z.B. aus Ihringen, daß es der SPD von vornherein unmöglich gewesen sei, „eine Wahlversammlung abzuhalten und intensive Wahlarbeit zu leisten. Die ganze Wahlarbeit muß auf Plakatanschlag und

einmalige Flugblattverteilung beschränkt werden.“²⁵ In den meisten Gemeinden des Amtsbezirks kam es nicht einmal zu solchen Aktivitäten. In 33 der 60 Gemeinden erhielt die SPD weniger als 10 Stimmen, in sieben Gemeinden nicht einmal eine einzige Stimme.

Die Novemberwahlen des Jahres 1932, die notwendig geworden waren, nachdem 90 % der Reichstagsmitglieder dem Reichskanzler von Papen ihr Mißtrauen ausgesprochen hatten, brachten der NSDAP herbe Verluste in Stadt und Amtsbezirk Freiburg. Diese lagen mit über 7 % deutlich über dem Rückgang von Baden mit nur knapp 3 %.

Trotzdem brachte auch diese Wahl keine Stabilisierung oder Beruhigung der politischen Verhältnisse. In einem Kommentar am Tage der Wahl wurden die Wähler in der Freiburger Zeitung mit Heringsschwärmen verglichen, die in einer „Art Massenpsychologie“(!) ins Netz gehen. „Wäre es anders möglich, daß sonst voraussichtlich wiederum die Mehrheit unseres Volkes für seine restlose Versklavung unter die Willkür winziger und obendrein von ausländischen Vorbildern beeinflussten Cliques stimmen würde?“²⁶ Damit distanzierte sich der Kommentator Helland eindeutig von NSDAP und KPD bzw. ihren italienischen und russischen Vorbildern.

Gewinner der Wahl waren die bürgerlichen Rechtsparteien DNVP und DVP, die die Regierungspolitik von Papens stützten sowie die KPD. DNVP und DVP nahmen um fast 80 % zu, in ganz Baden nur um etwa 40 %. Besonders hoch waren die Gewinne in Teilen der Wiehre und in der Gegend um die Maximilianstraße; Gegenden, in denen sehr viele pensionierte Beamte, aber auch Professoren, Kaufleute und Privatiers lebten, gehobener Mittelstand und Oberschicht also. Hier verlor die NSDAP überdurchschnittlich und die DNVP bekam häufig um 20 % der Stimmen. Teilweise überflügelte sie sogar die NSDAP. Das konservativ-autoritäre Regierungsprogramm von Papens, das in vielen Zügen die Rückkehr zu den Verhältnissen im Kaiserreich zu versprechen schien, kam in diesen Kreisen gut an. Um den hohen Stellenwert, den das Kaiserreich in Freiburg immer noch genoß, zu verdeutlichen, seien zwei kleine Beispiele erwähnt:

Bei einem Besuch des Prinzen August-Wilhelm von Preußen, der als Prinz Auwi für die Nationalsozialisten Propaganda machte, erschienen 1932 auch in Freiburg viele pensionierte Offiziere in ihrer alten Uniform und Pickelhaube.

Schon 1929 beklagte der 1933 als Direktor des Rotteckgymnasiums entfernte Sozialdemokrat Kunzenmüller in einem Bericht über die Reichsgründungsfeier der Universität: „Aber freilich — es wird schwer, nicht bitter zu werden —: Ein freudiges BEKENNTNIS zum NEUEN STAAT, zur Republik ist von den Kathedern unserer Universitäten eine Seltenheit, wenn nicht eine Chimäre. In Freiburg habe ich noch keines erlebt . . . Das Wort ‚REPUBLIK‘ muß für akademische Zungen schwerer auszusprechen sein als es einst ‚KAISER‘ und ‚MAJESTÄT‘ gewesen waren.“²⁷

Die Reichstagswahlen stellten für die Freiburger Nationalsozialisten, wie sie selbst schrieben, eine Enttäuschung dar. Gleichzeitig betonten sie aber, froh zu sein, „die Mitläufer des feigen Spießbürgertums“, die „alten Tanten beiderlei Geschlechts“ losgeworden zu sein; „diese Tatsache kann der Schlagkraft unserer Bewegung bestimmt nicht schaden.“²⁸ Auch von Neustadt berichtete der Alemanne von einigen „feinen Leuten“, denen es bei der NSDAP zu sehr nach Volk rieche, und die des-

halb wieder zu den Deutschnationalen übergelaufen seien. Interessant ist aber auch die Feststellung, daß „bessere Leute“ für sich eine Konjunktur in der NSDAP erspäht hätten, nach deren Ausbleiben sie wieder zur DNVP zurückgekehrt seien.²⁹

Obwohl die Nationalsozialisten immer wieder hervorhoben, ihnen sei ein zuverlässiger Kern wichtiger als die Schale von Mitläufern, machten sich Ende 1932 auch in Südbaden Auflösungsstendenzen in der Partei bemerkbar. Am deutlichsten zeigten sich diese innerparteilichen Schwierigkeiten in Lahr. So erschienen Anfang November in Lahr zwei Ausgaben des nationalsozialistischen Mitteilungsblattes „Grüselhorn“; das eine vom „Führer“, dem Landesorgan der badischen NSDAP, das andere von der Lahrer NSDAP-Ortsgruppe herausgegeben. Schon am 31. Oktober hatten die Ortsgruppenleitung und die gesamte Amtswalterschaft der Lahrer NSDAP ihre Ämter niedergelegt, da sich Gauleiter Wagner geweigert hatte, in verschiedenen Korruptionsfällen durchzugreifen.

Die Auseinandersetzungen hatten erhebliche Auswirkungen auf das Wahlergebnis. Die NSDAP verlor in der Stadt Lahr von Juli bis November über ein Viertel ihrer Stimmen und sank von 47,1 auf 36,2 %. Am Tag nach der Wahl löste der Lahrer Kreisleiter dann die gesamte Ortsgruppe auf. Trotzdem blieb die NSDAP bei den letzten Mehrparteienwahlen am 5. März 1933 unter ihrem Ergebnis vom Juli 1932, obwohl sie in Baden ihren Stimmenanteil durchschnittlich um fast 10 % steigern konnte. Zu Recht wies die Volkswacht auf die Erfolgsarmut und die Ziellosigkeit der NSDAP Ende 1932 hin, die zu diesen Verfallserscheinungen führten.³⁰

Auch aus Freiburg berichtete die Volkswacht unter dem Titel „Rote Böcke im Nazistall“ über Zeichen des Verfalls in der NSDAP. Demnach herrschte vereinzelt ein recht gutes Einvernehmen zwischen SA-Leuten und Kommunisten sowie „das längst bekannte Hin- und Herpendeln politisch unreifer Bürschchen zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern.“³¹ Außerdem hieß es, daß bei einem SA-Appell nicht weniger als 80 SA-Leute wegen national-bolschewistischer Tendenzen aus der Partei ausgeschlossen worden seien.

Neben diesen innerparteilichen Schwierigkeiten schien vor allem die wirtschaftliche Entwicklung zu einer weiteren Schwächung der NSDAP beizutragen. Zwar sind die Erfolge der Nationalsozialisten nicht nur mit der Weltwirtschaftskrise zu erklären, aber ohne sie wäre die NSDAP mit Sicherheit nicht zur stärksten Partei in Deutschland geworden. Eine Besserung der wirtschaftlichen Lage konnte also den Niedergang der Partei nur beschleunigen.

Allgemein ging man Ende 1932 von einer Besserung der wirtschaftlichen Lage aus. Die Freiburger Zeitung setzte zwar in ihrem Rückblick auf 1932 noch ein Fragezeichen hinter die Überschrift „Jahr der Krisenwende“. Im Text überwog aber ein vorsichtiger Optimismus. „Bei aller Zurückhaltung gegenüber voreiligen Schlüssen — . . . — wird man rückblickend sagen dürfen, daß das Jahr 1932 den TIEFPUNKT der Welt — wie der deutschen Krise gebracht hat und daß es nun wieder langsam, wenn auch sehr langsam voran gehen wird.“³² Auch in Freiburg selbst setzte ab September eine kleine Belebung ein, aufgrund einer „gewissen optimistischen Auffassung in der Gesamtindustrie“, die einigen hundert Arbeitslosen wieder eine Stelle verschaffte.³³ Unter diesen Umständen mußte die nicht mehr erwartete

Ernennung Hitlers zum Reichskanzler für die Nationalsozialisten wie eine Erlösung wirken, die mit Fackelzügen — auch in Freiburg — gebührend gefeiert wurde.

Die letzten Mehrparteienwahlen am 5. März machten dann die NSDAP, dank aufwendiger Propagandamaßnahmen, aber auch mit Hilfe erster Pressionsversuche in Freiburg und mit dem Reichskanzler Hitler im Rücken im Stadt- und Amtsbezirk endlich zur stärksten Partei, wobei die Zugewinne im ländlichen Bereich, jetzt auch in katholischen Gemeinden, noch höher lagen als in der Stadt. Während im Juli 1932 die NSDAP erst in 11 von 60 Umlandgemeinden zur stärksten Partei aufgestiegen war, gelang ihr dies im März 1933 in 34 von 60 Gemeinden. In einigen Gemeinden wie Bickensohl, Mengen, Opfingen, Schallstadt und Tiengen gab es außer der NSDAP praktisch keine anderen Parteien mehr. Hier schwankten die NS-Stimmen zwischen 91,3 und 96,7 %. Der Einparteienstaat war in diesen Gemeinden schon vorweggenommen. Addiert man die Stimmen des Koalitionspartners hinzu, so steigen die Prozentzahlen auf 96,1 bis 99,7 %. In Tiengen stimmte nur noch 1 Wähler oder 1 Wählerin nicht für die NSDAP oder DNVP, sondern für die DVP, die der neuen Regierung sehr positiv gegenüberstand.

In der Stadt profitierte die NSDAP in erster Linie von der starken Mobilisierung der Wählerschaft, deren Höhe nur noch mit den Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 vergleichbar war. Dafür spricht vor allem, daß die Verluste der übrigen Parteien — Zentrum und SPD hatten sogar absolut leicht gewonnen — gerade ein Drittel der nationalsozialistischen Zugewinne ausmachten.

Betrachtet man die Freiburger Parteienlandschaft nach diesen letzten Wahlen der Weimarer Republik, so fällt auf, daß Zentrum und Arbeiterparteien prozentual seit 1928 mehr oder minder große Rückgänge hatten hinnehmen müssen, absolut aber große Stimmengewinne erzielt hatten. Auch die Deutschnationalen konnten sich nach ihrem Einbruch 1930 bis 1933 wieder auf den Stand von 1928 hocharbeiten. Praktisch verschwunden waren mit einem Stimmenanteil von nur noch 4 % die ganzen bürgerlichen Mittel-, Interessen- und Splitterparteien, deren Anteil 1928 fast 30 % betrug und selbst 1930 noch bei 25 % lag.

Von daher liegt es nahe, nach der sozialen Basis der NSDAP in der Stadt zu fragen. Leider besitzen wir kein Mitgliederverzeichnis der Freiburger NSDAP, sondern nur ein Verzeichnis der Besitzer des Reichsehrenzeichens bzw. des silbernen Ehrenzeichens des Gaues Baden. Dabei handelt es sich um die alten Kämpfer der Partei, die schon vor dem großen Wahlerfolg im September 1930 in die Partei eingetreten waren. Hier überwiegen eindeutig Selbständige, Kaufleute, Angestellte, Einzelhändler und Handwerker. Dazu kamen noch einige wenige Beamte und ein paar vereinzelte Arbeiter. Ein Blick auf die Hochburgen der NSDAP in der Stadt verdeutlicht, daß die Schwerpunkte der Wählerbasis ähnlich aussahen. Wenn wir die drei größten Hochburgen der NSDAP, die 1930 bis 1933 bei fast jeder Wahl mehr als 5 % über dem Stadtdurchschnitt lagen, betrachten, fällt folgendes auf: Im Bereich der Adelshauser-, Schuster- und Salzstraße überwogen Einzelhandelsgeschäfte und kleine Handwerksbetriebe, und im Bereich von Dimmler-, Egg- und Zasiusstraße bzw. Bleiche-, Fabrik- und Runzstraße dominierten Kaufleute, mittlere Beamte, Privatiere und Handwerker. Arbeiter gab es relativ wenige. Auch die parteipolitische Herkunft der NSDAP-Stimmen wird vor allem im Gebiet um die Hansjakobstraße deut-

lich. Hier verfügten die bürgerlichen Mittelparteien 1928 über fast 40 % der Stimmen und 1930 noch über fast 30 %. 1933 waren es dagegen gerade noch 6 %. Zentrum und DNVP konnten trotz stark gestiegener Wahlbeteiligung ihren Anteil halten, die KPD sogar leicht verbessern. Die SPD mußte in diesem Gebiet, in dem sie wohl überwiegend von kleinen Beamten und Angestellten gewählt worden war, überdurchschnittliche Einbußen hinnehmen, die durch die unterdurchschnittlichen Gewinne der KPD nicht wettgemacht wurden.

Bei dieser Wahl konnte die NSDAP zwar nicht die angestrebte absolute Mehrheit erringen, aber zusammen mit dem Koalitionspartner DNVP kam sie auf knapp über 50 %. Mit diesem Sieg und der am Tag darauf ohne Widerstand erfolgten Hissung der Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus³⁴ begann auch in Freiburg die Gleichschaltung und damit das Dritte Reich.

Aber schon vor den Wahlen am 5. März 1933 hatte sich das politische Klima in Freiburg grundlegend geändert, obwohl die führenden politischen Stellen in Stadt und Land durch den Machtantritt Hitlers in Berlin noch kaum berührt wurden. Nach dem 30. Januar 1933 führte beispielsweise die Freiburger Zeitung eine Diskussions-Ecke ein, in der „Meinungen zur Zeit und Lage“ außerhalb der Verantwortung der Schriftleitung erschienen. Am 5. Februar veröffentlichte sie einen ganzseitigen Beitrag unter dem Titel „Quo vadis Germania? Der Aufbruch der Nation. Nach dem Hakenkreuz der Sowjetstern?“, in dem sich der Autor sehr kritisch und ablehnend zu der Regierungsbildung äußerte. „Was ist denn eigentlich geschehen, was die Nationalsozialisten zu solch großen Tönen berechtigte? Sie kamen doch in die Regierung, wie der Hund zum Tritt, als sie es am wenigsten erwarteten. Denn schon überall krachte es ganz bedenklich im Parteigefüge und finanziell stand man vor der Pleite.“ Der 30. Januar wurde als einer der dunkelsten Tage in der deutschen Geschichte bezeichnet, da Hitler vor allem mit seinen konservativen Koalitionspartnern, deren Einfluß maßlos überschätzt wurde, die gegenwärtige Krise nicht lösen könne, und danach der Kommunismus unabwendbar sei. „... und so führt alles immer rascher zu Gewalttaten, proletarischen Revolutionen, zum Kommunismus und letzten Endes zum Zerfall des Reiches hin. Das ist die traurige politische Prognose der deutschen Politik für das Jahr 1933.“³⁵ Nach diesem Artikel wurde die Freiburger Zeitung sowohl vom Alemannen als auch von der Breisgauer Zeitung massiv angegriffen, woraufhin sie kleinlaut und eingeschüchtert die Diskussions-Ecke als fehlgeschlagenes Experiment wieder einstellte. Dennoch sah die Freiburger Zeitung weiterhin fälschlicherweise die zentrale Frage dieser Wochen in der Entscheidung zwischen der marxistischen und der nationalen deutschen Weltanschauung, wie sie in einem Kommentar vor der Wahl betonte. Allerdings hieß es dort auch schon, daß die nationale Regierung verlangen könne und müsse, daß ihr Erfolg „von niemand erschwert oder gar hintertrieben, vielmehr von jedermann gewollt und miterstrebt werde.“³⁶ Damit setzte schon zu diesem Zeitpunkt der vergebliche Versuch der Freiburger Zeitung ein, sich durch Anpassung an die offenbar unaufhaltsame nationale Revolution das Überleben zu sichern.

Besonders intensiv bemühte sich die NSDAP schon vor den Wahlen um die Beamten und vor allem um die Polizei, die im größten Teil Badens aufgrund der 50 km breiten, vom Versailler Vertrag vorgeschriebenen entmilitarisierten Zone das einzige

staatliche Machtmittel darstellte. Zum einen drohte man den Beamten damit, daß diejenigen, die vor dem 4. März nicht in die Partei eintraten, in besonderen Listen geführt würden,³⁷ zum anderen gründete man eine nationalsozialistische Polizeifachschaft unter Leitung eines Polizeileutnants.³⁸

Während der Polizeidirektor der Stadt den Nationalsozialisten wegen seiner angeblich engen Beziehungen zum Reichsbanner ein Dorn im Auge war und wiederholt scharf angegriffen³⁹ und Mitte März schließlich auch abgesetzt wurde, scheint es zu einigen anderen führenden Polizeioffizieren der Stadt schon vor der Machtergreifung recht gute Beziehungen gegeben zu haben. So machte der Führer der Freiburger Schutzpolizei schon im Juli 1932 den Nationalsozialisten vertraulich Mitteilung von einem Gespräch mit den sozialdemokratischen Führern Stefan Meier und Seger auf der Polizeidirektion, bei dem letztere Drohungen gegen die NSDAP ausgestoßen haben sollen.⁴⁰ Ein Polizeileutnant, der kurz vor den Märzahlen die nationalsozialistische Polizeifachschaft gründete, bekam sogar das silberne Ehrenzeichen des Gaues Baden, das „alten Kämpfern“ vorbehalten war, obwohl er erst 1933 Parteimitglied wurde.⁴¹ Vermutlich stand er schon Jahre zuvor in engem Kontakt mit der NSDAP, trat aber wohl auf deren Anraten nicht bei, um im Polizeidienst verbleiben zu können. Unter diesen Umständen erscheint die Behauptung des Alemannen, „daß schon in der Woche vor dem Wahltag sämtliche Beamten der Einsatzbereitschaft und der in der Kaserne verwendeten Dienststellen sich zur nationalen Bewegung bekannten und sich fast alle schlagartig der deutschen Freiheitsbewegung anschlossen“,⁴² durchaus glaubwürdig. Von seiten der Polizei hatte die NSDAP also schon vor den Märzahlen kaum Schwierigkeiten bei der lokalen „Machtergreifung“ zu befürchten.

Diese erfolgte dann auch beängstigend reibungslos. Äußerer Anlaß für die ersten schwerwiegenden Maßnahmen der Nationalsozialisten in Freiburg bildete die Erschießung zweier Polizeibeamter durch den SPD-Abgeordneten Nußbaum, der bei einer Hausdurchsuchung am 17. März 1933 die Nerven verlor.⁴³ Nußbaum war seit Sommer 1932 in psychiatrischer Behandlung und litt unter den schweren Angriffen der Nationalsozialisten gegen seine Person. Ein Tag zuvor hatte beispielsweise der Alemanne den aus dem Elsaß stammenden Abgeordneten heftig attackiert. „Es ist höchste Zeit, daß solche, durch die Novemberrevolte an die Oberfläche des politischen Sumpfes der Nachkriegszeit getriebene Zierden eines parlamentarischen Volksvertretertums verschwinden. Wir raten diesem Volksvertreter, raschestens freiwillig dahin zurückzukehren, wo er hergekommen ist. Oder müssen wir noch etwas nachhelfen?“⁴⁴

Dieser Vorfall war der willkommene Anlaß für die NSDAP, um SPD und KPD in Freiburg und Baden auszuschalten und ihre Mandatsträger abzusetzen. Am 9. April trat Oberbürgermeister Bender, durch wochenlange Angriffe des Alemannen zermürbt, zurück. Seine Nachfolge trat der NSDAP-Kreisleiter und promovierte Volkswirt Kerber an. In Baden legten die Nationalsozialisten, im Unterschied zu Württemberg, keinen Wert darauf, Fachleute an die Spitze der Städte zu berufen, vielmehr übernahmen zumeist die fachlich nicht vorgebildeten Kreisleiter zusätzlich das lukrative kommunale Amt. In Lörrach beispielsweise wurde der Kaufmann und



*Abb. 7. Demonstrative Aufbahrung des Kriminalsekretärs Weber
am Portal der Freiburger Friedhofshalle
(Bilderschau der Freiburger Zeitung Nr. 14 vom 1. April 1933).*

Kreisleiter Boos Oberbürgermeister⁴⁵ und in Staufen der Zahnarzt und Kreisleiter Erley Bürgermeister.⁴⁶ Beide gehörten schon seit 1925 bzw. 1930 der NSDAP an.

Innerhalb weniger Wochen gaben auch die Parteien auf. Am 24. März löste sich die Freiburger DVP-Ortsgruppe auf, „um die Kräfte der Partei für den Aufbau von Volk und Staat wirksam verwerten zu können und die Sammlung der nationalen Kräfte zu fördern und beispielgebend zu unterstützen.“⁴⁷ Wenige Tage später folgte die Wirtschaftspartei, deren Mitglieder sich teilweise schon der NSDAP angeschlossen hatten.⁴⁸ Anfang Mai beschloß die Ortsgruppe der Staatspartei ihre Auflösung, „da im Verlauf der letzten Zeit die meisten Mitglieder aus der Partei ausgetreten sind.“⁴⁹ Anfang Juli kam dann auch das Ende der Deutschnationalen Volkspartei und des Zentrums. Noch wenige Monate zuvor hatte die Breisgauer Zeitung in einem Kommentar zur Reichstagswahl die Wahlhelfer und Mitkämpfer der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot (die ehemalige DNVP) in völliger Verkennung der Lage dazu aufgefordert, die Vorbereitungen für die kommenden badischen Landtagswahlen zu treffen.⁵⁰

Einer ähnlichen Fehleinschätzung unterlag die zentrumsnahe Freiburger Tagespost in einem Kommentar zur Reichstagswahl, als sie, an die Adresse der NSDAP gewandt, schrieb: „Es ist noch nicht aller Tage Abend und es ist bekanntlich dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Fackelzugsstimmung pflegt etwas sehr Vergängliches zu sein!“⁵¹ Im Mai wählte die Zentrumsfraktion im gleichgeschalteten Freiburger Bürgerausschuß den NS-Oberbürgermeister Kerber und versprach loyale Mitarbeit; sie lehnte allerdings die Billigung der Absetzung von Oberbürgermeister Bender ab.⁵² Mit dem Gesetz gegen die Neubildung von Parteien am 14. Juli 1933 war die NSDAP auch in Freiburg zur alleinigen Staatspartei geworden. Aufgrund eines Abkommens zwischen DNVP und NSDAP war es allerdings für alte DNVP-Mitglieder (vor dem 30. Januar 1933) möglich, ohne Wartezeit in die NSDAP einzutreten, wie der Leiter der Freiburger Abwicklungsstelle der Deutschnationalen Front und ehemalige Staatskommissar bei der Stadtverwaltung Brühler am 15. Juli 1933 den ehemaligen DNVP-Mitgliedern mitteilte.⁵³

Aber auch alle Vereine, Verbände und Innungen wurden entweder gleichgeschaltet oder aufgelöst. Die Brüche waren hier zumeist sehr viel geringer. Häufig wurden nur NSDAP-Mitglieder zugewählt. So berichtete die Breisgauer Zeitung über die Gleichschaltung des Freiburger Lehrervereins, daß zwei Nationalsozialisten an die Spitze des Vereins traten, die sich herzlich beim scheidenden Vorstand bedankten, und daß man die übrigen Ämter nur zum Teil neu besetzte.⁵⁴ Bei der Gleichschaltung im Bäckergewerbe wurde der seit 1911 amtierende bisherige Obermeister „als bewährter Führer und sturmerprobter Vorkämpfer des Handwerks ERNEUT AN DIE SPITZE DER INNUNG BERUFEN.“⁵⁵ Auch bei den Friseuren sollte der seit 22 Jahren an der Spitze der Innung stehende Obermeister wiedergewählt werden, was dieser aber nicht annehmen wollte. Daraufhin ernannte ihn die Versammlung zum Ehrenobermeister.⁵⁶ Die Gleichschaltung war also häufig kein abrupter Übergang vom alten Vorstand zum neuen nationalsozialistischen Vorstand. Zum einen besaß die NSDAP gerade unter den Gewerbetreibenden und in deren Vereinigungen schon vor 1933 viele Anhänger, zum anderen versuchte die Partei anerkannte Persönlichkeiten, die sich nicht als Gegner hervorgetan hatten, in das neue Regime zu integrieren.

Neben diesem „Zuckerbrot“ — dem Angebot im neuen Staat in der alten Position mitzuarbeiten — benutzte die NSDAP aber auch sehr häufig die „Peitsche“ der Denunziation und Gewaltandrohung, wobei sie es mit der Wahrheit zumeist nicht sehr genau nahm. Ein entlarvendes Beispiel hierfür lieferte der Alemanne selbst. Am 16. Mai berichtete die Zeitung über einen Herrn R . . . aus Wolfenweiler, der gegen die Regierung Hitler und die NSDAP hetze, und drohte ihm an, „daß uns auch noch andere Mittel zur Verfügung stehen, um ihm sein Verhalten zur neuen Regierung klar zumachen.“⁵⁷ Drei Tage später hieß es in einer Berichtigung, daß selbstverständlich nicht der gleichnamige kommissarische Bürgermeister, sondern Herr M . . . R . . . gemeint sei.⁵⁸ Schließlich teilte der Alemanne seinen Lesern acht Tage später in einer erneuten Berichtigung mit, „daß (sich) M . . . R . . . in keiner Weise beleidigende Aussagen gegen die Regierung Hitler oder der NSDAP zu Schulden kommen ließ, was wir hiermit richtig stellen.“⁵⁹ Ganz offensichtlich war die nationalsozialistische Zeitung hier einer von vielen Denunziationen aufgesessen, die in

diesen Wochen kommunale, staatliche und Parteidienststellen überschwemmt. Schon Ende April wandte sich deshalb die städtische Pressestelle in einer Pressenotiz gegen die sich häufenden anonymen Schreiben.⁶⁰ Die Kampfmethoden der Nationalsozialisten gegen die vermeintlichen oder tatsächlichen Vertreter des alten „Systems“ förderten allerdings die Denunziationen.

Aber nicht nur die Nationalsozialisten, sondern auch die Deutschnationalen sahen nun ihre Stunde gekommen. Neben Angriffen auf das alte System,⁶¹ widmete sich die Breisgauer Zeitung vor allem der Wiederbelebung „alter Ideale“. So forderte sie schon am 22. März eine Schlageterstraße⁶² und begrüßte Mitte April die Wiederaufstellung des eisernen Baums aus dem Ersten Weltkrieg am Schwabentor. Bedauert wurde allerdings die Heimlichkeit des Vorgangs.⁶³ Besonders am Herzen lag den Deutschnationalen eine wehrfähige und wehrwillige Jugend. Bedroht sahen sie dieses Anliegen durch einen Artikel in der Sonntagsbeilage der „wehrfeindlichen“ Freiburger Zeitung, in dem sich ein Autor unter dem Titel „Wege zur Menschlichkeit“ vor allem gegen Tierquälerei aussprach. Dabei warnte er vor dem gedankenlosen Verschenken von Spielzeugwaffen. „Der Nachahmungstrieb . . . drängt den spielenden Knaben rasch, seinem Vergnügen lebende Ziele zu setzen; erst ist es ein Spatz, dann aber schon eine Katze oder ein Singvogel, die die Opfer dieser Erziehung zur „Männlichkeit“ werden. Bald ist das Töten Sport, nicht selten Leidenschaft! Leidenschaft und Verrohung aber sind keine männlichen Tugenden.“⁶⁴

Dererlei Gedanken waren für die konservativen Deutschnationalen ein Angriff auf die Wehrerziehung der Jugend. „Das Ganze ist eine üble Stimmungsmache für den knochenerweichenden internationalen Pazifismus, für den in Deutschland jetzt kein Platz mehr ist. Wir WOLLEN, daß die deutsche Jugend wieder mit Waffen umgehen lernt und das Vertrauen auf die eigene Kraft schon bei jedem Sextaner geweckt wird.“⁶⁵ Damit unterschieden sich die Deutschnationalen überhaupt nicht von den wehrpolitischen Vorstellungen der Nationalsozialisten. Diese Identität der Ziele in vielen Bereichen ermöglichte vor allem — neben Terror und Einschüchterung — das relativ reibungslose Hinübergleiten breiter Bevölkerungsschichten von der Weimarer Republik ins Dritte Reich. Das Verbot und die Verfolgung der KPD wurde mit Ausnahme der SPD von allen Parteien begrüßt. Die Ausschaltung der SPD und das Verschwinden der kleineren bürgerlichen Mittelparteien erregte die Gemüter kaum noch, und das Ende von DNVP und Zentrum erschien dann vielen als logische Konsequenz der im Januar eingeleiteten Entwicklung.

Wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatte auch in Freiburg die nationalsozialistische Pressepolitik. Anfang 1933 gab es hier fünf Tageszeitungen, deren größte, die der DVP nahestehende Freiburger Zeitung, eine Morgen- und eine Abendausgabe herausbrachte. Daneben erschien die sozialdemokratische Volkswacht, die deutschnationale Breisgauer Zeitung, die zentrumsnahe Freiburger Tagespost und seit Ende 1931 der nationalsozialistische Alemanne. Bis Ende 1931 existierte sogar noch eine Zeitung der DDP, der Oberrheinische Beobachter, der aber an innerparteilichen Problemen und der Wirtschaftskrise scheiterte.⁶⁶

Auch der Alemanne hatte anfänglich schwer zu kämpfen. Der erste Schriftleiter mußte schon nach einem Monat gehen. Sein Nachfolger wurde der spätere Oberbürgermeister Kerber, der in seinem Heimatort Eendingen zusammen mit dem späteren

Kreisleiter von Emmendingen Rehm ein örtliches Nachrichtenblatt der NSDAP unter dem Namen „Der Vulkan“ herausgegeben hatte.

Als die Auflage des Alemannen am 1. Oktober 1932 6 000 Exemplare erreichte, wurde er selbständig, nachdem die Zeitung bis dahin als Kopfblatt des Führers in Karlsruhe erschienen war.⁶⁷ Der Verlagsleiter Karl Berckmüller ging Ende 1933 nach Karlsruhe, um die Leitung der badischen Gestapo zu übernehmen. Zwischen Ende Januar und Mitte März 1933 konnte der Alemanne seine Auflage verdoppeln und besaß im Sommer 1933 schließlich etwa 25 000 Abonnenten.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Nationalsozialisten allerdings schon die Volkswacht verboten und die Freiburger Zeitung solange unter Druck gesetzt, bis diese sich der neuen Linie anpaßte. Tatkräftig unterstützt wurde der Alemanne dabei von der Breisgauer Zeitung, die sich als älteste nationale Zeitung am Ort zu profilieren suchte.

Nach dem Machtantritt Hitlers verschwanden in der Freiburger Zeitung zuerst die Leitartikel des freien jüdischen Mitarbeiters Helland (Heymann), der 1935 in Basel Selbstmord beging. Am 16. März erhielt die Zeitung von der Polizeidirektion Freiburg eine Verwarnung wegen eines Leitartikels,⁶⁸ in dem sich ein anonym Autor sehr kritisch mit den Eigenmächtigkeiten kommissarisch eingesetzter „Personen und Organe“ auseinandergesetzt hatte.⁶⁹ Mitte Mai teilte der Verlag der Freiburger Zeitung seinen Lesern und Freunden mit, daß Hauptschriftleiter Lang auf eigenen Wunsch ausscheide. „Überzeugt . . ., daß er der Zeitung den Übergang in eine neue Zeit erleichtere, hat er auf seinen Posten verzichtet.“⁷⁰ Der neue Hauptschriftleiter — ein ehemaliges Mitglied der DVP und seit März 1933 NSDAP-Parteigenosse — verstand sich dann als ein zur Treue verpflichteter „Musketier des Führers“. Die Freiburger Zeitung konnte seiner Meinung nach „nur bewußte und leidenschaftliche Trägerin des neuen Staates sein.“ Ihre Aufgabe bestand darin, „weiteste, heute noch gleichgültige Kreise mit der nationalsozialistischen Staatsgesinnung zu durchdringen, um zu helfen, die Nation im Sinne des Führers zur wahren Volksgemeinschaft zu machen.“⁷¹ Auch die Freiburger Tagespost konnte sich diesem Druck nicht entziehen, so daß die Meinungsvielfalt der Freiburger Presselandschaft im Sommer 1933 praktisch beseitigt war. Unterschiede gab es vor allem noch in der Sprache, im Stil und in der Aufmachung und Platzierung der einzelnen Nachrichten. Kontroversen und abweichende Meinungen tauchten immer seltener auf.

Auch in seinen Werbemethoden schreckte der Alemanne vor nichts zurück. So verschickte z. B. das Presseamt der NSDAP für Oberbaden, dessen Führer gleichzeitig Verlagsleiter des Alemannen war, Schreiben an Parteigenossen, die die Zeitung noch nicht abonniert hatten. Man erwartete von allen Parteigenossen den Bezug der Zeitung und legte deshalb auch einen Bestellschein bei, wobei zusätzlich mit versteckten Drohungen gearbeitet wurde. „Wir sind überzeugt davon, daß es nur dieser Mahnung bedarf, um Sie nunmehr zu bewegen, den Alemannen zu bestellen (. . .), denn Sie werden doch nicht als Parteigenosse Ihre parteieigene Zeitung im Stich lassen . . .“⁷²

Die technischen und räumlichen Voraussetzungen für diese Expansion hatte sich der Alemanne durch den Umzug in die beschlagnahmten Räume der Volkswacht geschaffen. Den Konkurrenzkampf führte er dann mit Denunziationen und Verdäch-

tigungen, wobei er Sachlichkeit, Objektivität und Anständigkeit ablehne, wie die Freiburger Zeitung Mitte Juni schrieb.⁷³ Der Aufstieg des Alemannen zur größten Tageszeitung Oberbadens beruhte also weniger auf seinen journalistischen Qualitäten, als vielmehr auf der Unterstützung durch staatliche und Parteistellen, sowie auf Diebstahl, Denunziationen, Drohungen und Lügen.

Ähnlicher Methoden bedienten sich die Nationalsozialisten auch bei den ersten Maßnahmen gegen die Juden. Schon Anfang November 1932 berichtete die Volkswacht von einem Vorfall aus Ihringen, das damals schon einen Parteigenossen und SA-Sturmführer als Bürgermeister besaß. Dort schrieb ein SA-Mann alle Besucher eines jüdischen Kaufhauses auf, darunter seinen eigenen Vater. Zu diesem Zeitpunkt griff allerdings noch die Polizei ein und machte diesem Treiben ein Ende.⁷⁴

Anfang Februar 1933 forderte der Alemanne alle Bauern, „die durch jüdische Viehhändler oder andere Schmarotzer betrogen“ worden waren, auf, dies vertraulich der Zeitung mitzuteilen.⁷⁵ Schon Mitte März kam es zu den ersten von der NSDAP organisierten Aktionen gegen jüdische Kaufhäuser in Freiburg. Zu diesem Zeitpunkt gab es aber noch abweichende Stellungnahmen zu der angeblichen Volkswut gegen die Warenhäuser.⁷⁶ Nach Meinung der Volkswacht wünschte in Freiburg kein Fünftel der Bevölkerung „die Schließung der Warenhäuser und jüdischen Geschäfte. Wer sich unter der angeblich erregten Menschenmenge als Augen- und Ohrenzeuge befand, konnte dies auf Schritt und Tritt feststellen, wenn ihm noch nicht jeder Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit abhanden gekommen war.“⁷⁷ Zu dem reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April gab es dann auch in Freiburg keinen kritischen Kommentar mehr.

Es wurden aber auch zunehmend einzelne Juden persönlich angegriffen, wie der Jugendwart der Freiburger Turnerschaft Dr. Picard, dem der Alemanne Ende März einen halbseitigen offenen Brief widmete, der hier ausführlicher zitiert werden soll, weil sich darin der Wahnsinn der antisemitischen Vorstellungen der Nationalsozialisten offenbart, der nicht zwangsläufig aber folgerichtig in Auschwitz endete. „Zweifellos können Sie (Dr. Picard, T. S.) nichts dafür, daß Sie Jude sind. Auch für die typischen inneren Merkmale und Qualitäten Ihrer Rasse kann man Sie nicht verantwortlich machen. Die sind einfach naturgegeben. UM SO DEUTLICHER MÜSSEN SIE NUN ABER ENDLICH EINMAL DARAUF AUFMERKSAM GEMACHT WERDEN, DASS SIE VON DER ERSTEN STUNDE IHRER AMTSÜBERNAHME AN AM VERKEHRTEN PLATZ WAREN UND IM HEUTIGEN STAAT DORT ERST RECHT UNTRAGBAR GEWORDEN SIND. Es ist ein geradezu irrsinniger Kompromiß, in sogenannter demokratischer Weitherzigkeit einen Mann in den Mittelpunkt einer Gemeinschaft zu setzen, der auf Grund seiner angeborenen eigenvölkischen Anlagen dem gewollten Ziel ins Gesicht schlägt. Und es ist eben einfach charakteristisch für Ihre wieder naturgegebene Mentalität, daß Sie im Bewußtsein Ihrer Unzulänglichkeit trotzdem ein solches Amt annahmen. JÜDISCHE FÜHRER FÜR DEUTSCHE JUGEND, IST DAS NICHT DIE POTENZ DES WIDERSINNS? EIN VOLLBLUTJUDE ALS JUGENDWART, DEKORIERT MIT DER GOLDENEN FT-NADEL! DAMIT DÜRFTE WOHL IM GANZEN DEUTSCHEN TURNERLEBEN DER VOGEL ABGESCHOSSEN SEIN. Wir zweifeln Ihre geistigen Fähigkeiten nicht an, Herr Dr. Picard. Aber wir

sprechen Ihnen infolge Ihrer laut rassengesetzlicher Gegebenheiten andersgearteten seelischen Struktur Recht und Fähigkeit auf und für diesen Posten ab.“⁷⁸

Auch Deutsche, die sich für Juden einsetzten, wurden angegriffen. Am 12. April meldete die Freiburger Zeitung, daß die Privatdozenten Dr. Krause und Dr. Baumann im Namen der Assistenten der Klinik in Karlsruhe ihr Vertrauen zu dem jüdischen Leiter der medizinischen Universitätsklinik Professor Thannhauser zum Ausdruck gebracht hätten.⁷⁹ Einen Tag später nahm „eine Stimme aus den Kreisen des Dienstpersonals“ an den Kliniken zu diesem Vorfall im Alemannen Stellung. „Es ist geradezu merkwürdig, daß zwei Assistenten, dazu noch solche, die ECHTE DEUTSCHE sein wollen, eine Lanze beim Minister für Kultus und Unterricht FÜR EINEN JUDEN brechen wollen. Hatten diese beiden Herren das Gemeinwohl im Auge — wir glauben nicht, denn Juden hatten immer nur ihre Vorteile und Günstlinge zu solchen Zwecken zu gebrauchen gewußt.“⁸⁰ Unter diesen Umständen ist der Mut der beiden Assistenzärzte umso höher zu bewerten, zumal sich ansonsten an der Universität niemand öffentlich für die von Berufsverbot bedrohten jüdischen Professoren und Assistenten einsetzte.⁸¹

Die Studenten taten sich bei antisemitischen Aktionen besonders hervor. So sammelten sich beispielsweise Ende Juni 1933 mehrere hundert Studenten vor dem Haus einer jüdischen Verbindung, die, nachdem das Haus schon einmal von der SA wegen des „Verdachts antinationalsozialistischer Umtriebe“ besetzt worden war, ihr Verbindungsleben wieder aufnehmen wollte. Die Studenten forderten die Schließung des Hauses und die Festnahme seiner Bewohner. Daraufhin nahm die SS sechs jüdische Studenten in Schutzhaft, die SA legte eine Wache in das Haus und hißte die Hakenkreuzfahne. Schließlich wurde das Haus von der Polizei geschlossen.⁸² Ein großer Teil der Studenten setzte damit — jetzt allerdings mit staatlicher Billigung und Unterstützung — nur das fort, was schon in der Weimarer Republik praktiziert worden war.⁸³

Der Alemanne benutzte den Antisemitismus auch gezielt gegen die übrigen örtlichen Zeitungen, indem er darauf hinwies, daß die Freiburger Zeitung bzw. die Freiburger Tagespost in einer Wochenendausgabe Mitte Mai 10 bzw. 5 „Judeninsetrate“ veröffentlicht hatten. „Deutsche Geschäftsleute! Wollt Ihr in solcher Nachbarschaft inserieren?“⁸⁴

Ende Mai meldete dann die Breisgauer Zeitung, daß die Zulassung der Rechtsanwaltschaft für zwei „nicht-arische“ Freiburger Rechtsanwälte zurückgenommen worden sei.⁸⁵ Schon Ende April hatte die Städtische Pressestelle mitgeteilt, daß für die Freiburger Frühjahrsmesse Veranstalter und Händler jüdischer Abstammung nicht mehr zugelassen würden.⁸⁶

Damit hatte sich, für jeden Freiburger sichtbar, die Lage der Juden innerhalb weniger Wochen grundlegend verschlechtert. Sie wurden schon lange vor den Nürnberger Gesetzen von 1935 zu Menschen zweiter Klasse gestempelt, ohne daß sich dagegen Widerspruch, z. B. von den Kirchen, erhob.⁸⁷ Selbst unter den verhafteten politischen Gegnern des Regimes gab es für die Nationalsozialisten noch zwei Klassen: Arier und Juden. So berichtete der Alemanne von einem Besuch im Konzentrationslager Kislau, wonach die arischen Häftlinge die dort zu verrichtende Handarbeit begrüßt und sofort fest zugriffen hätten, während die Juden auch hier

wieder mit wenigen Ausnahmen durch ihre Scheu vor der Handarbeit auffallen würden.⁸⁸

Während sich große Teile des deutschen Volkes auch in Freiburg 1933 am Beginn einer neuen besseren Zeit wähnten, begann für einen kleinen Teil der Deutschen schon damals ein häufig tödlich endender Leidensweg.

Abschließend erhebt sich damit zwangsläufig die Frage nach den Gründen für die auch in Freiburg nahezu reibungslose Gleichschaltung, die uns noch heute im Rückblick immer wieder überrascht.

Betrachtet man die letzten leidlich freien Wahlen vom 5. März 1933, so zeigt sich, daß die Mehrheit der Deutschen nicht für Hitler stimmte. In der Stadt Freiburg waren dies sogar mehr als zwei Drittel der Wähler. Aber diese ausschließliche Fixierung auf die NSDAP-Stimmen verdeckt den Blick darauf, daß diejenigen Parteien, die für die Weimarer Republik und damit für eine Demokratie westlichen Musters eintraten, nämlich SPD und Deutsche Staatspartei, 1933 in Freiburg gerade noch 15 % erhielten.

Alle übrigen Parteien einschließlich des Zentrums setzten sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr für die ohne Zweifel mit schweren Mängeln behaftete parlamentarische Demokratie Weimarer Prägung ein, ohne allerdings deshalb konkrete Vorstellungen von dem zu haben, was an ihre Stelle treten sollte. Damit wurden aber diese Gruppen anfällig für nationalsozialistische Maßnahmen, die vorgeblich der Bekämpfung der Auswüchse dieser Demokratie galten. Ein Beispiel dafür war der sogenannte Kampf gegen Schmutz und Schund, der schon seit Jahren von Kirchen und christlichen bzw. konservativen Parteien gefordert wurde. Aber neben dieser Teilidentität der Ziele, die auch für die Revision des Versailler Vertrags galt, für die alle Parteien von der KPD bis zur NSDAP eintraten, gab es aber auch gemeinsame Feindbilder, die die bürgerlichen und christlichen Parteien mit dem Nationalsozialismus verbanden. Dazu gehörten in erster Linie die „Marxisten“, zu denen neben den Kommunisten auch sehr bald schon die Sozialdemokraten gezählt wurden, die noch wenige Monate zuvor mit dem Zentrum zusammen die badische Regierung gebildet hatten. Dazu gehörten aber auch gesellschaftliche und religiöse Randgruppen wie z. B. Zigeuner und Juden.

Ebenso fanden Teile der nationalsozialistischen Phraseologie weit über die Parteigrenzen hinaus Anklang. Die Begriffe ‚Volksgemeinschaft‘ und ‚Führer‘ wurden schon in den zwanziger Jahren von anderen Parteien verwendet. Die Forderung der Unterordnung des Einzelnen unter das Volksganze befremdete kaum jemanden. Das gehörte schon fast ebenso zu den Selbstverständlichkeiten der deutschen Gesellschaft wie ein nahezu ungebrochener Nationalismus und ein nicht nur in bürgerlichen Kreisen weit verbreiteter Militarismus.

Individuelle Freiheitsrechte oder Menschenrechte stellten deshalb kein Thema dar. Die Demokratie war, wie einer der besten Kenner des deutschen Katholizismus im Dritten Reich kürzlich in Freiburg ausführte, kein Glaubensartikel. Es bestand darum auch für die Kirche keine Notwendigkeit, öffentlich dafür einzutreten. Die Demokratie war eine unter vielen möglichen Staatsformen und nach den Erfahrungen der Weimarer Republik sehr viel schlechter als das Kaiserreich. Außerdem gehörten die meisten Opfer des Nationalsozialismus zu Beginn des Dritten Reiches zu

gesellschaftlichen Minderheiten. Als auch die breite Masse des deutschen Volkes im Zweiten Weltkrieg hohe Blutopfer für das Regime bringen mußte, war ein Widerstand nur noch schwer und unter Gefahr für Leib und Leben möglich.

Die erfolgreiche Gleichschaltung hing also nicht nur mit den offensichtlichen Erfolgen der Nationalsozialisten in Wirtschaft und Außenpolitik sowie dem Einfluß von Propaganda und Terror zusammen, sondern auch mit einer Prädisposition weiter, über die Anhängerschaft der NSDAP hinausgehender Teile der Gesellschaft für wichtige Aspekte der nationalsozialistischen Politik.

ANMERKUNGEN

- ¹ Badische Zeitung vom 5. März 1983.
- ² JÜRGEN KOCKA, Klassen oder Kultur? Durchbrüche und Sackgassen in der Arbeitergeschichte; in: Merkur 36/1982, S. 957.
- ³ Die wichtigsten Ergebnisse der Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1933 in der Stadt Freiburg im Breisgau; Freiburg 1937, S. 36.
- ⁴ Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 401, I, S. 382.
- ⁵ StadtA Freiburg C 4/XII/30/7.
- ⁶ Für das folgende vgl. Anm. 3.
- ⁷ Ebenda, S. 75.
- ⁸ Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Freiburg i. Br. über das Jahr 1932, Freiburg 1933, S. 7/8.
- ⁹ StadtA Freiburg C 4/XVII/26/3.
- ¹⁰ Vgl. dazu die Amtlichen Einwohnerbücher der Stadt Freiburg im Breisgau in diesen Jahren.
- ¹¹ Der Alemanne Nr. 73 vom 14. März 1933, S. 10.
- ¹² Freiburger Zeitung (FZ) Nr. 259 vom 22. September 1930.
- ¹³ Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Freiburg über das Jahr 1931, Freiburg 1932, S. 9.
- ¹⁴ Der Alemanne Nr. 95 vom 5. April 1933, S. 5.
- ¹⁵ Der Alemanne Nr. 99 vom 9. April 1933, S. 8.
- ¹⁶ Breisgauer Zeitung (BZ) Nr. 90 vom 15. April 1933, S. 10.
- ¹⁷ Volkswacht (VW) Nr. 215 vom 17. September 1930, S. 7.
- ¹⁸ VW Nr. 213 vom 15. September 1930, S. 6; vgl. dazu auch allgemein RICHARD F. HAMILTON, Who Voted for Hitler? Princeton 1982.
- ¹⁹ FZ Nr. 254 vom 17. September 1930, S. 2.
- ²⁰ Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahr 1945, Bd. I, Leipzig 1968, S. 150—155.
- ²¹ Zitiert nach VW Nr. 178 vom 2. August 1932, S. 5.
- ²² Freiburger Hausbesitzerzeitung Nr. 14 vom 19. Juli 1932.
- ²³ VW Nr. 182 vom 6. August 1932, S. 5.
- ²⁴ E. O. BRÄUNCHE/W. KÖHLER/H. P. LUX/T. SCHNABEL, 1933. Machtergreifung in Freiburg und Südbaden. (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. H. 4); Freiburg 1983, S. 17.
- ²⁵ VW Nr. 179 vom 3. August 1932, S. 6.
- ²⁶ FZ Nr. 303 vom 6. November 1932, S. 1.
- ²⁷ VW vom 22. Januar 1929.
- ²⁸ Der Alemanne Nr. 288 vom 8. November 1932, S. 9.
- ²⁹ Der Alemanne Nr. 290 vom 10. November 1932, S. 8.
- ³⁰ VW Nr. 263 vom 10. November 1932, S. 7.
- ³¹ VW Nr. 267 vom 15. November 1932, S. 5.
- ³² FZ Nr. 357 vom 31. Dezember 1932.
- ³³ Ebenda, „Freiburg im Wirtschaftsjahr 1932“.
- ³⁴ Wie Anm. 24, S. 42.

- 35 FZ Nr. 36 vom 5. Februar 1933.
- 36 FZ Nr. 63 vom 4. März 1933, S. 2.
- 37 Wie Anm. 24, S. 42.
- 38 Der Alemanne Nr. 94 vom 4. April 1933, S. 10.
- 39 Der Alemanne Nr. 39 vom 8. Februar 1933, S. 2.
- 40 StadtA Freiburg C 4/XIII/24/6.
- 41 StadtA Freiburg C 4/XIII/31/4.
- 42 Der Alemanne Nr. 70 vom 11. März 1933, S. 2.
- 43 Wie Anm. 24, S. 36/37.
- 44 Der Alemanne Nr. 75 vom 16. März 1933, S. 9.
- 45 Der Alemanne Nr. 182 vom 4. Juli 1933, S. 13. Vgl. dazu ausführlich HUGO OTT, Lörrachs Weg zur Industriestadt; in: Lörrach. Landschaft Geschichte Kultur. Hrsg. zur Erinnerung an das vor 300 Jahren am 18. November 1682 verliehene Stadtrechtsprivileg; [Lörrach 1983, S. 338–40.
- 46 Der Alemanne Nr. 185 vom 7. Juli 1933, S. 5.
- 47 BZ Nr. 74 vom 27. März 1933, S. 3.
- 48 BZ Nr. 77 vom 30. März 1933, S. 3.
- 49 Der Alemanne Nr. 124 vom 6. Mai 1933, S. 7.
- 50 BZ Nr. 59 vom 9. März 1933, S. 2.
- 51 Freiburger Tagespost (FT) Nr. 55 vom 6. März 1933, S. 9.
- 52 BZ Nr. 119 vom 20. Mai 1933, S. 11.
- 53 StadtA Freiburg C 4/XIII/24/6.
- 54 BZ Nr. 99 vom 27. April 1933, S. 3.
- 55 BZ Nr. 108 vom 8. Mai 1933, S. 3.
- 56 FT Nr. 102 vom 3. Mai 1933, S. 8.
- 57 Der Alemanne Nr. 134 vom 16. Mai 1933, S. 8.
- 58 Der Alemanne Nr. 137 vom 19. Mai 1933, S. 5.
- 59 Der Alemanne Nr. 145 vom 27. Mai 1933, S. 9.
- 60 BZ Nr. 98 vom 26. April 1933, S. 3.
- 61 „Der Sumpf von St. Blasien, ein Zeitbild“, BZ Nr. 158 vom 8. Juli 1933.
- 62 BZ Nr. 70 vom 22. März 1933, S. 3.
- 63 BZ Nr. 92 vom 19. April 1933, S. 3.
- 64 FZ vom 26. März 1933.
- 65 BZ Nr. 70 vom 30. März 1933, S. 3.
- 66 StadtA Freiburg C 4/VI/33/6.
- 67 Der Alemanne Nr. 139 vom 21. Mai 1933, S. 1/2.
- 68 FZ Nr. 75 vom 16. März 1933.
- 69 FZ Nr. 73 vom 14. März 1933, S. 1.
- 70 FZ Nr. 131 vom 14. Mai 1933, S. 6.
- 71 FZ Nr. 205 vom 31. Juli 1933, S. 2.
- 72 Private Unterlagen, Schreiben vom 27. August 1933.
- 73 FZ Nr. 159 vom 14. Juni 1933, S. 6.
- 74 VW Nr. 262 vom 9. November 1932, S. 8.
- 75 Der Alemanne Nr. 41 vom 10. Februar 1933, S. 7.
- 76 Der Alemanne Nr. 71 vom 12. März 1933, S. 10.
- 77 VW Nr. 61 vom 13. März 1933, S. 5.
- 78 Der Alemanne Nr. 89 vom 30. März 1933, S. 11. Der Zahnarzt Dr. ISIDOR PICARD (der Alemanne konnte nicht einmal den Namen richtig schreiben!) zog 1937 zurück ins Elsaß, von wo er stammte. Am 31. Oktober 1939 wurde ihm die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt.
- 79 FZ Nr. 102 vom 12. April 1933.
- 80 Der Alemanne Nr. 103 vom 13. April 1933, S. 10.
- 81 Vgl. dazu HANS KREBS, Wie ich aus Deutschland vertrieben wurde. Dokumente mit Kommentaren; in: Medizinhistorisches Journal 15/1980, S. 357–377. Eine Rechtfertigung des damaligen Rektors MARTIN HEIDEGGER befindet sich in einem posthum veröffentlichten SPIEGEL Gespräch 30/1976, H. 23, S. 193–219.

⁸² FT Nr. 149 vom 30. Juni 1933, S. 7.

⁸³ Vgl. dazu wie Anm. 24, S. 52.

⁸⁴ Der Alemanne Nr. 134 vom 16. Mai 1933, S. 1.

⁸⁵ BZ Nr. 121 vom 23. Mai 1933, S. 3.

⁸⁶ FT Nr. 98 vom 28. April 1933, S. 7.

⁸⁷ Am 31. März 1933 fragte der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz Kardinal BERTRAM bei den fünf Erzbischöfen von Köln, München, Freiburg, Paderborn und Bamberg an, ob die Katholische Kirche gegen den geplanten Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 Stellung nehmen solle. GRÖBER bejahte dies, „mit Rücksicht auf Schuldlose und Convertierte.“ (EAF B 2/NS 10). Eine öffentliche Erklärung zu diesem Problem erfolgte allerdings nicht.

⁸⁸ Der Alemanne Nr. 201 vom 23. Juli 1933, S. 9.

Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/34

I.

Die Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg i. Br.
durch Martin Heidegger im April 1933

Von
HUGO OTT

„Im April 1933 bin ich durch das Plenum der Universität einstimmig zum Rektor gewählt worden. Mein Vorgänger im Amt, v. Möllendorff, hatte auf Weisung des Ministers nach kurzer Tätigkeit sein Amt niederlegen müssen. V. Möllendorff selbst, mit dem ich öfter eingehend über die Nachfolge sprach, wünschte, daß ich das Rektorat übernehme. Ingleichen hat der vormalige Rektor, Sauer, mich zu überzeugen versucht, daß ich im Interesse der Universität das Amt übernehme. Noch am Vormittag des Wahltages zögerte ich und wollte von der Kandidatur zurücktreten. Ich hatte keine Beziehung zu den maßgebenden Regierungs- und Parteistellen, war selbst weder Mitglied der Partei, noch hatte ich mich in irgendeiner Weise politisch betätigt. So war es ungewiß, ob ich dort, wo sich die politische Macht konzentrierte, gehört würde bezüglich dessen, was mir als Notwendigkeit und Aufgabe vorschwebte. Es war aber ebenso ungewiß, inwieweit die Universität von sich aus mitginge, ihr eigenes Wesen ursprünglicher zu finden und zu gestalten, welche Aufgabe ich bereits in meiner Antrittsrede vom Sommer 1929 öffentlich dargelegt hatte.“¹

Martin Heidegger vermittelt apodiktisch eine sehr bestimmte Sicht der Vorgänge im Zusammenhang mit der Übernahme des Rektorats von dem nur wenige Tage (vom 16. bis 22. April 1933) amtierenden Vorgänger, dem Ordinarius für Anatomie, Wilhelm v. Möllendorff, der am 17. 12. 1932 von der Plenarversammlung der Universität zwar nicht im Turnus (nach der theologischen Fakultät wäre die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät an der Reihe gewesen), jedoch zur üblichen Jahreszeit zum Rektor für das Studienjahr 1933/34 gewählt worden war,² — apodiktisch in zweierlei Hinsicht: einmal mit der Feststellung, v. Möllendorff habe auf Weisung des Ministers (gemeint ist wohl der Minister für Kultus und Unterricht, der damals kommissarisch amtierende Otto Wacker) niederlegen müssen — Heidegger spricht im Verlauf seines Rechenschaftsberichtes sogar vom „abgesetzten Rektor v. Möllendorff“, zum anderen mit der Schilderung, wie und von wem er für die Übernahme dieses Amtes in der politischen Umbruchzeit motiviert worden ist.

Es liegt eigentlich sehr nahe, die Vorgänge von den verfügbaren historischen Quellen her zu überprüfen, die Version Heideggers gewissermaßen gegenzulesen. Dies ist meine Intention, die freilich darüber hinaus geht: nämlich Verständnis zu gewinnen für einen insgesamt komplexen Zusammenhang, in den die Rektorsfrage an der Universität kurz vor Beginn des Sommersemesters 1933 eingebettet war. Zur Aufhellung der Sachverhalte konnte neben den Materialien des Universitätsarchivs Freiburg, die indes nicht in wünschenswerter Weise vollständig sind und überdies nicht in vollem Umfang der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehen, vor allem auf die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, des Staatsarchivs Freiburg, des Stadtarchivs Freiburg und nicht zuletzt auf eine überaus interessante und ergiebige Quelle, nämlich auf das Tagebuch von Joseph Sauer — bis zum 15. April 1933 Rektor der Universität Freiburg —, abgestellt werden.³

Diese letztgenannte Quelle zur Einstimmung auf die Gesamtsituation auswertend, kann ich feststellen: gerade aus den Tagebucheinträgen Sauers erhellt ein weiteres Mal, wie intensiv und reflektiert die Hektik und Dynamik des politischen Umbruchs empfunden worden ist, zumal von Intellektuellen katholisch-konservativer Provenienz, denen ein nationales Denken nicht ferne lag, denen aber auch der Realitätsinn nicht getrübt war wie so manchem Politiker, nicht zuletzt aus dem Zentrums-lager: der Reichstagsbrand vom 28. Februar wurde von Sauer als „Brandfackel“ für die bevorstehende Reichstagswahl gewertet.⁴ Zum Sonntag, 12. März, vermerkt Sauer nach der Teilnahme an einem von Erzbischof Gröber zu Ehren des Nuntius Orsenigo gegebenen Essen — am Vortag waren in Karlsruhe unter dramatischen Begleiterscheinungen die Kirchenverträge noch von der alten Regierung ratifiziert worden⁵ —, indem er auf die ebenfalls anwesenden Politiker Staatspräsident Schmitt und Kultusminister Baumgartner anspielte: „Die letzteren führten bei Tisch das Hauptgespräch, das sich um die gestrigen Zustände und Vorgänge drehte. Alles zeigte, daß die Herren noch gar nicht verstehen, um was es sich handelt, und daß die kleinen Einzelvorgänge ausscheiden vor der großen Frage, ob jetzt ungemildert die radikalste Diktatur nationalsozialistischer Färbung sich rasch durchsetzt mit ungeheurer Gesinnungsvergewaltigung und Brutalisierung aller individuellen Rechte oder ob wir vor dem unabwehrenden Durchbruch des Bolschewismus stehen . . .“⁶ Einige Tage später — jedenfalls noch vor dem 17. März — hatte Sauer in Karlsruhe eine Unterredung mit dem für das Studienjahr 1933/34 gewählten Rektor Willy Andreas (Heidelberg) und dem noch amtierenden Rektor Holl (Technische Hochschule Karlsruhe) über die neue Lage an den Universitäten, wobei er von Willy Andreas erfuhr, daß das Hochschulreferat im Kultusministerium an Eugen Fehrle⁷ von der Universität Heidelberg fallen werde: „Das wäre wenigstens kein völliger outsider, und wenn auch nicht sehr entschieden, doch kein brutaler Gewalttäter.“⁸ Sauer ahnte im Verein mit seinen Amtskollegen von den badischen Hochschulen Schlimmes voraus — in jenen Tagen des März, da sich „die Dinge beängstigend überstürzten“⁹ und die Gleichschaltung auf vollen Touren lief. Immerhin schwingt in den Notizen Sauers die leise Hoffnung auf Wahrung des Freiraums ‚Universität‘ mit.

Bei der Einstellung auf unsere engere Thematik scheint es geboten, unter Beibehaltung eines ungefähren chronologischen Vorgehens den Prozeß der Entscheidung im Bereich der Universität Freiburg zu strukturieren, wobei als eine Voraussetzung

zu sehen ist: noch galt das Prinzip der universitären Selbstverwaltung und der akademischen Vorrechte. Freilich sollte sich rasch zeigen, daß die neue, auf der Herrschaft der NSDAP und ihrer Gliederungen aufgebaute Staatsgewalt, die Barrieren dieses Reservates vom programmatischen Anspruch der Bewegung mißachtend, ganz massiv intervenierte und die wissenschaftlichen Hochschulen, soweit als nur irgend möglich, in die politische Gleichschaltung einbezog, dabei auf viel, sehr viel Entgegenkommen aus den Universitäten stoßend,¹⁰ auch aus der Universität Freiburg. Eine weitere Voraussetzung sollte bedacht werden: die staatlichen resp. parteiamtlichen Einflußnahmen und Eingriffe in den universitären Sektor gestalteten sich trotz gleichförmiger Rechtsgrundlage — jetzt nur auf das Land Baden bezogen —¹¹ höchst unterschiedlich: der Heidelberger Rektor Andreas konnte sich halten,¹² die Freiburger Entwicklung dagegen verlief auf sehr spezifische Weise.

Ein Freiburger Specificum war zunächst die Verknüpfung des Schicksals des künftigen Rektors v. Möllendorff mit der politischen Position des amtierenden Oberbürgermeisters Dr. Bender, der aus dem Zentrum kam. Daß auch ein so verdientes Stadtoberhaupt, wie es Bender ohne Zweifel war, auf der Abschlußliste der neuen Machthaber stand, verwundert nicht, zumal in dem Freiburger Kreisleiter der NSDAP und Hauptschriftleiter des Kampfblattes „Der Alemanne“, Dr. Kerber, 33 Jahre alt, ein enragierter Anwärter bereitstand, dem die volle Unterstützung durch den Reichskommissar und Gauleiter Robert Wagner sicher war. Dagegen sollte auf der Waage des politischen Ringens all das leicht befunden werden, was an Einsatz für Dr. Bender aus den Kreisen der Bürgerschaft Freiburgs und vor allem aus der Universität eingebracht wurde. Obwohl in diesem Zusammenhang nicht detailliert auf die Verdrängung Dr. Benders eingegangen werden kann,¹³ ist zum Verständnis unseres Problems folgendes zu skizzieren: die tragische Verwicklung des Freiburger Landtagsabgeordneten Nußbaum (SPD), der am 17. März während einer Razzia zwei Polizeibeamte tödlich verletzte, leitete nicht nur ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die Arbeiterparteien ein,¹⁴ sondern wurde auch zum ersten massiven Propagandaschlag gegen den Oberbürgermeister genutzt, weil Dr. Bender die abendliche Theatervorstellung am 17. März mit der Begründung abgesagt hatte, es sei ein schwerer Unglücksfall für zwei Familien eingetreten. Kerber fiel maßlos über Dr. Bender her und forderte beim Reichskommissar telegraphisch die Absetzung Benders.¹⁵ Bender fand in diesen schweren Stunden, die das Ende seiner beruflichen Karriere einleiteten, nicht die solidarische Unterstützung aller maßgeblichen Parteifreunde aus dem Freiburger Zentrum: es kam am Abend des 17. März im Parteivorstand zu heftigen Auseinandersetzungen: „Föhr und Person fielen ihn maßlos an. Bender führte seine Verteidigung in Form schwerster Anklage gegen Föhr und Person. Kopf stand ihm zur Seite und rief Föhr zu: „Ja, Sie sind nicht unfehlbar!“ Der Oberbürgermeister will daraufhin seinen Austritt aus der Partei erklären“, so schrieb Sauer in sein Tagebuch.¹⁶ Da Sauer und Bender als Gründungsmitglieder des Rotary-Clubs Freiburg in jenen Tagen außerordentlich eng verbunden waren, gewinnen die Informationen besonderes Gewicht: die offizielle Gründungsfeier von Rotary fand am 18. März statt. Bender und Sauer gingen nach der Gründungsfeier gemeinsam nach Hause: „Er (sc. Bender) ist heute ruhiger, aber noch bestimmter, auszutreten (sc. aus der Zentrumsparthei).“¹⁷ Gestützt wird diese durch Sauer vermit-

telte Version der mangelnden innerparteilichen Solidarität durch Dr. Ernst Christoph Brühler, MdL der DNVP, in jenen Tagen einer der drei Kommissare für die Stadt Freiburg, der am 4. Juni 1945, als es darum ging, Dr. Bender wieder in das Amt des Oberbürgermeisters von Freiburg zu verhelfen — es sollte u.a. am erbitterten Widerstand von Dr. Föhr scheitern —, in sein Tagebuch notierte: „Die Gegensätze zwischen Föhr und Bender sind alt, wie ich von Bender selber weiß.“¹⁸

Und just Dr. Brühler, der engagierte Deutschnationale, der neben zwei Kommissaren aus der NSDAP seit dem 21. März der Stadtverwaltung Freiburg vorgeordnet war, setzte alles daran, Dr. Bender gegen die ambitionierten Bemühungen Dr. Kerbers zu halten: „Heute war Brühler bei mir, der Naziführer Kerber wolle Oberbürgermeister werden. Es wäre gut, wenn die Universität eine Vertrauensäußerung für Bender vorbereitete, die man im gegebenen Augenblick präsentieren könne. Die Deutschnationalen seien unter allen Umständen für ihn“, vertraute Sauer am 25. März dem Tagebuch an. Am 6. April hatte Sauer auf der letzten von ihm geleiteten Senatssitzung einen einstimmigen Beschluß zugunsten Benders verabschieden können, der über den Landeskommisär „an die . . . geeignet erscheinende Stelle der Regierung“ weitergeleitet werden sollte, ein nobles Bekenntnis enthaltend: „Die Universität, die während der ganzen Amtszeit des Oberbürgermeisters Dr. Bender sein tatkräftiges Eintreten für alle ihre Interessen, seine zielsichere, kluge Zusammenarbeit mit Rektor und Senat oder anderen akademischen Körperschaften ebenso hat kennen und schätzen lernen wie seine auch in den Jahren allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs erfolgreichst bewährte Finanz- und Kulturpolitik, glaubt in diesen Tagen der Unruhe diesem Manne ihr volles und einmütiges Vertrauen und ihre Dankbarkeit aussprechen zu müssen.“¹⁹ Welche Verkennung der realen Machtverhältnisse und der primitivsten Agitation, die Kerber im „Alemannen“ betreiben ließ!

Da die Aktionen gegen Bender verstärkt fortgesetzt wurden und sich in den ersten Apriltagen zuspitzten, ließ Brühler über Ferdinand Kopf bei dem Rektor Sauer am 7. April um weitere Hilfe nachsuchen. Sauer berief in der Eigenschaft eines Koordinators eine Reihe von führenden Persönlichkeiten der Freiburger Bürgerschaft und der Universität auf den Nachmittag des gleichen Tages zu einer Sitzung, an der die Professoren v. Möllendorff, Rehn, v. Marschall, Hevesey, Gurlitt und aus der Bürgerschaft neben Brühler Ferdinand Kopf, der Präsident der Handelskammer Schuster, die Altstadträte Ambs und Glockner und Bankdirektor Keller teilnahmen. Mit der Einladung an den Weihbischof und an den Generalvikar hatte Sauer keinen Erfolg: „beide meinten, sie wollten zunächst fernbleiben. Ich möchte aber nachher den eventuellen Text der Entschließung ihnen unterbreiten zur Beratung, ob sie unterschreiben oder eine eigene Aktion für Bender machen sollten.“²⁰ Auf dieser Sitzung unterrichtete Brühler die Anwesenden von der Entschlossenheit Wagners und Kerbers, den Oberbürgermeister zu stürzen, dabei Hintergrundinformationen vermittelnd. Es wurde die Absendung einer Deputation zum Reichskommissar beschlossen unter Führung des künftigen Rektors v. Möllendorff, weil Sauer, der amtierende Rektor, durch eine Sitzung in Berlin verhindert war. Sauer hegte noch immer die Zuversicht, daß auch ein Vertreter der Kirchenbehörde die Deputation verstärken werde: „Ich ging dann noch nach 7 Uhr zum Erzbischof und unterbreitete

ihm das Anliegen. Er konnte zu keiner sofortigen Entscheidung kommen, bevor er nicht mit Rösch und dem Weihbischof sich besprochen hätte. Für ihn ist die Frage, ob ein Vertreter der Kirchenbehörde oder der städtische Klerus die Aktion mitmachen sollte; wenn ein Refus erfolge, sei er im letzteren Fall nicht so tragisch zu nehmen. In jedem Falle sagte Gröber Mithilfe zu.⁴²¹

Die Entscheidung gegen Bender und für Kerber war durch Erlaß des Reichskommissars Wagner vom 10. April bereits gefallen, als am 11. April die von Möllendorff geführte Freiburger Abordnung mit Marschall v. Bieberstein, Rehn, Keller, Schuster und Glockner in Karlsruhe bei Wagner vorstellig wurde und für Bender eintrat — ein Vorgang, den die Zentrums-Zeitung „Freiburger Tagespost“ in ihrer Ausgabe vom 13. April gebührend hervorhob als Beweis, daß Bender „weit über die Kreise der Zentrumspartei hinaus“ bei anderen Parteien und bei vielen besonnenen Bürgern als Stadtoberhaupt geschätzt sei und die maßlosen Attacken des NS-Kampfblattes nicht Ausdruck „des einmütigen Willens der Freiburger Bevölkerung“ seien, die Bender zum Rücktritt veranlaßt hätten.

Doch gerade diese Berichterstattung in der „Freiburger Tagespost“ war für den „Alemannen“ das Signal gegen v. Möllendorff, ihn, der am 15. April aus den Händen von Joseph Sauer die Amtsgeschäfte übernommen hatte, in der Ausgabe vom 18. April als unhaltbar zu qualifizieren: „Professor von Möllendorff ist zum Rektor der Universität gewählt worden. Er soll demnach an führender Stelle für den kulturellen Neubau Deutschlands tätig sein und arbeiten. Es ist selbstverständlich, daß dieser Aufbau nur dann erfolgreich geschehen kann, wenn alle verantwortlichen Stellen mit rücksichtsloser Schärfe und größter Energie sich zu dieser Arbeit einsetzen. Sinnlos muß diese Arbeit werden, sobald Männer mit Rücksichten und unzeitgemäßen liberalen Anschauungen sich der Gleichschaltung widersetzen oder ihr sogar entgegenarbeiten. Es besteht bestimmte Gefahr, daß dieses Entgegenarbeiten von Professor von Möllendorff zum mindesten in personellen Fragen zu erwarten ist. Denn wenn er sich schon als Rektor der Freiburger Universität für einen Oberbürgermeister einsetzt, der gewiß nur lose Verbindungen zur Hochschule hatte, und dessen etwaige Entlassung in keiner Weise den persönlichen Arbeitskreis des Herrn Rektors berührt, wie wird es dann mit Entscheidungen bestellt sein, die zur amtlichen Kompetenz des Rektors gehören. Das Amtieren eines derart eingestellten Mannes ist unseres Erachtens in keiner Weise mit der nationalen Revolution in Einklang zu bringen. Wir können es uns auch nicht vorstellen, wie eine Sphäre des Vertrauens zwischen Herrn Professor von Möllendorff und der überwiegend nationalsozialistisch eingestellten Studentenschaft entstehen kann. Aber selbst wenn sich hier durch sachliche Arbeit Gegensätze überbrücken ließen, würde der Gegensatz zu der Willensrichtung der führenden Stellen im Lande Baden und nicht zuletzt im Reich zu Unzuträglichkeiten führen, die im Interesse einer ruhigen Entwicklung zu vermeiden sind. Außerdem würde unnötiger Aufwand an Kraft und Arbeit dazu verwendet werden müssen, um entstandene Spannungen zu beseitigen. Das ist doch der Sinn der Gleichschaltungen: Männer gleicher Willensrichtung sollen in einmütiger Zusammenarbeit ihre Kräfte summieren und auf *das eine* Ziel konzentrieren. Eine Zersplitterung der Kräfte darf nicht mehr eintreten. Niemand, der mitarbeiten will, soll ausgeschlossen werden, aber um so mehr ist darauf zu achten, daß unnötige und

überflüssige Widerstände nicht hindernd und störend einsetzen! Herrn Professor Dr. von Möllendorff legen wir nahe, die Gelegenheit zu benutzen und der Neuordnung der Hochschule nicht im Wege zu stehen.“

Diese verbale Attacke gegen einen international renommierten Wissenschaftler,²² freilich einen überzeugten Demokraten und Republikaner, soll vorerst auf sich beruhen bleiben, da später auf den Stellenwert eingegangen wird. Die Signalwirkung war unübersehbar, wie sich aus dem Protokoll der Plenarversammlung vom 21. April ergibt, auf der Martin Heidegger zum Rektor gewählt wurde. Dazu später! Immerhin sei darauf verwiesen, daß zwischen „Alemannen“ und NS-Studentenschaft in konzentrierter Aktion vorgegangen wurde, denn die Studentenschaft schrieb nach der Veröffentlichung vom 18. April an Möllendorff: „Die Studentenschaft muß, wenn die dort (sc. im „Alemannen“) gebrachten Vorwürfe auf Tatsachen beruhen, in dem Vorgehen Eurer Magnifizenz eine Mißtrauenskundgebung gegen die Einsicht der leitenden Stellen der Badischen Regierung erblicken“, v. Möllendorff zu einer Stellungnahme auffordernd und auf die gefährdete Zusammenarbeit hinweisend.²³ Der Rektor hatte bereits am 17. April die „Freiburger Tagespost“ um eine interpretierende Stellungnahme gebeten, die auch am 19. April erschien: die Freiburger Abordnung habe sich beim Reichskommissar nicht für ein Verbleiben Benders im Amt eingesetzt, sondern Wagner nur gebeten, die nach den bisher geltenden Gesetzen einwandfreie Amtsführung Benders zu würdigen, und dabei den Wunsch geäußert, Bender solle gegen unsachliche Angriffe geschützt werden.²⁴

Jedenfalls möchte ich als ein erstes Ergebnis festhalten: daß Wilhelm v. Möllendorff den Weg für Martin Heidegger freigemacht hat — v. Möllendorff ist, das sei an dieser Stelle schon vermerkt, nicht auf Weisung aus Karlsruhe zurückgetreten oder gar abgesetzt worden —, hängt auch, wenn auch nicht in erster Linie, mit dem „Alemannen“-Beitrag zusammen — ein genau berechneter, in der Diktion wohl nicht ohne Mitwirkung aus Universitätskreisen genährter Artikel.

Indes traten weitere Elemente hinzu, die die komplexe Entscheidungssituation, in der v. Möllendorff sich in jenen Apriltagen befunden hat, aufhellen lassen. So müssen wir einen zweiten Strang der Entwicklung verfolgen, nämlich die antijüdische Hetzkampagne und die darauf beruhende Bekanntmachung des Reichskommissars Wagner vom 5. April 1933, „daß alle im badischen Staatsdienst und Staatsbetrieben tätigen Angehörigen der jüdischen Rasse (ohne Rücksicht auf die konfessionelle Zugehörigkeit) bis auf weiteres vom Dienst zu beurlauben sind . . .“,²⁵ woraus sich zwei für die Universitäten bezügliche Erlasse herleiteten: a) Nr. 7642 vom 6. April, in dem die sofortige Beurlaubung von Juden aus dem Hochschuldienst verfügt wurde; b) Nr. 7723 vom 7. April, der bestimmte: „Die in den Ländern erfolgte Gleichschaltung und durch den Erlaß vom 6. 4. 33 Nr. A 7642 geschaffene Sachlage lassen es geboten erscheinen . . ., insbesondere die Senate u.a. neu zu bilden“.²⁶ Es ist in diesen Apriltagen in Universitätskreisen Badens gerätselt worden, wie dieser badische Alleingang zu erklären sei. Auch heute läßt sich keine befriedigende Antwort geben. Soviel konnte eruiert werden: Die auf den 1. April reichsweit anberaumte Boykottaktion gegen die deutschen Juden wirkte sich an den badischen Universitäten insofern aus, als in erster Linie die in den NS-Bünden organisierte Ärzteschaft im Verein mit anderen NS-Organisationen bemüht war, die Universitätskliniken

„judenfrei“ zu machen, wobei sich z.T. groteske Aktivitäten abzeichneten, alle jedoch mit dem Ziel, jüdische Ärzte und jüdisches Pflegepersonal aus den Krankenhäusern zu verbannen. So unglaublich dies dem Großteil der im Universitätsleben Stehenden auch erscheinen mochte, an der naßförschen und brutalen Art der alten Kämpfer war nicht zu zweifeln. Sauer notierte am 31. März: „Seit gestern ist der Boykott gegen alle jüdischen Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte angedroht als Abwehrmaßnahme gegen die Greuelmeldungen im Ausland . . . Wie kommt doch die Bestien-Natur immer im Menschen wieder durch. Man schämt sich, Deutscher zu sein, vor dem Ausland. Ich telephonierte mit Andreas-Heidelberg, wie man sich verhalten solle. Er sieht die Sache harmlos an.“

Doch das hätte der Heidelberger Historiker und künftige Rektor nicht tun sollen, da in seiner Universitätsstadt die lebhaftesten Aktivitäten gegen die Juden in den Universitätskliniken seit Tagen in Gange waren: in der Universitätsstadt Heidelberg, die weit stärker als Freiburg vom NS-Geist durchsetzt war, intervenierte die NS-Ärzteschaft am 30. März in aller Unverfrorenheit bei der Medizinischen Fakultät, diese auffordernd, „dafür Sorge zu tragen, daß alle jüdischen Assistenzärzte, Volontärärzte und Medizinalpraktikanten Heidelberger Kliniken vom 1. 4. an beurlaubt werden“, was den Dekan zu einer ebenso besorgten wie mutigen Rückfrage beim Kultusministerium veranlaßte, besonders darauf abhebend, daß die Zusammenarbeit mit der Regierung erschwert werde, „wenn von Stellen, die in keinem dienstlichen Verhältnis zur Universität stehen, in dieser Weise Wünsche geltend gemacht werden“.27 So peinlich dies — freilich nur aus Gründen des Dienstweges! — dem Hochschulreferenten Fehrle auch angesichts seiner Zugehörigkeit zum Lehrkörper der Universität Heidelberg sein mochte, die Kungelei mit den Heidelberger Parteigenossen ist im Schreiben an den Heidelberger führenden NS-Ärztelfunktionär penetrant offenkundig: die Fakultät sei für solche Fragen nicht zuständig, und künftig möge er doch „derartige Gesuche an das Ministerium, nicht an die Fakultät oder an die Universität“ richten, ihm versichernd: „Ich bitte Sie und Ihre Kollegen nur noch kurze Zeit zu warten. Diese Frage wird allernächstens von rechtswegen aus entschieden. Vielleicht ist die Entscheidung schon gefallen, bis mein Brief in Ihren Händen ist.“28

Was in Heidelberg vom NS-Ärztebund, Gau Baden, erreicht werden sollte, wurde in Freiburg aus den entsprechenden Kreisen als bereits vollzogen kolportiert: „Ich wurde von Rehn antelephonierte: Dr. Haal habe ihn ersucht, in diesen Tagen die jüdischen Assistenten aus den Kliniken zu beurlauben. In Heidelberg werde das schon so gehalten. Darauf telefoniere ich bei Andreas an und erhalte Bescheid, dem sei nicht so“, vertraute Sauer am 1. April dem Tagebuch an.29

Um so miserabler war auf diesem Hintergrund das Spiel, das der Hochschulreferent Fehrle anlässlich seines Besuches an der Universität Freiburg am 4. April betrieb, alle Besorgnis — auch angesichts des beim „Alemannen“ als Dossier liegenden Verzeichnisses jüdischer Assistenten an den Kliniken und jüdischer Universitätsangehöriger — zerstreugend: „Er beruhigte, daß keine wesentlichen Veränderungen im Hochschulleben bevorstünden. Sie seien wohl im ersten Elan geplant gewesen, doch habe er die Herren bald überzeugen können, daß solche aus dem Ermächtigungsgesetz nicht abgeleitet werden könnten, da der akademische Lehrer mit dem

Beamten nicht zusammengeworfen werden könne. Die planmäßig angestellten Professoren müßten bleiben.“³⁰ Fehrle ventilierte auch die Frage der Anpassung der Senate und Disziplinargerichte, schob freilich diese Forderung auf die Ebene der Studentenschaft. Immerhin gab er Sauer zu verstehen, daß über die politische Einstellung des künftigen Rektors v. Möllendorff im Ministerium Bedenken vorhanden seien.

Wie eine Bombe schlug dann am 7. April der berüchtigte Erlaß A 7642 vom 6. April an der Universität Freiburg ein. Dieser Erlaß beruhte auf der Bekanntmachung des Reichskommissars Wagner im amtlichen Teil der Nr. 81 der Karlsruher Zeitung vom 5. April 1933 unter der Nr. 34953. Das ‚isolierte‘ badische Vorpreschen — kein anderes Reichsland verfuhr in ähnlicher Weise — mündete gleichsam ein in das auf Grund des Ermächtigungsgesetzes vom 24. März erlassene Reichsgesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, dessen § 3 die Versetzung von Beamten nicht-arischer Abstammung in den Ruhestand verfügte.³¹ Angesichts dieser verwickelten Verordnungs- und Gesetzessituation war die Verwirrung perfekt und die Rechtsunsicherheit groß, zumal nicht abgesehen werden konnte, wie in den Einzelfällen zu verfahren war, andererseits jedoch der Vollzug unmittelbar erfolgen sollte. Hinzu kam der Erlaß vom 7. April 1933 Nr. A 7723, demzufolge es „geboten“ erschien, „insbesondere die Senate . . . neu zu bilden“, d.h. sie ‚judenfrei‘ zu machen und bis zum 1. Mai nach Karlsruhe zu berichten.³² Begründet wurde diese in die universitäre Selbstverwaltung scharf eingreifende Verfügung mit der in den Ländern erfolgenden Gleichschaltung und mit dem ‚Judenerlaß‘ Nr. 7642.

Es hat den Anschein, als ob in der Freiburger Universität weithin eine Lähmung eingetreten sei. Immerhin waren so angesehene Mitglieder des für 1933/34 gewählten Senats die nicht-arischen Professoren Eduard Fränkel (Philosophische Fakultät) und Fritz Pringsheim (Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät), die jetzt in zweierlei Hinsicht zur Disposition standen: als Lehrstuhlinhaber und als Senatoren. Zwar glaubte Sauer, die badischen Erlasse könnten vorerst auf sich beruhen bleiben, bis die verschiedenen Gremien (Hochschulreferenten-Konferenz und Rektorenkonferenz) sich damit befaßt hätten. Den verunsicherten Professoren, besonders den Klinikdirektoren erklärte er, den Erlaß „zunächst zur dilatorischen Behandlung“ den Fakultäten weitergegeben zu haben „zur vorläufigen Kenntnisnahme“. „Inzwischen werde ja wohl eine gewisse Klärung durch die Hochschulreferenten erzielt worden sein und auch auf der Rektorenkonferenz in Wiesbaden . . . eine gemeinsame Haltung der Universitäten beschlossen werden. Nach meiner Auffassung könne die Haltung nur darin bestehen, daß wir geschlossen den Universitätsstreik ankündigen, solange diese Verfügung, die die letzte Grundlage der Lehrfreiheit aufhebt, fortbestehe.“ Er beruhigte auch Eduard Fränkel; er solle ruhig weiter zur Universität kommen bis zur endgültigen Klärung.³³ Bestärkt wurde Rektor Sauer in dieser Bewertung durch die Dekane, so schrieb z.B. der Prodekan der Juristischen Fakultät, Marschall v. Bieberstein, dem Rektor am 10. April, seiner Meinung nach erlaube der Erlaß eine „ruhige und aufschiebende Behandlung“. Er habe sich, die Theologische Fakultät ausgenommen, mit den übrigen Dekanen daraufhin verständigt, die vom Ministerium verlangten Eröffnungen gegenüber den nicht-arischen Hoch-

schullehrern vorerst zu unterlassen. Übrigens sollten alle drei badischen Hochschulen gemeinsam zum Ausdruck bringen, „wie unbestimmt und unausführbar“ der Erlaß sei, wenn „die Angehörigen der jüdischen Rasse“ zu beurlauben seien. „Wer sollte denn hierunter fallen? Was für Merkmale sollen denn maßgebend sein? Und wo soll z.B. bei Halbjuden die Grenze gezogen werden?“³⁴ Auf welchem schwankendem Boden all diese Hoffnungen und Erwartungshaltungen angesiedelt waren, sollte sich rasch erweisen.

Im Zusammenhang mit dem Eintreten der Freiburger Delegation für den gefährdeten Oberbürgermeister Dr. Bender in Karlsruhe am 11. April konferierten v. Möllendorff, Rehn (Chirurgische Klinik) und Marschall v. Bieberstein mit dem Hochschulreferenten Fehrle, der in einem Aktenvermerk festhielt: „Bei der Besprechung wurde seitens des Herrn Hochschulreferenten darauf hingewiesen, daß der Beurlaubungserlaß vom 6. April Nr. A 7642 aufgrund einer Anordnung des Herrn Reichskommissars — und zwar zum Schutze der Juden — erlassen worden sei. Diese Anordnung sei durch das Reichsgesetz vom 7. April 1933 zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nicht aufgehoben, zumal da die Durchführung dieses Gesetzes erst vorbereitet werden müsse . . . Es werde deshalb die umgehende Durchführung des badischen Erlasses erwartet. . . . Seitens der Professoren wurde loyale Durchführung des Erlasses zugesichert,“³⁵ was dann auch noch am gleichen Tag in allen Bereichen der Freiburger Universität erfolgte.³⁶

Derart desillusioniert begab sich der künftige Rektor v. Möllendorff zur Rektorenkonferenz nach Wiesbaden, wo er mit Joseph Sauer, der aus Berlin anreiste, zusammentraf. Sauer hatte sich bemüht, in Berlin vom dortigen Rektor Kohlrausch, dem Vorsitzenden der Deutschen Rektorenkonferenz, den neuesten Stand der hochschulpolitischen Entwicklung zu erfahren, mußte aber hören, daß der Reichskommissar für Bildung und Wissenschaft, Rust, dem Vorsitzenden bislang trotz dreitägigen Wartens noch keine Audienz gewährt hatte. Kohlrausch sei sehr pessimistisch gestimmt. „Was aus den Rektoren und Senaten wird, weiß keiner“, notierte Sauer am 12. April. Enttäuschend war der Verlauf der Rektorenkonferenz, in die Sauer so große Erwartungen gesetzt hatte. Ihr war am Vortag Rücktritt und Neuwahl von Rektor und Senat der Universität Köln vorausgegangen — ein taktisches Vorspiel des Reichskommissars Rust mit dem Ziel, die Gleichschaltung aller deutschen Universitäten mehr oder weniger als dringende Empfehlung allen Rektoren nahezu legen.³⁷ Auf dieser letzten Tagung einer nicht gleichgeschalteten Rektorenkonferenz wurde die Weichenstellung der künftigen Entwicklung vorgenommen. Der am Vortag neugewählte Kölner Rektor erstattete Bericht „und erklärt im Einverständnis mit dem Herrn Reichskommissar Rust folgendes: ‚Rektor und Senat der Kölner Universität haben im Einverständnis mit dem Herrn Reichskommissar aus eigenem Entschluß ihre Ämter niedergelegt. Die sofort vorgenommenen Neuwahlen geben die Gewähr, daß Rektor und Senat die Politik der Regierung der nationalen Erneuerung voll unterstützen. Der Herr Reichskommissar begrüßt dieses Vorgehen und empfiehlt den übrigen Universitäten und Hochschulen, ebenfalls eine entsprechende Gleichschaltung vorzunehmen‘ “, vermerkt das Protokoll,³⁸ aus dem auch hervorgeht, daß die Rektoren keineswegs in ihrer Mehrheit gewillt waren, dieser Empfehlung Folge zu leisten, vielmehr vorsichtig zu verfahren und Änderungen in der

Zusammensetzung der Selbstverwaltungsorgane von Fall zu Fall zu prüfen. Diese Stimmung wird auch durch das Tagebuch Sauers bestätigt, in dem außerordentlich differenziert berichtet ist. Für die badischen Hochschulen freilich waren durch die oben ventilierten Erlasse schon strukturelle Vorgaben gemacht — der von den übrigen Rektoren viel beklagte badische Alleingang.

Ansonsten schweigt das amtliche Protokoll sich über die Behandlung der nicht-artistischen Universitätslehrer aus, wir wissen jedoch aus Sauers Tagebuch, daß sich die Rektorenkonferenz einer von Möllendorff geforderten Grundsatzdiskussion über die „Judensperre“ versagte: „Die Judensperre hat leider zu keiner grundsätzlichen Stellungnahme geführt. Es wurde viel von der Würde der Hochschulen gesprochen, aber in keinerlei Weise diese auch zum Ausdruck gebracht . . . Möllendorff verlangte nach einer grundsätzlichen Haltung . . . Das Gefühl der Ohnmacht lagert schwer auf unserer Tagung. Würdevolle Haltung wäre allein der Schritt der sieben Göttinger. Eine große Entscheidungsstunde hat uns erbärmlich klein gezeigt.“³⁹

Unter diesen widrigen Auspizien — Benders Ablösung und die badischen Juden-erlasse — übernahm v. Möllendorff am 15. April, es war Karsamstag, von Sauer das Rektorat: „Ich habe gestern das Rektorat an Möllendorff abgetreten. Da dienstfreier Tag, war nur Weber (der Prorektor, H.O.) zugegen . . . Schon nach der Vereidigung sagte Möllendorff, er wisse nicht, ob er das Amt lange führen werde.“⁴⁰ Diese Prognose Möllendorffs vermochte Sauer nur zu gut nachzuvollziehen, da die künftige Universitäts-Front in ihren Spitzen sich für ihn abzuzeichnen begann. Denn bereits am Karfreitag, am Vortag der Rektoratsübergabe, hatte Sauer Besuch erhalten, und zwar von Wolfgang Schadewaldt, dem jungen und hoffnungsvollen Professor für klassische Philologie, der Sauer in einem mehrstündigen Gespräch die Freiburger hochschulpolitische Lage nahebrachte: „Er besprach die Frage der Gleichschaltung unserer Universität und ob man nicht Heidegger zum Rektor nehmen soll — Ich wandte ein, daß der für das eigentlich Verwaltungsmäßige und Geschäftliche, das heute sehr viel schwieriger als früher sein würde, kaum in Frage komme. Was Schadewaldt vermieden sehen wollte, ist etwa die Wahl Bries oder Alys. Ich betonte, daß immer noch Möllendorff da sei und wohl die beste Eignung habe. Es war aber für die Situation bei uns immerhin bezeichnend, daß er für Fränkel schon Aly als Ersatzmann bestellen, ersteren also faktisch aufgeben will. Ja, so wird es eben wohl kommen. Vale virtus!“⁴¹ Diese Schlüsseleintragung für die Frage, wer denn Martin Heidegger auf den Weg ins Rektorat gebracht habe, bedarf einer kurzen Interpretation. Wolfgang Schadewaldt, dem neuen Staat ergeben, ordentlicher Professor für klassische Philologie neben dem älteren Kollegen Eduard Fränkel, der jetzt der jüngsten Rechtslage gemäß zur Disposition stand, war eindeutig die treibende Kraft für die Ablösung des aus nationalsozialistischer Sicht unhaltbaren Rektors v. Möllendorff durch Martin Heidegger *und* für die Gleichschaltung der Universität in ihren Selbstverwaltungsgremien. Es ist nun schwer vorstellbar, daß Schadewaldt den Vorstoß bei Sauer ohne Abstimmung mit Heidegger unternahm, wenn solches auch mangels Informationen nur gemutmaßt werden kann. Überdies: Schadewaldt ließ nicht locker, sondern suchte Sauer am 16. April, Ostersonntag, ein weiteres Mal auf, um seinen Vorschlägen Nachdruck zu verleihen: „Ich erwiderte, bei aller Hoch-

schätzung Heideggers könne ich ihm doch nicht die Qualitäten für ein solches Amt in heutiger Zeit zutrauen.“⁴²

Daß Schadewaldt im Zusammenhang mit der von ihm geforderten Gleichschaltung den beamteten Lektor für klassische Philologie und außerplanmäßigen außerordentlichen Professor Wolfgang Aly für Eduard Fränkel zum Senatsmitglied vorschlug, ist eigentlich unbegreiflich aus bisheriger universitätspolitischer Sicht, sondern nur verständlich, wenn die Gleichschaltungseuphorie berücksichtigt wird, auf deren Woge hätte Aly ins Ziel gebracht werden können. Eher ist zu vermuten, daß Schadewaldt selbst an Stelle Fränkels in den gleichzuschaltenden Senat drängte, wie denn auch am 21. April geschehen ist. Mit aller Vorsicht kann hier ein gerüttelt Maß an instituts- und fakultätspolitischem Ehrgeiz unterstellt werden. Damit haben wir gewissermaßen einen Blick hinter die Kulissen der Freiburger Szene geworfen, während auf offener Bühne die Akteure weiterspielten.

Der neue Rektor berief auf Dienstag nach Ostern, 18. April, seine erste Senatssitzung ein, bereits konfrontiert mit dem oben diskutierten Angriff im „Alemannen“ vom selben Tag — ein isoliertes Vorgehen oder abgestimmte Aktion? — non liquet! Und auf dieser Sitzung, von der wir nur aus Sauers Tagebuch wissen (die Akten des Universitätsarchivs schweigen sich aus, soweit die Aktenlage überhaupt festgestellt werden konnte), referierte v. Möllendorff über die neue durch die Juden-Erlasse und die enttäuschend verlaufene Rektorenkonferenz geschaffene Situation sowie über die „Notwendigkeit, eine teilweise Erneuerung der Wahlen für Senat und Dekanate durchzuführen“, wie Sauer vermerkte.⁴³ Nicht das Mindeste deutet darauf hin, daß v. Möllendorff an diesem 18. April schon eine totale Neuwahl des Senats einschließlich des Rektors ins Auge faßte. Er hat vielmehr die oben von Sauer erwähnte Linie eingehalten: ordnungsgemäß ins Amt gewählt, ein durchaus anerkannter Professor und Vertreter der akademischen Selbstverwaltung, der nicht ohne weiteres das Handtuch werfen sollte. Indes: der Angriff im als offiziös zu geltenden „Alemannen“ zeigte Wirkung, und der Waffengang war eingeleitet, zumal beide Seiten mit ungleichen Waffen kämpften und v. Möllendorff im eigenen Lager genügend Gegner hatte.

Die Entwicklung hat sich in den beiden folgenden Tagen überschlagen und zwar derart, daß der Rektor für den 20. April eine außerordentliche Sitzung des Senats einberief, auf der der Senat und der Rektor den Rücktritt beschlossen und auf den nächsten Tag, den 21. April, eine Plenarversammlung „zwecks Neuwahl von Rektor und Senat“ verfügten.⁴⁴ Der Gleichschaltung der Universität Freiburg stand nichts mehr im Wege.

In diesen wenigen Stunden ist also die Meinungsbildung erfolgt, ohne daß eine längere Zeit der ruhigen Vorbereitung zur Verfügung gestanden hätte, sieht man von Aktivitäten der Gleichschaltungsfreunde in der Universität ab. v. Möllendorff kann demnach allenfalls nach dem 18. April die von Martin Heidegger erwähnten öfteren und eingehenden Gespräche geführt haben. Da wir jedoch den Gesamthintergrund kennen, kann auch der Stellenwert dieser Gespräche leicht ausgemacht werden. Auch das darf wohl gefolgert werden, daß v. Möllendorff seinen Entschluß vom 20. April, das Amt zur Verfügung zu stellen, in einem Syndrom von Entscheidungsgründen getroffen hat. Altrector Sauer, dessen Meinung über einen mög-

lichen Rektor Heidegger eindeutig war, dürfte keinen Part übernommen haben, da er in der Frühe des 19. April sich auf eine Dienstreise (in seiner Eigenschaft als kirchlich bestellter Denkmalspfleger) an den Bodensee begab, von der er erst am Abend des 20. April zurückkehrte, weswegen er auch nicht an der außerordentlichen Senatssitzung teilnehmen konnte.⁴⁵

Das nüchterne Protokoll über die Plenarversammlung am Freitag, 21. April 1933⁴⁶ vermag in manchen Passagen nicht zu verbergen, daß eine schwere Erschütterung durch die Freiburger Professorenschaft gegangen ist: erstmals waren stimmberechtigte Mitglieder aus rassistischen Gründen ausgeschlossen — von 93 Professoren waren 13 als Juden gemäß Erlaß A 7642 beurlaubt. Nur 56 Mitglieder hatten sich — angesichts der kurzfristigen Einladung — eingefunden, so daß eine auf 80 stimmberechtigte Mitglieder bezogene 2/3 Mehrheit (= 54) erreicht war und die Neuwahl von Rektor und Senat satzungsgemäß erfolgen konnte. Und erstmals, wenigstens soweit in der neueren Universitätsgeschichte nachweisbar, stand das Plenum vor der Aufgabe, den Rücktritt eines Rektors auch unter dem Druck der Straße entgegenzunehmen.

Rektor v. Möllendorff verlas den Erlaß A 7723, Ursache der Einberufung, berichtete über den Besuch bei dem Hochschulreferenten Fehrle am 11. April und über die Rektorenkonferenz vom 12. April. Im Protokoll wird dann fortgefahren: „Er gibt ferner bekannt, daß der Senat in der außerordentlichen Sitzung vom 20. ds. Mts. seinen Rücktritt beschlossen habe und bittet, auch das Amt des Rektors wieder in die Hände des Plenums zurücklegen zu dürfen. Er dankt nochmals für das ihm durch seine Wahl s. Zt. entgegengebrachte Vertrauen und nennt die Vorschläge zur Neugestaltung des Rektorats und Senats wie folgt“, d.h. von Möllendorff hat zunächst keine nähere Begründung für seinen Rücktritt gegeben, die freilich in dem Bericht über die Vorgänge immanant enthalten war, beließ es auch weiter mit dem Vorschlag, Martin Heidegger zum Rektor, Joseph Sauer zum Prorektor, als Fakultätssenatoren Bilz (Theol. Fak.), Rehn (Med. Fak.), Mortensen (Naturw.-Mathem. Fak.) — wie bisher —, Eucken (Rechts- und Staatsw. Fak.), Schadewaldt (Phil. Fak.) — neu für Pringsheim bzw. Fränkel —, als Plenarsenatoren Erik Wolf und v. Möllendorff (für die Ordinarien) und Stieler sowie Winterfeld (für die Nichtordinarien) zu wählen. Im Plenum erfolgte auf Bitten des Rektors keine Diskussion, vielmehr sollten die Fakultäten in einer Sitzungspause darüber beraten. Auf Martin Heidegger entfielen 52 Stimmen, v. Möllendorff erhielt eine Stimme, drei Stimmenthaltungen wurden registriert: „Der Vorsitzende gibt das Ergebnis bekannt und fragt Prof. Dr. Heidegger, ob er die Wahl annehme. Prof. Heidegger nimmt die Wahl an und dankt in bewegten Worten für das ihm durch diese Wahl entgegengebrachte Vertrauen.“ Nachdem über die Senatoren en bloc abgestimmt worden war — bei zwei Gegenstimmen wurde dem Vorschlag v. Möllendorffs entsprochen —, beantragte Gerhard Ritter, „das Plenum wolle beschließen und feststellen, daß der Rektor Prof. v. Möllendorff nicht wegen der gegen ihn gerichteten Angriffe in der Presse zurückgetreten sei. Diesem Antrag schließt sich insbesondere Prof. Krebs (Theol. Fakultät) an. Hierauf ergreift der Vorsitzende das Wort und gibt die Gründe seines Rücktritts bekannt.“

Die Ausführungen v. Möllendorffs sind nicht protokolliert, doch: wir kennen das

Umfeld, auf dem der Entschluß gereift ist. Und als am Ende der Plenarversammlung der Senior Alfred Hoche dem scheidenden Rektor dankte, versicherte dieser, „daß nur der heißeste Wunsch, der Hochschule zu dienen, ihn zu seinem Schritt bewegt habe“. Wie heikel jedoch der ganze Vorgang in Hinsicht auf die Wirkung in die Öffentlichkeit angesehen wurde, beweist der Umstand, daß eine Kommission „zur Bekanntgabe des Ergebnisses der außerordentlichen Plenarversammlung an die Presse“ ernannt wurde, der v. Möllendorff, Heidegger, Sauer und Schadewaldt angehörten und die zu folgender Formulierung gelangte: „In Erkenntnis der großen Aufgaben, die den deutschen Universitäten in der kulturpolitischen Ausgestaltung der nationalen Erhebung erwachsen, hat der Rektor der Universität Freiburg, Prof. Dr. von Möllendorff, aus freier EntschlieÙung dem Plenum in der Sitzung vom 21. April die Neubesetzung der wichtigsten Ämter vorgeschlagen . . .“, was den „Alemannen“ nicht davon abhielt, die Bewertung der Freiburger Studentenschaft für die Veröffentlichung vorzuziehen, in der die Wahl als „im Zuge der allgemeinen Gleichschaltung“ erfolgt bezeichnet wurde, der „Dozentenschaft“ der Wille, „am Werk der nationalen und sozialen Revolution tätig mitzuarbeiten“, attestiert wurde und dem neuen Rektor „als dem Führer der Universität“ die „Gefolgschaft und Mitarbeit“ versprochen wurde: „Der Universität, deren Organisation und Erziehungsarbeit am jungen Akademiker im Einklang mit den leitenden Staatsgedanken stehen müssen, ist damit der Weg zum Aufbau in der einzigen Richtung geebnet.“⁴⁷

Joseph Sauer notierte, die Pressemitteilung sei deswegen formuliert worden, „damit es nicht den Anschein haben könnte, als sei der Rücktritt unter dem Druck eines heftigen Angriffs des ‚Alemannen‘ erfolgt.“ Er verhehlte nicht, daß die Form der Mitteilung Aufsehen erregt habe. Z.B. suchte der emeritierte Rechtsgelehrte, Geheimrat Otto Lenel, als Nicht-Arier auch betroffen, Sauer auf und erklärte, „es sei eine Schande für die Universität, vor den Anpöbelungen des ‚Alemannen‘ die Segel gestrichen zu haben“, worauf Sauer nur erwidern konnte, „das Gegenteil sei richtig und habe auch durch die Form der Pressemitteilung ausgedrückt werden wollen.“⁴⁸

Das Protokoll hält auch fest — und dies sei nachdrücklich herausgestellt —, daß nach dem Wahlgang Engelbert Krebs für die Theologische Fakultät eine Erklärung abgab, „in der den beurlaubten Kollegen die Teilnahme ausgesprochen wird“. Krebs bat um die Herbeiführung eines entsprechenden Beschlusses des Plenums. Marschall v. Bieberstein schloß sich namens der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät diesem Antrag an, auch Geheimrat Ludwig Aschoff sprach sich dafür aus: „Der Vorsitzende bittet, es bei der Kundgebung des Mitgefühls bewenden zu lassen“, vermerkt das Protokoll lakonisch, d.h. die Universität Freiburg sah sich angesichts der Machtverhältnisse nicht mehr in der Lage, mit den beurlaubten nicht-ariischen Kollegen in der Öffentlichkeit solidarisch zu sein.

v. Möllendorff berichtete am 22. April dem Reichskommissar Wagner und dem Kultusminister, er habe in Verfolg des Erlasses A 7723 nach Amtsübernahme die Lage eingehend geprüft und es für richtig gehalten, „in Herrn Prof. Dr. Martin Heidegger dem Plenum der Universität den Mann als Rektor vorzuschlagen, der heute am besten geeignet ist, mit den leitenden Stellen der Ministerien in vertrauensvoller Zusammenarbeit die notwendigen kulturpolitischen Aufgaben der Hochschule durchzuarbeiten“⁴⁹ — eine leicht veränderte Version der offiziellen Presseerklärung.

Der eingangs zitierte Rechenschaftsbericht Martin Heideggers über sein Rektoratsjahr, dessen einleitenden Sätze Veranlassung für die vorstehende Studie gaben, enthält gravierende Vorwürfe an die Adresse der „in den seit Jahrzehnten ausgetretenen Bahnen der Fakultätspolitik“ sich bewegenden Universität, gipfelnd in dem Satz: „Es war aber eindeutig klar geworden, daß Kreise der Universität, die gegen alles, was nach Nationalsozialismus aussah, empört waren, sich nicht scheuten, mit dem Ministerium und der es bestimmenden Gruppe zu konspirieren, um mich aus dem Amt hinauszudrängen“.⁵⁰ Seine Rektoratsrede sei in den Wind gesprochen und nach dem Tag der Rektoratsfeier vergessen gewesen. Dieses und anderes — vor allem die von Martin Heidegger mitzuverantwortende Verfassungsänderung vom 21. August 1933, die endgültig das Führerprinzip an den Universitäten Badens brachte, wiederum ein badischer Alleingang — muß freilich gemessen werden an dem, was der Rektor Martin Heidegger im Verwaltungsgang — vor allem bei Lehrstuhlbesetzungen — schriftlich festgehalten hat — Aufgabe einer zweiten Studie.

ANMERKUNGEN

¹ MARTIN HEIDEGGER, Das Rektorat 1933/34. Tatsachen und Gedanken. Erstveröffentlichung einer Niederschrift aus dem Jahre 1945. Hrsg. v. HERMANN HEIDEGGER. Frankfurt/Main 1983, 21. Der Herausgeber hat auf eine Kommentierung etwa anhand von Akten verzichtet, sieht man von einigen einleitenden Sätzen ab.

² Universitätsarchiv Freiburg (UAF) XVIII/2 14.

³ JOHANNES VINCKE hat in seiner Studie „Joseph Sauer, 1872–1949“ wenige Auszüge „Aus den Tagebüchern Joseph Sauers“ veröffentlicht in: Freiburger Professoren des 19. und 20. Jahrhunderts (= Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Heft 13. Freiburg i.Br. 1957), 119 ff.

Herrn Domkapitular Dr. Josef Sauer bin ich zu Dank verpflichtet, daß er mir die entsprechenden Teile der Tagebücher seines Onkels es handelt sich um die Jahre 1932–1934 in vollem Umfang zur Einsicht und Auswertung verfügbar gemacht hat. Zwar ist das Original vernichtet worden, doch ließ Johannes Vincke in den 50er Jahren im Vorfeld der 500-Jahr-Feier der Universität Freiburg maschinenschriftliche Kopien herstellen, die erhalten sind.

Joseph Sauer, Rektor der Freiburger Universität im akademischen Jahr 1932/33 bis zum 15. April 1933 und am 21. April 1933 zum Prorektor für das folgende Studienjahr gewählt, hatte kraft Amtes eine Schlüsselstellung inne, besonders auch hinsichtlich eines hohen Informationsgrades. Überdies war Sauer als international angesehener Wissenschaftler einer Spezialdisziplin in zahlreichen Wissenschaftsgremien tätig, z. B. in der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“, weswegen er in Kontakt mit der Berliner Ebene stand. Seine Tagebücher sind ungemein informativ. Soweit die Tagebucheinträge von Vincke publiziert sind, wird mit Vincke zitiert.

⁴ VINCKE, 135.

⁵ Vgl. HUGO OTT, Das Land Baden im Dritten Reich, in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Stuttgart 1979, 186 f.

⁶ Tagebucheintrag zum 12. März 1933. Die Reduzierung der gesamtpolitischen Situation im Deutschen Reich auf diese beiden Alternativen war, gerade in katholischen Kreisen, weit verbreitet.

⁷ Zu Eugen Fehrle vgl. jetzt den sehr differenzierten Beitrag von PETER ASSION in: Badische Biographien. NF. Band 1, Stuttgart 1982.

⁸ Tagebucheintrag zwischen 12. und 18. März.

⁹ Tagebucheintrag zum 18. März.

- ¹⁰ Für die Universität Tübingen vgl. UWE DIETRICH ADAM, Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich. Tübingen 1977. Für die Universität Heidelberg ist heranzuziehen CHRISTIAN PETERS/ARNO WECKBECKER, Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS Bewegung in Heidelberg 1920–1934. Dokumente und Analysen. Heidelberg 1983.
- ¹¹ Damit das Thema nicht zu stark ausgeweitet werde, beschränke ich mich bei Vergleichen möglichst auf die badischen Hochschulen. Da, wie noch zu zeigen sein wird, die hochschulrechtliche Entwicklung im Lande Baden durchaus spezifisch verlaufen ist, läßt sich diese Beschränkung durchaus vertreten.
- ¹² Zu dem Rektorat von Andreas, der nach der Verkündigung der neuen badischen Universitätsverfassung im August 1933 nicht zum Rektor ernannt wurde und somit zum 1. Oktober 1933 aus dem Amt ausschied, muß in anderem Zusammenhang Näheres ausgeführt werden. Willy Andreas hatte sich durch eine Denkschrift, die er zur neuen Verfassung erarbeitet hatte, bei den Karlsruher Stellen alle Chancen verschertzt.
- ¹³ Zu verweisen ist grundsätzlich auf die in diesem Band veröffentlichte Studie von THOMAS SCHNABEL, Von der Splittergruppe zur Staatspartei. Voraussetzungen und Bedingungen des nationalsozialistischen Aufstiegs in Freiburg i.Br.
- ¹⁴ Vgl. ERNST OTTO BRÄUNCHE, WERNER KÖHLER, HANS PETER LUX, THOMAS SCHNABEL, 1933. Macht ergreifung in Freiburg und Südbaden. (= Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i.Br., Heft 4), 36 f.
- ¹⁵ Ebda, 43. Tagebucheintrag Sauers zum 18. März.
- ¹⁶ Tagebucheintrag zum 18. März.
- ¹⁷ Tagebucheintrag zum 18. März. Vgl. FRIEDRICH V. WILPERT, Rotary in Deutschland. Ein Ausschnitt aus Deutschem Schicksal. Bonn o.J. (1981), 65.
- ¹⁸ Nachlaß Ernst Christoph Brühler im Staatsarchiv Freiburg — hier: Tagebucheintrag zum 4. Juni 1945.
- ¹⁹ Stadtarchiv Freiburg C VI 69 — dort auch der Text des Dankbriefes von Bender vom 9. April 1933.
- ²⁰ Tagebucheintrag zum 8. April, auf dem auch die folgende Schilderung beruht.
- ²¹ Der Erzbischof schrieb am 9. April an den Reichskommissar Wagner: „Wie ich dem Alemannen entnehme, wird verlangt, daß Herr Oberbürgermeister Dr. Bender von seinem Amte unverzüglich zurücktritt. Ich gestatte mir, Ew. Hochwohlgeboren davon zu unterrichten, daß Herr Bender nach meinen Informationen seiner Verdienste wegen bis in die Kreise der Nationalsozialisten hinein aufrichtige Sympathien besitzt und daß seine sofortige Entfernung aus dem Amte als nachteilig für die Stadt bezeichnet wird. Ich glaube das Ew. Hochwohlgeboren im Interesse der nationalen Bewegung mitteilen zu dürfen, ohne mich dabei irgendwie von politischen Beweggründen leiten zu lassen oder an der Polemik des Alemannen selber Kritik zu üben“ — ein höchst verklausuliertes Schreiben, das nach Pflichtübung aussieht. Erzb. Archiv Freiburg B 2/NS 10. Ich verdanke diese Quelle Herrn Thomas Schnabel.
- ²² v. Möllendorff erhielt 1935 einen Ruf an die Universität Zürich, den er auch annahm. In diesem Zusammenhang müßte dargestellt werden, wie vom Stab-Hochschulkommission der NSDAP (München) versucht worden ist, die Berufung v. Möllendorffs unter bildungs außenpolitischen Vorzeichen zu bewerten und zu beeinflussen. Vgl. vorerst GLA 235/8936.
- ²³ UAF Personalakte v. Möllendorff.
- ²⁴ Ebda.
- ²⁵ Erlaß Nr. 34953, durch Publikation in der Karlsruher Zeitung rechtswirksam geworden.
- ²⁶ Eingesehen wurde GLA 235/5007.
- ²⁷ Ebda.
- ²⁸ Ebda. In diesem Zusammenhang ist die Stellungnahme der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg vom 5. April 1933 entstanden, die bei PAUL SAUER, Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933—1945. I. Teil, Nr. 97, publiziert ist.
- ²⁹ Der genannte Dr. Josef Haal war praktischer Arzt und Geburtshelfer in Freiburg, hatte also keine dienstlichen Beziehungen zur Universität. Ab WS 1933/34 war er mit beratender Stimme im Verwaltungsrat der Vereinigten klinischen Anstalten.
- ³⁰ Tagebucheintrag zum 5. April.
- ³¹ RGBI. I, 175 ff.
- ³² UAF XV III/1 5.
- ³³ Tagebucheintrag zum 8. April teilweise bei Vincke, 135.

- ³⁴ UAF XXI/3 17. Diese Quellenhinweise ebenso wie den in Anmerkung 23 verdanke ich der Staatsarbeit (ungedruckt) meiner Schülerin Gerlinde Peuckert.
- ³⁵ GLA 235/5007.
- ³⁶ Ebda. Vor allem war die Anwendung des Erlasses in den Kliniken als vordringlich angesehen. Rehn meldete noch am 11. April fernmündlich, „daß die Verfügung über die Beurlaubung jüdischer Assistenten und Ärzte heute restlos durchgeführt werde; nur die Beurlaubung von Professor Thannhauser . . . wird aus Dringlichkeitsgründen auf Weisung des Ministeriums vorläufig zurückgestellt“, notierte Fehrle in einem Aktenvermerk. Dort steht auch, daß am 12. April der Verwaltungsdirektor Dr. Eitel aus Freiburg fernmündlich mitgeteilt habe, „daß die Beurlaubungen in einer Sitzung gestern abend besprochen und bis heute früh 10 Uhr in den Kliniken Freiburgs restlos durchgeführt seien . . .“
- ³⁷ Tagebucheintrag zum 12. April.
- ³⁸ UAF VI/1 37.
- ³⁹ Tagebucheintrag zum 12. April.
- ⁴⁰ VINCKE, 135.
- ⁴¹ Tagebucheintrag zum 14. April.
- ⁴² Tagebucheintrag zum 16. April.
- ⁴³ Tagebucheintrag zum 18. April. Was die Neuwahl von Dekanen anbetraf, so war Prof. Thannhauser, Direktor der Med. Klinik, bereits am 12. April zurückgetreten natürlich im Zusammenhang mit dem Juden Erlaß. Die Fakultät hatte noch am gleichen Tag Walter Löhlein gewählt.
- ⁴⁴ UAF, Senatsprotokoll.
- ⁴⁵ Tagebucheintrag zum 20. April.
- ⁴⁶ UAF XVIII/2 14.
- ⁴⁷ Ausgabe vom 24. April.
- ⁴⁸ Tagebucheintrag zum 22. April.
- ⁴⁹ UAF XVIII/1 5.
- ⁵⁰ Wie Anm. 1, S. 38.

Johann Baptist Metzger von Staufen 1771—1844 Kupferstecher und Kunsthändler in Florenz*)

Von
FRIEDRICH HEFELE †

Vor 21 Jahren kam mir bei der Arbeit im Stadtarchiv ein Aktenbündel in die Hände, das u. a. 28 unbekannte Originalbriefe eines Kupferstechers Johann Metzger aus Florenz an den Baron Karl von Baden in Freiburg enthielt, die sofort mein Interesse wachriefen. Karl von Baden war der letzte seines Stammes aus der freiherrl. Linie dieses Namens, Besitzer der Karthause bei Freiburg, die sein Vater bei Aufhebung des Klosters erworben hatte. Karl v. Baden war noch in der österr. Zeit Präsident der Landrechte, nach dem Übergang des Breisgaus an Baden Landvogt in Freiburg, 1808 Stadtdirektor — dies war damals eine staatliche Stelle — 1812 Staatsrat, als Privatmann Kunstförderer und Kunstsammler. Johann Metzger ist in der Kunstgeschichte kein ganz Unbekannter. Im Künstlerlexikon von Thieme-Becker steht: „Metzger Johann, reproduzierender Kupferstecher, Bilderrestaurator und Kunsthändler, geboren 1. Oktober 1772 in Staufen bei Freiburg, gestorben 9. Februar 1844 zu Florenz. Schüler und Pensionär der Akademie München, dann in Florenz ansässig. Schüler von Raphael Morghen“. Es folgen einige unvollständige Literaturangaben.

Anhand der von mir entdeckten Briefe und durch weitere Nachforschungen bin ich in der Lage, ein genaueres Bild von dieser Künstlerpersönlichkeit zu umreißen.

Wie schon gesagt, stammte Metzger aus Staufen im Breisgau, wo er nach Mitteilung des dortigen Pfarramtes am 1. Oktober 1771, nicht 1772, geboren wurde als Sohn des Färbers Fridolin Metzger und der Katharina Walliser. Ein anderer Sohn namens Fridolin war Gürtler und Stadtschreiber. Heute leben in Staufen keine Nachkommen mehr. Wer Johann Metzger auf den Gedanken brachte, Kupferstecher zu werden, weiß man nicht sicher. Ich dachte zuerst an den gleichfalls aus Staufen stammenden Kupferstecher Himmelsbach, bis mich erst vor wenigen Tagen Kollege Dr. Wellmer auf den Kupferstecher Johann Baptist Haas aus Staufen aufmerksam machte, der u. a. zwei Karten zu Martin Gerberts *Historia Nigrae Silvae* gestochen hat. Der gemeinsame Vorname Johann Baptist läßt sogar nahe Verwandtschaft vermuten. Aus einem Briefe seines Gönners Karl von Baden geht hervor, daß Metzger zunächst die Kupferstecherkunst bei Klauber in Augsburg — die Klauber waren eine bekannte Kupferstecher-Dynastie — erlernte, und daß alsdann sein Talent ihm einen Platz in München bei der Münze als Stempelschneider verschafft



Abb. 1. Johann Baptist Metzger
(Stich im Kupferstich-Kabinett Dresden)
(zu S. 137, 153).



Abb. 2. Wappensiegel
des Johann Baptist Metzger
(zu S. 137).

hätte, wenn nicht die Liebe zur Kunst ihn veranlaßt hätte, bei dem größten Meister des Jahrhunderts im Kupferstich, bei Raphael Morghen in Florenz, sich zum großen Künstler auszubilden. Noch vorher wollte er das ganze Anwesen der Einsiedelei am Johannisberg bei Staufen erwerben, das Gesuch wurde aber abgewiesen.

Schon in seinem ersten Brief aus Florenz vom 8. September 1801 schrieb Metzger, in welcher verzweifelter Lage er gewesen sei, bis er von seinem Bruder die Nachricht erhalten habe, daß sein Protektor, wie er den Baron Karl von Baden zu nennen pflegte, ihm zu Hilfe komme und sich dafür verwenden wolle, daß für ein ganzes Jahr, solange er ohne Verdienst sei, für ihn gesorgt werde. Zu diesem Zwecke hatte Karl von Baden ein genaues Verzeichnis gewünscht, wie hoch sich die Kosten für ein Jahr belaufen würden. Mit 6 Pauli täglich könne er kaum das Nötigste bestreiten. Und doch werde die Summe — er sage es mit verschrockenem Herzen — zu hoch sein, da es im Jahr 219 Taler ausmache. Herr Morghen, so schrieb Metzger im nächsten Brief, sei sonst gut, ein braver Mann, habe aber, als er sich an ihn wandte, erklärt, er glaube an ihm genug zu tun, er suche ja kein Interesse, aber er habe auch Familie, man wisse ja auch nicht, ob sie beide künftiges Jahr noch lebten, und was er ihm dann bezahle, werde er wohl gebrauchen. Er sei ihm kein Nutzen, mache bloß Studien für sich, um dann umso fähiger zu sein, für ihn zu arbeiten, wofür er

ihn dann bezahle. Metzger war der jüngste Schüler unter zwanzig. Im Hause seien nur die, welche Morghen am liebsten habe. Da Metzger im ersten Jahr für sich arbeiten konnte, bestellte er bei dem Historien- und Porträt-Maler Franz Joseph Zoll ein Porträt seines Protektors. Dies werde ein Studium für ihn sein und seine einzige Freude, seinen Gönner in Kupfer stechen zu können. Das Bild müsse von Zoll in einer bestimmten Größe gemalt sein, der Kopf so groß wie ein Hühnerei. Diese Größe sei die beste. Auch Raffael und Leonardo da Vinci, die gerade in Arbeit seien, hätten dieses Format. Morghen halte sehr darauf, daß es fleißig und mit feingeriebener Farbe gemalt werde. Noch besser wäre es, wenn es getuscht oder mit schwarzer Kreide gezeichnet würde. Morghen wolle ihm übrigens eine Kollektion Kupferstiche anvertrauen, wenn er sie anzubringen wisse und etwas dabei zu gewinnen sei. Aber er getraue sich nicht, da er befürchte, nicht alle anzubringen. Zunächst schickte er zwei Blätter vom Abendmahl, damit Herr von Baden noch wählen könne. Vielleicht könne er für das andere einen Liebhaber finden für 77 Gulden, so viel kosteten sie in Deutschland. Er habe beide Blätter wie ein anderer Kunstverleger zu zwanzig Dukaten erhalten, und der Baron zahle für das seinige bei Verschwiegenheit auch nicht mehr als zehn Dukaten. Bessere Abdrücke vom Abendmahl seien nicht mehr vorhanden. Nachdem die Abdrücke schon abgeschickt waren, wurde ihm einer der ersten Abdrücke mit der Schrift von Morghens Bruder angetragen, leider zu spät. Die *Magdalena avanti Lettere* koste 2 Zechini. Die *Transfiguration* (Verklärung Christi) werde erst in drei Jahren erscheinen. An seinen Bruder in Staufen habe er um das Porträt des Erzherzogs Karl geschrieben. Sobald er es habe, werde er damit anfangen. Morghen habe ihm Hoffnung gemacht, daß es gerate und sich damit ein Weg für ihn öffnen werde. Es müsse aber gut gemalt und gezeichnet sein. Sicherer wäre es allerdings, wenn es zuvor noch einmal nach dem Originalgemälde untersucht und wenn nötig retuschiert werden könnte. Es handelte sich dabei also um ein bestimmtes Porträt des Erzherzogs, das als Vorlage dienen sollte.

In großer Gunst bei seinem Lehrer, nahm dieser ihn mit nach Rom und ließ ihn auch andere Reisen in Italien machen. „Rom vergesse ich nicht“, schrieb Metzger am 20. Juni 1802 an seinen Gönner, „vielleicht ist es mein Glück, daß ich dort gewesen bin“. Er sei dort mit drei pensionierten Wiener Künstlern, einem Bildhauer, einem Maler und einem Architekten, bekannt geworden, die vor 6 Monaten durch den großen Kunstfreund Cobenzl — gemeint war der österr. Gesandte in Paris Johann Philipp Cobenzl — nach Rom geschickt worden seien. Jeder von ihnen habe jährlich 800 Gulden Pension für drei Jahre, worauf sie noch eine Reise über Neapel nach Paris und zurück nach Wien machen dürften. Sie rieten ihm, sich durch einen Freund bittend an Cobenzl in Paris zu wenden. Er werde gewiß dieselbe Unterstützung erhalten, umso eher, weil noch kein Kupferstecher sie habe. Nun hatte Metzger außer dem Herrn von Baden keinen Freund, der ihm dabei behilflich sein konnte. So trug er ihm dieses Anliegen vor.

Über Morghen urteilte Metzger in einem Brief vom 29. September 1802 nicht mehr so günstig wie anfangs. Er hatte es schon von anderen gehört, bis er es an sich selbst erfuhr, wie fein Morghens Art sei, der er sich bediene, und wie unschuldig er betrüge. Er habe immer das Bessere gehofft und deutschen Künstlern, die Morghen besser kannten, nicht folgen können. Angelika Kauffmann, die große Malerin, eine

Frau, die man in allem achten müsse, habe zu ihm gesagt: „Landsmann, Sie sind nach Italien gekommen, um sich in der Kunst zu bilden. Sie wären in der besten Schule, aber verlieren Sie nicht zuviel Zeit bei diesem Mann“. Auf dem Rückweg von Rom habe Morghen ihm zwar manche Freude gemacht damit, was er mit ihm vorhabe. Aber aufs Neue habe er dann angefangen, ihn „wie ein Schmied seinen Hammer zu gebrauchen“ und „auf andere Kosten als ewigen Sklaven bei ihm anzufesseln“. Als er Morghen eröffnete, daß er aus einem bestimmten Grunde nach Hause wolle, habe dieser sich sehr darüber aufgehalten, das könne nicht sein, er habe ja noch nichts bei ihm verfertigen können, daß er als Schüler von ihm passieren könne, eher könne er ihn nicht entlassen. Er (Metzger) hoffe nur noch, durch das erwartete Porträt des Erzherzogs Karl sich zu retten, wobei er sich alle Mühe geben werde, umso mehr, weil Morghen im kommenden Frühjahr selbst nach Wien reise und ihn wegen der Sprache mitnehmen werde. Bis dahin werde er fertig sein und das Werk selbst präsentieren. Dann werde es ihm besser gehen. Im übrigen hatte Metzger zu klagen, daß die Leute im Hause ihn verfolgten, obwohl sie nur Diener seien. Am 2. April 1803 schrieb er, er sähe bereits den Verlust an Ehre und Zeit für sein ganzes Leben. Wir erfahren, daß er damals auch das Porträt seines Protectors nach dem Gemälde von Zoll in Arbeit hatte. Zum Begriff legte er seinem Brief eine Kontur bei. Diese Zeichnung ist noch vorhanden. Am 4. Juni 1803 schrieb er: „Ärmer als jeder Bettler auf der Straße bin ich wirklich, daß ich zu essen und zu übernachten habe, dabei halb krank, das ist alles“. Immer wieder mußte er seinen Gönner Karl von Baden, der ihn nicht im Stiche ließ, um Hilfe bitten. Das Porträt konnte er ihm noch im Herbst schicken, es dürfte noch ausfindig zu machen sein. Indes ging es Metzger weiterhin schlecht. Am 12. November 1803 schrieb er, er habe das Haus krank und ohne alle Hilfe verlassen, und am 16. Januar 1804: in dem Hause, wo er jetzt wohne, borge man ihm nicht für länger als eine Woche. Er hätte keinen Ausweg mehr gewußt, wenn Morghen nicht den Kompagnon zu dem Porträt Raffaels — es haben also mehrere Hände an diesem Werk gearbeitet — für ihn hätte anfangen lassen, wovon er ihm soviel bezahlt hatte, daß er zwei Monate hatte leben können. Immerhin sei Morghen während seiner Krankheit ihm mit barem Geld beigestanden, um ihn bis zur Verfertigung seiner angefangenen Arbeit nicht zu verlassen. Aber er sei damit Morghen zur Last. Mit dem Porträt der Erzherzogs Karl sei er vorwärts gekommen.

Mit Schreiben vom 4. April 1805 verwendete sich der Kupferstecher Georg Hackert bei Karl von Baden für seinen „Freund“ Metzger, der sich bei seinem Meister Morghen so gut aufgeführt habe, „sowohl in studiren als moralischem caratter“. Ein Schüler aus der Schule von Raphael Morghen könne seinem Vaterlande Ehre machen und nützlich sein. Sein Meister habe ihn so viel wie möglich unterstützt. „Ich als Deutscher habe soviel getan und gemacht als ich konnte.“ Ob nicht bei den Breisgauischen Landständen etwas zu erreichen wäre. Mit Berufung auf die Fürsprache seiner Freunde schrieb dann Metzger am 12. April 1805 an Karl von Baden in der Hoffnung, daß dieser „als Kunst- und Menschenfreund“ an seiner Lage Anteil nehme. „Man denke ja nicht — so schrieb er — daß es genug sei, daß ich bei Morghen bin. Dies ist ein Vorurteil, welches ganz allein zum Nachteil auf mich fällt. Man darf für richtiger das Gegenteil annehmen, daß, wie größer der Mei-

ster ist, umso nötiger seine Schüler Unterstützung bedürfen. Bei dem ersten Meister sein, Talent haben, den besten Willen es anzuwenden, nutzt so viel als Leben haben, Wollen und Können, aber dabei ohne Speis und Trank bleiben, dies scheint mir unmöglich sein zu können. Wenn Euer Gnaden nur wüßte, wie es mir ergangen, seitdem das Schicksal mich der Kunst gewidmet hat“. Morghen und sein Freund, der berühmte Künstler Hackert — gemeint ist hier wohl Georgs Bruder, der Maler Philipp Hackert, der bekannte Freund Goethes — seien gewiß nicht gleichgültig gewesen, da sie seinen Untergang sahen. Beide hätten ihn so viel unterstützt, daß er sich darüber wundere. Allein wegen der traurigen Lage Toscanens erlaubten ihre Umstände ihnen nicht mehr. Die für ihn interessierten Freunde verlangten nichts anderes, als daß man ihm von Seiten seines Vaterlandes beistehen möchte. So bitte auch er, daraufhin zu wirken, daß er eine Pension bekomme. Mißlinge dies, so bleibe ihm nichts anderes übrig, als sein Vaterland zurückzusetzen, was er ungern tun würde. Er wäre der einzige, der vom Vaterland etwas beziehen würde, wodurch dasselbe zugrunde gehen würde. Am 9. Juli 1805 bedankte sich Georg Hackert bei Karl von Baden für dessen Antwort. Er wie sein Bruder freuten sich darüber, daß der Baron ihren Freund Metzger bei seinem Landesherrn empfehlen wolle. Um bei aller Einschränkung nur zu leben und mit Ruhe arbeiten zu können, erfordere wenigstens 15 Florentiner Scudi monatlich. Die Kunst solle nicht nach Brot gehen. Sie rühmen Metzgers „Ehrlichkeit und Redlichkeit“. Die Zeiten und Umstände hätten vieles zerrüttet, was sie leider an sich selbst erfahren hätten. Und wenn auch der beste Wille und ein gutes Herz da sei, müsse man sich zurückhalten, um nicht selbst zu leiden. Um die Sache nicht länger aufzuhalten, hätten sie ihre eigenen Zeugnisse und ein solches von Morghen eingeschickt. „Es tut uns weh, einen Deutschen leiden zu sehen und unter den Italienern eine armselige Figur zu machen.“

Am 6. Juli 1806 konnte Metzger berichten, daß seine Exellenz de Beauharnais — wohl Eugen Beauharnais, Sohn des 1794 hingerichteten Vicomte Alexander Beauharnais und der Josephine, der späteren Gemahlin Napoleons I. — seine Bittschrift mit Vergnügen angenommen und bei erster Gelegenheit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Baden zugeschickt habe. Wohl im Zusammenhang damit stand Metzger damals auch in Verbindung mit dem Galeriedirektor Becker in Karlsruhe, der Proben seiner Arbeit sehen wollte und sich erkundigt hatte, was Morghen zur Zeit arbeite. Metzger antwortete auf diese Frage: „Mit allem Ernst an der Transfiguration“, die das Abendmahl weit übertreffen werde.

Die Dinge spitzten sich also darauf zu, daß Metzger von Karlsruhe eine Pension erhielt. Es sei in Florenz alles sehr teuer, schrieb er am 2. August 1806 an Karl von Baden. Allein für Kost und Wohnung müsse er täglich 5 Florentiner Pauli bezahlen. Nun wandte sich sein Gönner an den Kurfürsten Karl Friedrich. Die erste Bitte, die er wage, sei, für die Unterstützung eines Künstlers voll bestem Willen und Talent. Der schöne, edle Trieb zur wahren Kunst sei es, der ihn, den Baron, veranlaßt habe, diesen Künstler zu unterstützen. Leider habe der fürchterliche Krieg ihm die Mittel genommen, um das angefangene Werk zu vollenden. Die Zeugnisse von Morghen und den Brüdern Hackert seien dazu angetan, den Fürsten zu überzeugen. Metzger brauche noch mehrere Jahre zur Vervollkommnung seiner Talente. Außerdem verwendete sich Karl von Baden beim damaligen Hofkommissär Geheimrat von Drais



Abb. 3. Leonardi da Vinci
Stich von Raphael Morghen
wohl unter starker Beteiligung
von J. B. Metzger
(zu S. 153).



Abb. 4. Raphael Santi
Stich von Raphael Morghen
wohl unter starker Beteiligung
von J. B. Metzger
(zu S. 144).

für Metzger. Seine Aufführung sei unbescholten, sein Talent groß. Bei der k. k. Regierung würden solche Unterstützungen von der k.k. Akademie in Wien gegeben, wohl die jährliche Pension gewöhnlich 500 Gulden betrage. Daraufhin bewilligte Kurfürst Karl Friedrich am 20. Mai 1806 eine Unterstützung von 300 Gulden, die im folgenden Jahre wiederholt wurde. Eine weitere Unterstützung wurde nach dem Vorschlag des Galeriedirektors Becker von Probearbeiten abhängig gemacht. Dadurch ermutigt tat Karl von Baden einen neuen Schritt, indem er dem nunmehrigen Großherzog Karl Friedrich empfahl, Metzger in der Residenz Karlsruhe als wirklichen Kupferstecher anzustellen, und zwar aus folgenden Gründen: fürs 1. habe Metzger durch sein langes Studium bei Morghen die vorteilhaftesten Zeugnisse erhalten. Wenn Lehrer und Freunde solche Zeugnisse ausstellten, könnten sie Bedenken erregen. Wenn aber Künstler im nämlichen Fach es täten, seien sie gewiß unbedenklich. Ein solches Zeugnis habe der berühmte Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin in einem Brief an den Baudirektor Weinbrenner gegeben mit den Worten: „Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Ihnen unseren Landsmann Metzger, der schon seit mehreren Jahren als Schüler bei Morghen in Florenz ist, ein geschickter Kupferstecher, zugleich ein rechtschaffener junger Mann, der dem Hof schon bekannt ist.

Erweisen sie mir die Freundschaft, lieber Freund, ihn in meinem Namen Ihrer Durchlaucht vorzuschlagen und ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er verdient es in jeder Rücksicht.“ Zum zweiten, so führte Karl von Baden in seiner Eingabe an den Großherzog aus, sei die Furcht nicht unbegründet, daß Morghen die besten Jahre dieses Künstlers für sich benütze und dieser Mann am Ende dem Staat zur Last falle, ohne von seinem Talent Nutzen gezogen zu haben. Zum dritten würde es für die Kunst um so erwünschter und für den Staat umso vorteilhafter sein, einen Künstler als Kupferstecher im historischen Fach zu haben, da dann im Verein der Künstler für jeden Zweig gesorgt wäre.

Inzwischen war Metzger in Florenz mit anderen Dingen beschäftigt. Im Oktober 1806 hatte Philipp Hackert einen Schlaganfall erlitten. Sein nahes Ende ahnend, setzte er Metzger zum Testamentsvollstrecker ein, gewiß ein Zeichen, wie eng die Beziehungen zwischen beiden waren. Metzger beeilte sich, seinem Protektor zu berichten, es seien noch viele gemalte Landschaften und Handzeichnungen von Hackert vorhanden, die nach seinem Tode billig zu haben sein würden. Damals konnte Metzger dem Galeriedirektor Becker eine Probe seiner Kunst schicken, der mit ihm vereinbarte, was er von Zeit zu Zeit liefern solle. Am 12. Oktober 1807 kam Metzger von einer Reise nach Rom zurück. Mittlerweile war die Gelegenheit, Bilder von Hackert billig zu kaufen, verstrichen, da die Erben eingetroffen waren. In einem Brief vom 28. April 1808 entschuldigte sich Metzger, daß er wenig Zeit habe, um die versprochenen Zeichnungen fertigzustellen. Seine „ewige Arbeit“, „die Platte nach Paris“, werde bald fertig sein, er könne sie fast nicht mehr unter seinen Augen haben. Leider erfahren wir nicht, um welche Platte es sich dabei gehandelt hat. Seine künftige Arbeit, für die schon alles vorbereitet sei, werde das Porträt von Philipp Hackert sein. Dieses werde er einem Prinzen von Deutschland widmen, den er noch nicht nennen wolle. Falls der Baron eine Vermutung habe, möge er sie noch für sich behalten. Morghen steche gerade das Porträt von Napoleon. Wenn ein Exemplar gewünscht werde, so werde er darauf bedacht sein. Die gewünschte Lampe von Alabaster werde er besorgen. Bei seinem Bruder in Staufen habe er ein Gemälde, ein Tierstück von Philipp Ros, das er in Augsburg gekauft habe. Er mache sich Sorge um das Bild, das an jedem Orte seines Palastes besser stehen würde.

Zu jener Zeit hatte Metzger viel mit der Verwaltung des Hackertschen Landgutes zu tun, womit die Erben ihn betraut hatten. Diese Tätigkeit, so schrieb er am 24. Dezember 1808, sei ihm sehr nachteilig, er müsse sich mit aller Gewalt davon losmachen. Endlich habe er dem Galeriedirektor Becker etwas schicken können. Von Weinbrenner habe er ein kleines Briefchen erhalten, aus dem er ersehe, wie sehr sich dieser für ihn verwendet habe. Weinbrenner habe ihn darin „badischer Hofkupferstecher“ genannt und ihm mündlich sagen lassen, daß er dort angestellt sei. Kurz darauf sei er fünf Wochen totkrank gewesen. Die Karlsruher Hoffnung wurde jäh enttäuscht durch ein Schreiben des Galeriedirektors, der bei Hof um eine weitere Unterstützung nachgesucht, aber folgenden Bescheid erhalten hatte: Daß bei aller Geneigtheit, schöne Künste zu begünstigen und zu pflegen, der gegenwärtige Zeitpunkt dafür gänzlich ungeeignet sei. Nun vermutete Metzger, es habe verdrossen zu hören, daß er das Porträt von Hackert stechen werde und daß der Kronprinz von Bayern genehmigt habe, ihm diese Arbeit zu dedizieren. Er habe über seine Lage an

einen guten Freund in München geschrieben. Vielleicht werde er von dort aus aufs Neue an die Großherzogin von Baden empfohlen. Sein Wunsch wäre, bloß noch ein paar Jahre unterstützt zu werden, um in Florenz noch eine einzige Probe machen zu können. Alsdann wolle er Florenz gern verlassen. Nächstens werde sich eine Sache entscheiden, es würde ihm leid sein, wenn er seinem Vaterlande entsagen müßte. Was Metzger damit meinte, läßt sich nur vermuten, wohl eine Anstellung in München. Er hatte kurz zuvor das Selbstporträt Raffaels, von dem Karl von Baden einen Stich von Morghen besaß, um 7 000 französ. Taler für den Kronprinzen Ludwig von Bayern gekauft. Noch habe er das Bild geheim bei sich, eine besondere Geschichte, über die der Baron sich wundern und freuen würde. Metzgers Befürchtung, die Gunst des Galeriedirektors Becker verloren zu haben, war unbegründet. Dieser schrieb vielmehr an Karl von Baden, wie weh es ihm getan, ihm den abschlägigen Bescheid des Hofes mitteilen zu müssen. Er hoffe, daß dafür in München sich eine Aussicht für Metzger eröffne. Ende 1808 habe er von Metzger „zwei vollendete Abdrücke von seiner Platte“ erhalten. „Wäre unser alter Großherzog“ — so schrieb Becker an Karl von Baden — „noch in seiner vorigen Kraft, so wüßte ich freilich, was zu tun wäre. Nun aber ist es anders, wie Sie wohl wissen.“ Der Minister von Edelsheim habe jetzt die in die Künste einschlagenden Sachen.

Ein Brief Metzgers an Karl von Baden vom 7. März 1810 ist wieder in schlechter Stimmung geschrieben. Er habe „aus schwacher Güte“ die meiste Zeit zum Nutzen anderer „seinen Untergang befördert“, kein Verdienst und nicht die geringste Unterstützung komme ihm zu. Er habe daher „in aller Kleinmut“ ein Porträt angefangen, das bis Ende Mai oder Juni, wenn er sich noch so lange durchbringen, fertig sein würde. Er setze auf dieses Porträt gute Hoffnungen, worauf er sogleich Italien zu verlassen entschlossen sei. Später wolle er noch jene zwei angezeigten Gegenstände — was damit gemeint war, ist aus den Briefen nicht zu ersehen — mit allem Vergnügen und Fleiß in Kupfer stechen. Nach Morghens Ansicht brauche er hierzu mindestens 6 Monate. Alle Künstler ohne Pension befänden sich in der äußersten Armut. Vor einigen Tagen habe er für die Galerie in München das Porträt von Masaccio gekauft. Es werde in Florenz eine schöne Galerie von den Bildern aufgestellt, die aus den Kirchen zusammengebracht würden. Im nächsten Brief vom 17. Februar 1811 spricht Metzger wieder von dem angefangenen Porträt. Es verzögere sich, weil er ständig an den Augen leide. Zudem mangle ihm gänzlich sein Lebensunterhalt. Er wisse nicht mehr, auf welche Art er sein Leben zubringen oder endigen solle. Der Baron möge sich doch beim Großherzog um einen sechsmonatlichen Unterhalt nebst Reisegeld verwenden, damit er seine Arbeiten vollenden und danach die Heimreise antreten könne. Sein Augenleiden machte Metzger großen Kummer. Am 4. Mai 1811 schrieb er, es bestehe die Gefahr, daß er in Florenz erblinde. Um diesem größten Unglück auszuweichen, sei ihm das Klima des Vaterlandes angeraten worden. Deshalb wolle er im nächsten Spätjahr Florenz verlassen, gehe es, wie es wolle. In seiner Not wandte sich Metzger damals auch wieder an seinen Freund, den Galerieinspektor Dillis in München, der sogleich dem Kronprinzen Ludwig darüber berichtete. Dillis versprach, selbst beim Großherzog um eine Pension für Metzger einzukommen. Den Kronprinzen Ludwig nannte Metzger seinen „hohen Freund“.

Am 11. Dezember 1811 machte Karl von Baden eine neue Eingabe, jetzt an den Großherzog Karl. Die früher für Metzger erwirkte Pension sei seit dem Jahre 1808 unterblieben. Der junge Künstler, der kümmerlich in Florenz sein ganz der Kunst gewidmetes Leben friste, wolle in sein Vaterland zurückkehren. Die schönsten Zeugnisse seines Lehrers Morghen und alle Zeugnisse der aus Italien zurückkehrenden Künstler stimmten darin überein, daß der Großherzog einen geschickten Zeichner und vorzüglichen Kupferstecher seiner Gnade würdigte. Der Großherzog wolle daher den von seinem Vorgänger bewilligten Gnadengehalt für die verflossenen drei Jahre anweisen und ihm die Stelle eines Professors der Zeichenkunst an der Universität Freiburg zukommen lassen, falls er nicht schon andere Verfügungen darüber getroffen habe. „Wie wichtig wäre es für die Universität Freiburg, einen Professor der Zeichenkunst zu haben und wie glücklich würde dieser so sehr empfohlene Künstler sich achten.“ Auch seine übrigen ausgebildeten Kunstkenntnisse würden für den Staat die schönsten Früchte tragen.



Abb. 5. Karl von Baden
Zeichnung aus dem Nachlaß
wohl von J. B. Metzger
(zu S. 153).



Abb. 6. Raphael Santi
Madonna Tempora
Alte Pinakothek München
(zu S. 147 ff.).

Die Aussicht auf diese Stelle in Freiburg machte Metzger neuen Mut. Er habe niemals den Wunsch gehabt, nach Karlsruhe zu gehen, schrieb er am 13. Oktober 1811, wenn sein Aufenthalt aber in Freiburg sein könnte, würde er sich zeitlebens glücklich schätzen. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Vor einem Monat so schrieb Metzger an Karl von Baden am 3. Januar 1813, sei Herr Zoll bei ihm gewesen und habe ihm von dieser Stelle verschiedenes erzählt. Darauf habe er (Metzger) sofort an seinen Freund Dillis in München geschrieben, damit er es seinem Prinzen zu wissen tue. Dillis habe darauf geantwortet, er habe den Kronprinzen wegen der Stelle in Freiburg sehr geneigt gefunden, sich für Metzger zu verwenden. Dillis habe dazu aber noch bemerkt: „Äußern Sie sich in nichts beim Maler Zoll! Die Finger auf die Zunge, Freund!“ Dillis befürchtete offenbar eine Intrige. Tatsache ist, daß Zoll, allerdings erst 1821, selbst Zeichenlehrer an der Universität Freiburg wurde. Metzger war zunächst voll Hoffnung im Vertrauen auf die doppelte Protektion. Wenn es nur bald geschehen möchte. Er habe keine Bange, einem Amte gründlich und nützlich vorstehen zu können, vielleicht viel besser, als man von ihm erwarte. In München setzte man sich auch wirklich sehr entschieden für Metzger ein. Galerieinspektor Dillis schrieb am 2. Februar 1812 an Karl von Baden, er könne überzeugt sein, welchen Anteil er an dem traurigen Schicksal des rechtschaffenen, verdienten Kupferstechers Metzger in Florenz genommen habe. Seine Verdienste, die er sich seit einiger Zeit an dem Münchener Hofe durch Befolgung mehrerer Aufträge mit einer beispiellosen deutschen Redlichkeit erworben habe, hätten den Kronprinzen bewogen, ihn an die kaiserl. Hoheit, Gemahlin des regierenden Großherzogs — gemeint war die Großherzogin Stephanie — selbst schriftlich zu empfehlen. Der Kronprinz habe für seinen „Freund Metzger“ die begründete Hoffnung, daß es gelinge, ein besseres Schicksal für diesen verdienstvollen Mann zu erzielen. Der Kronprinz werde fortfahren, Beweise seiner Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste zu geben. Er (Dillis) schätze sich glücklich, in Karl von Baden den Freund eines rechtschaffenen und idealen Künstlers kennen gelernt zu haben, dem er sich mit dem Glauben an die bessere Menschenwelt empfehle.

Auch Meister Morghen selbst wandte sich am 5. Juli 1813 an den Großherzog. Der junge Johann Metzger befinde sich seit vielen Jahren in seiner Schule, um unter seiner Aufsicht die Stecherkunst zu erlernen. Von den ersten Jahren an habe er an ihm diejenigen Eigenschaften mit unermüdlichem Fleiß in seinem Studium bemerkt, die nötig seien, um sich einstens in seinem Vaterlande Ehre zu machen. Er erachte den jungen hoffnungsvollen Mann jeder Unterstützung wert. Ohne Vermögen müsse er sich auf einige gute Freunde verlassen, deren Unterstützung er zwar dankbar anerkenne, die aber nicht ausreiche, um das zur Fortsetzung und Vollendung der Kunst Nötige anzuschaffen. Der Großherzog möge daher den jungen Schüler unterstützen, damit der noch zwei Jahre ruhig in seiner Schule zubringen könne, wo Metzger ein Werk vollenden werde, das ihm in seinem Vaterland Ehre machen werde.

Aber trotz aller Protektion und aller Eingaben ging die Sache schief. Das engere Konsistorium der Universität Freiburg beschloß am 13. September 1813: Über die Fortschritte des Kupferstechers Metzger sei der Universität nichts bekannt. Die mißliche ökonomische Lage der Universität, von der das hohe Ministerium selbst genug-

sam überzeugt sei, verstatte es durchaus nicht, auf Anstellung neuer Lehrer oder Meister, sofern sie aus dem Universitätsfonds zu bezahlen seien, anzuraten. Dies sei bezüglich eines Professors der Zeichenkunst umso mehr der Fall, als nicht nur laut der in jedem Semester erscheinenden Lektionskataloge der Universitätsmaler Sauer im Malen und Zeichnen Unterricht erteile, sondern außerdem mehrere vortreffliche Künstler Privatunterricht gäben wie z. B. der Maler Küßwider und der Kupferstecher Meißburger, welch letzterer eine sehr große Anzahl von Schülern habe. Demzufolge beschloß das Ministerium am 1. Oktober 1813, daß unter diesen obwaltenden Umständen Metzgers Anstellung vorderhand nicht anzuraten sei. Und eine Randnotiz vom 1. August 1814, gez. Sensburg, lautet: „Diese Sache soll nach höchstem Befehl umso mehr auf sich beruhen, als sich die ökonomischen Verhältnisse der Universität Freiburg inmittelst noch mehr verschlechtert haben.“ Damit war die Sache für Metzger erledigt.

Zum Glück hatten sich für ihn andere Wege geöffnet. Wir haben bereits gehört, daß er sich als Kunsthändler für den Münchener Hof betätigt hat. Durch die Aufhebung vieler Kirchen und Klöster in Toscana kamen Kunstschätze auf verschiedenen Wegen in Umlauf. Da war es besonders der kunstbegeisterte bayerische Kronprinz Ludwig, der spätere Ludwig I., der sich diese Situation zunutze machte. Damals (1808) erstand Metzger für den bayerischen Hof 8 italienische Quadrocentisten um 216 Scudi. Das Hauptstück aber war die Madonna aus dem Hause Tempi von Raffael. Es brauchte „ein langes, treues und geduldiges Werben und eine Kette von klugen Ränken“, bis es gelang, dieses berühmte Gemälde für den Münchener Hof zu erwerben. Franz von Reber, kgl. Zentralgemäldedirektor, Prof. der Ästhetik und Kunstgeschichte in München hat im Jahrbuch für Münchener Geschichte Bd. III (1881) diese Erwerbung ganz eingehend anhand des Briefwechsels mit Metzger geschildert. Diese Sache hier ausführlich zu behandeln, würde zuviel Zeit in Anspruch nehmen. Es wäre durch die Geheimnistuerei in diesem Briefwechsel ein seltsames, freilich vielleicht ermüdendes Bild. Es scheint, daß Galerieinspektor Dillis seinem Vertreter Metzger, wohl auf mündlichen Befehl des Kronprinzen, die Weisung gab, das Bild nie mehr beim richtigen Namen zu nennen, sondern es als Taube mit dem Jungen zu bezeichnen. „Ohne das Kennwort zu wissen, könnte man sich eher auf der Spur einer der Liebesgeschichten des Kronprinzen glauben, wenn man liest, daß der hohe Herr 1812 aus Innsbruck schrieb: „Sehnend girrt der Täuber, schon lange über die Alpen geflogen, nach der Täubin, daß sie ihm doch endlich folgen möge.“ Die Pseudonymität mochte durch die unruhigen Zeitläufe veranlaßt sein, in denen Briefbrechungen und -unterschlagungen häufig waren. Wir wollen aus der Publikation von Reber, die übrigens bei Thieme-Becker übersehen ist, immerhin einiges entnehmen. Es ist in den Briefen auch von der Erwerbung anderer Kunstwerke für den bayerischen Hof die Rede, so von Ghirlandajo, dem einzigen Hochaltarwerk von S. Maria Novella, aus dem Besitz der Medici. Am 5. Mai 1812 schrieb Metzger an Dillis, für den Fall, daß er nicht mehr lange in Florenz sei — er rechnete damals noch mit seiner Anstellung in Freiburg — habe er seinen ehrlichen Hauspatron Barchrachi, der viel auf ihn halte, eingeweiht; dessen Tochter, die Dillis gezeichnet habe, habe mit Einstimmung ihrer Eltern ihm das Wort gegeben, ihn nach Erlangung der Anstellung zu heiraten. Sollte dieses erwünschte Eheglück, was er

sehr bezweifle, ihm zuteil werden, könne Dillis versichert sein, daß diese ansehnlichen und wohlhabenden Leute — Metzger wohnte damals in der Via del Melerancio (Nr. 4566) — anstatt seiner allen seinen Freunden mit aller Aufrichtigkeit dienen würden. Den bisherigen Zwischenhändler habe er von dem Geschäft ausgeschlossen, sobald er bemerkt habe, daß dieser großen Gewinn dabei zu machen suchte. Dafür habe er die Bekanntschaft eines klugen, verständigen Abbate gemacht, der alle Geheimnisse des Hauses Tempi kenne. Am 20. Oktober 1813 schrieb Kronprinz Ludwig aus Augsburg an Dillis, zwecks Ergänzung der Münchener Gemädegalerie solle er Metzger eine Liste der fehlenden Meister schicken mit dem Auftrag, von jedem tunlich ein Gemälde, unbezweifelt, wohl erhalten, rein, zu erwerben. „Heute, so schrieb der Kronprinz, geht mein abermaliges Empfehlungsschreiben an den Großherzog ab.“ Metzger solle, wenn er wieder von Florenz kleine Abstecher in dortiger Gegend vornehme, wo er erwerbbar und dessen würdige Gemälde vermute, es von sich aus tun, ohne zu fragen. Selbstverständlich wurde Metzger für seine Dienste anständig honoriert, wovon in den Briefen öfter die Rede ist. In Betracht kämen in erster Linie Bilder der Florentiner Schule. Wenn von anderen Schulen ausgezeichnete Bilder zu haben seien, solle Metzger erst darüber berichten, sie müssen denn äußerst wohlfeil sein. Von den Florentinern aber solle er ungefragt kaufen. Metzger besitze in den Florentiner Meistern genügsame Kenntnis. Er solle Nachricht geben, ob das zu Pistoja gefundene Gemälde sich als Raffael erweise. Es ist in den Briefen auch wieder von anderen Briefen die Rede, so von einem Guercino, ferner von Altoviti. Der Kronprinz fand den Preis, den Metzger für dieses Bildnis zahlte, dessen Echtheit später angezweifelt wurde, zu hoch. Näheres darüber erfahren wir nicht.

Kronprinz Ludwig rechnete damit, daß der bayerische Staat ihm die Madonna di Tempi abkaufen werde. Es wäre ja bedauernswürdig, wenn Bayern dieses Kleinod entginge. Mit dem König solle Dillis nur sprechen, wenn derselbe in guter Stimmung sei. „Daß ein Herrscher sich nicht immer in solcher befinde, sei so natürlich, daß das Gegenteil davon fast unnatürlich sein würde“. In einem Briefe vom 14. September 1824 bemerkte Metzger, daß es den Italienern sehr um Geld zu tun sei, das sie über alles schätzten. Deshalb suche er den Vermittlern klar zu machen, daß der Gegenstand ein totes Kapital sei, von Zeit zu Zeit von seinem Wert verliere und jeden Augenblick der Zerstörung ausgesetzt sei. Ansehnliche Galerien von allen möglichen Meisterstücken stünden schon lange für 7 000 Luigi d'oro feil. Berühmte Galerien könnten ohne einen einzigen Raffael bestehen, wogegen ein Bild, und wenn es von einem Engel gemacht wäre, niemals eine Galerie ausmachen würde. Am 1. November 1824 konnte Metzger berichten, er habe wenigstens erreicht, daß der Marquese Tempi nicht ohne sein Wissen anderweitig verkaufe. Zunächst aber rate er, die beiden soeben auf den Markt gekommenen donischen Bildnisse von Raffael — gemeint sind die Bildnisse von Angelo und Maggalena Doni — zu kaufen. Kronprinz Ludwig ging mit Begeisterung auf diese Sache ein, und beauftragte den Historienmaler Wagner nach Florenz zu reisen, um das Urteil Metzgers über die Echtheit der Bilder zu unterstützen. Falls der Erwerb dieser zwei Bildnisse zustande komme, müßte er wünschen, daß die Täubin noch lange nicht flügge werde. Wagner kam am 4. Januar 1825 nach Florenz. „Leider“ (sagt von Reber), denn „in unbegreiflicher

Kurzichtigkeit“ hielt er die beiden Bildnisse für unecht. Damit war die Sache trotz eindringenden und überzeugenden Zuredens von Seiten Metzgers abgetan. Durch den Geheimrat von Savigny erfuhr Metzger, daß auch Preußen einen Raffael zu erwerben wünsche. Am 24. Januar 1826 schrieb Metzger dem nunmehrigen König Ludwig direkt, daß vor einigen Tagen jemand für die Täubin 12 000 Scudi geboten habe. Verschiedene Spuren veranlaßten ihn zu glauben, daß Preußen die Täubin fangen wolle. Schließlich kam der Kauf durch Befehl des Königs Ludwig vom 20. Februar 1828 um den Preis von 15 000 Francesconi zustande. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen war das Geheimnis nicht lange aufrecht zu erhalten. Am Aschermittwoch, so schrieb Metzger am 22. Februar an Dillis, sei der Verkauf schon in der ganzen Stadt bekannt gewesen. „Wir sind der Gegenstand der Gesellschaften. Ich halte mich ganz still zu Hause und höre doch zuviel.“ Marquese Tempi werde sehr kritisiert, besonders, weil er nicht bedürftig gewesen sei, dieses Kleinod zu verkaufen und weil er nicht aus Vaterlandsliebe dem Großherzog von Toscana den Entschluß zum Verkauf geoffenbart habe. Hierüber könnte man, meinte Metzger, vieles den Florentinern antworten. Er denke, man müsse böse Hunde bellen lassen, wenn sie müde seien, hörten sie selbst auf. „Die hier befindlichen Preußen haben mich mit ihrer Freundschaft bis zwei Tage nach dem abgeschlossenen Verkauf sehr gestürmt, seither aber läßt sich keiner mehr bei mir sehen.“ Der Lärm wegen des Verlustes dieses Bildes werde täglich stärker. Die Täubin sei in einer Kiste wohl verschlossen, und obschon er einen Spion, einen Sachsen, in seiner Wohnung habe, so sehe und wisse jener von ihm nichts. Metzger wurde, abgesehen davon, daß er von der Akademie der Bildenden Künste in München eine Künstlerpension von monatlich 41 Gulden 15 Kreuzern bezog, beim Abschluß des Kaufes von König Ludwig dadurch noch besonders begnadet, daß er seinen Knaben in das Münchener Erziehungsinstitut aufnahm. Metzger war also verheiratet, aber nicht mit jener Haustochter, sondern mit Anna Sotani, die ihn überlebte. Am 18. März 1828 kündigte Metzger Dillis seine Reise nach München mit seinem Sohne an. Er wolle das Bild selbst mitbringen. „Die heilige Madonna von Raffael wird hoffentlich unsere Begleiterin nach München sein.“ Die Hauptsache sei, daß er vermittelt der Leute im Hause Tempi nach seinen Ideen den Herrn Marquese zum Entschluß des Verkaufs bewogen habe. Diese Reise verzögerte sich, da der Sohn erst bei Semesterbeginn im Herbst einzutreffen hatte. Von Reber nimmt an, daß Metzger Ende September oder anfangs Oktober das Bild nach München brachte. Der König trennte sich einige Jahre nicht von dem Bild, bis er sich doch entschloß, es der Pinakothek einzuverleiben.

Soviel über die Madonna di Tempi. Aus dem von dem Kunsthistoriker Ludwig Schorn 1821 herausgegebenen Künsteblatt erfahren wir durch den Kunstschriftsteller und Sammler von Rumohr, der sich von 1816—22 in Italien aufhielt, daß Metzger im Dienste eines kunstliebenden deutschen Fürsten — gemeint ist der Kronprinz von Bayern — sich seltene Kenntnisse von der alten Toscanischen Malerschule verschafft und durch eigenes Prüfen und Nachdenken in der Reinigung und Wiederherstellung vorzüglicher Bilder, die nicht in Öl gemalt waren, zum erdenklichsten Grade der Vollkommenheit gelangt sei. Unter Metzgers Leitung hätten in der Folge mehrere begüterte Personen in seiner Wohnung eine Niederlage von ausgesuchten Gemälden errichtet, die sämtlich höchst merkwürdig und zum Teil ebenso schön wie

historisch wichtig seien. Zu den Bedeutendsten davon zählte Herr von Rumohr eine Madonna von Andrea di Luici von Assisi gen. Ingeno. Nach derselben Quelle befanden sich bei Metzger auch kleine Bilder von einem Meister die dem Perigino vorgeleuchtet haben müßten. Kein einziger der gemütvollen Maler des 15. Jahrhunderts aber habe die hohe seelische Schönheit des Giovanni Angelico da Fiesole erreicht. Eines der schönsten Werke dieses Meisters sei jenes in kleinen Figuren gemalte Leben Jesu Christi, das nunmehr in der öffentlichen Kunstschule zu Florenz aufbewahrt werde. Die Kupferstecher Giovanni Baptista Nocchi und Johann Metzger hätten, so berichtete Herr von Rumohr, die Bekanntmachung dieses trefflichen Werkes übernommen. Da ihnen die Erlaubnis erteilt worden sei, zunächst Durchzeichnungen zu nehmen und die Platten nach den Originalen zu vollenden, hätten die Kupferstiche genau die Größe der Gemälde. Die Subscriptionen für dieses Unternehmen wurden im Studium Morghen, bei Metzger selbst in der Via Valfonda (Nr. 4426) — er hatte also seine Wohnung wieder gewechselt — und bei allen auswärtigen Kunst- und Buchhandlungen angenommen. Das ganze Werk sollte aus 12 Heften in je 3 Blättern bestehen. Ein anderes Mal, am 21. Januar 1824 — berichtete Herr von Rumohr, die Kunsthandlung von Metzger habe einen bedeutenden Zuwachs an Mitteln erhalten und ihre Unternehmungen auch auf den Kupferstichhandel ausgedehnt. U. a. habe sie einen bedeutenden Teil der Platten Morghens, die einzeln aufgezählt sind, darunter sein neuestes Blatt, gekauft. Er (Rumohr) werde in der Folge Näheres über den Fortgang einer Unternehmung mitteilen, die ohne Zweifel den italienischen und deutschen Kunsthandel in nähere Berührung bringen, mithin der Kunst überhaupt förderlich sein werde. In demselben Verlag werde nächstens die Madonna mit dem Kind, nach Raffael von Morghen gestochen, erscheinen. In Schorns Kunstblatt vom 26. Januar 1824 wurde bekanntgegeben, Herr Metzger nehme Subscription an auf 10 Kupfertafeln nach den Frescen der Bibliothek des Domes von Siena, gezeichnet und gemalt von Raffael und Pinturichio. Preis jedes Blattes samt Erklärungen 8 Pauli. Später werde noch der Stich von 3 anderen großen Platten nach Dominico Beccafumi unternommen werden. Von den angekündigten 36 Darstellungen aus dem Leben Jesu von Fra Angelico sei das zweite Heft bereits erschienen, der Stich von Nocchi. Im Jahre 1828 ersuchte der preußische Gesandte in Rom, Geheimrat Bunsen, Herrn von Rumohr, bei Herrn Metzger in Florenz ein Bild zu besichtigen und zu begutachten, das zum Ankauf für den König von Preußen empfohlen worden war. Rumohr berichtete darüber, daß Metzger viele Gegenstände besitze, die nach dem bisherigen System der Sammlung in Berlin erwünscht wären. Bald darauf ging ihm vom Gesandten Bunsen die Meldung zu, der König habe den Ankauf der Gemälde bei Metzger genehmigt. Er solle nun den Handel abschließen. Aus dem Briefwechsel Friedr. Wilhelm IV. von Preußen mit Karl Friedrich von Rumohr, veröffentl. im Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen, Bd. 35, wo der auf Grund eines Memorials von Alexander von Humboldt der am 18. Juli 1828 abgeschlossene Kaufvertrag mit Metzger abgedruckt ist, erfahren wir, um welche Gemälde (13 an der Zahl) es sich dabei gehandelt hat. Rumohr hatte versichert, daß ihm die angebotene Sammlung lieber sei als die soeben vom König von Bayern gekaufte Madonna di Tempi. Unter den gekauften Gemälden befand sich nach einem Schreiben des Gesandten Bunsen an Friedrich Wilhelm IV. ein höchst

interessantes und anmutiges Jugendbild von Raffael und zwei der berühmtesten Bilder des 15. Jahrhunderts von Boticelli und Philippino. Im folgenden Jahr 1829 kam durch die Vermittlung Metzgers ein zweiter großer Ankauf für das Berliner Museum aus dem Besitz eines Grafen Nerli zustande. Darunter befanden sich zwei Raffael, eine Madonna von Leonardo da Vinci und 5 Bilder von Andrea de Sarto. In dem Briefwechsel über diese Ankäufe ist wiederholt von dem sehr achtungswerten, äußerst redlichen Kunsthändler Metzger die Rede. Die Könige von Bayern und Preußen wetteiferten damals, wie wir sehen, um den Besitz italienischer Bilder. Die Güte des trefflichen Metzger, so berichtete Herr von Rumohr, habe die Unterhandlung leicht gemacht. Er sei in seinem freundlichen Sinn beim ersten Ankauf so gut gewesen, ein frisch angekauftes Bild von Boticelli, es sogleich ohne allen Gewinn abtretend, den übrigen Gegenständen beizugesellen. Während der Verpackung, der er beiwohnte, habe Metzger ein bemaltes Kreuz — gemeint ist wohl ein Kreuzigungsbild — im Geschmack der Schule von Perugia hervorgezogen und gefragt, ob er glaube, daß es dem König oder doch den Berlinischen Kunstfreunden Vergnügen machen würde. Es sei ihm (Rumohr) dem Gegenstand und der Schule nach interessant erschienen, worauf Metzger es als ein Geschenk zu den übrigen Gemälden verpackt habe. Er führe diesen Umstand an, weil wegen dieses aus kindlicher Freundlichkeit der Gesinnung nach Berlin geschenkten Kreuzes neuerlich mehrmals ein Vorwurf gegen ihn (Rumohr) erhoben worden sei. Aber man habe dieses Kreuz in Berlin hübsch und interessant genug gefunden, um es wohl eingerahmt in der Kgl. Galerie aufzustellen. Man habe ihm dort den Namen Raffael gegeben. Unter allen Umständen sei eine Arbeit der Schule von Perugia immer des Aufstellens wert. Auch sei es nicht sein eigener, sondern Herrn Metzgers Einfall gewesen, es nach Berlin mitzusenden. In Florenz hatte von Rumohr den Besuch des Kronprinzen von Preußen, dem er in vier Tagen alles Sehenswerte zeigte. Ob auch die Sammlung Metzgers besichtigt wurde, erfahren wir nicht, es wird aber anzunehmen sein.

Wir haben Metzger als Kupferstecher, Bilderrestaurator, Verleger und Kunsthändler sowie von der menschlichen Seite kennengelernt. Hören wir noch, was wir von der badischen Hofmalerin Marie Ellenrieder über ihn erfahren, aus der Biographie von Margarethe Zündorff. Marie Ellenrieder reiste 1825 von Rom über Florenz nach Hause in Begleitung der Malerin Katharina von Predl und dem Maler Joh. Bapt. Maes aus Gent. Zuerst fühlte sie in Florenz eine schmerzliche Beklemmung. „Freilich — so schrieb sie — konnte ich da noch nicht wissen, wie übergücklich ich nach unserer Aufnahme bei dem vortrefflichen Herrn Metzger sein würde. In ihm fand ich eine Schule von Ruhe und Weisheit, einen Ratgeber, ein Vorbild“. Sie wohnte bei Metzger in einem ehemaligen Palast der Malteserritter neben der Kirche Allecancelli. Das Fenster ihres Zimmers öffnete sich gegen den Hauptaltar, so spürte sie die beseligende Nähe Gottes, die sie zu hohen und schönen Gedanken stimmte. Metzger sei ein alternder Mann. Leidend, durch harte Schicksale in sich selbst zurückgedrängt, habe er wenig Umgang mit anderen, doch empfehle man alle an ihn, denen man gute Aufnahme und einen freundlichen Führer in der Stadt am Arno sichern möchte. Gespräche mit Metzger lenkten Marie Ellenrieder wieder zu sich selbst, sie beginnt wieder aufzuhorchen und zu lernen und möchte das, was er gesagt, nicht gegen Geld tauschen. Das Problem der Form und Farbe wurde erör-

tert, das Ringen um den adäquaten Ausdruck des geistigen Gehaltes einer Darstellung beschäftigt sie. Metzger sagt ihr, wie die Alten es hielten, an deren Bildern auch Raffael sich geschult habe. Überglücklich ist sie, als der Meister sie bittet, ihre römischen Arbeiten ansehen zu dürfen. „Das war eine köstliche Stunde, schrieb sie — als heute Herr Metzger meine Arbeiten mit mir durchging und sein freundschaftliches Urteil darüber aussprach. Bei Johannes und Cäcilie rügte er, daß die Engel mithandeln, die doch von den Heiligen nicht bemerkt werden sollen. Und wenn die Cäcilia die Hände innig ans Herz drücke, würde dies ein erhöhtes Gefühl ausdrücken. Er beklagte auch die traurige Versäumnis, daß junge Künstler nicht immer aufmerksam gemacht würden, den Ausdruck und die Bewegungen im Leben zu suchen, sich eine schnelle Auffassung anzugewöhnen und dies als die erste Aufgabe des Studiums zu betrachten. Und habe man die Aufgabe einen großen Heiligen zu malen, wie sie jetzt den hl. Bartholomäus — sie hatte nämlich mit den Studien zu diesem Bilde für die Kirche in Ortenberg begonnen — wie sehr müsse da die Idee von großen Helden gesteigert werden. Der Apostel Bartholomäus werde im Bilde mehr zurückweichen, wenn die Engel nach der Mitte gewendet seien. Als Landschaft müßte ein warmer Morgen dazu gemalt werden. Die Farben aber aufschreiben, wie man sie am Morgen sähe, wäre nicht nützlich, sondern sie beachten, empfinden, in der Seele auffassen und behalten, daß man sie sich zur Zeit der Anwendung lebhaft vorzustellen vermöge. Im Malen liege alles im Dosieren. Eine Farbe könne die andere fressen. Es gehe alles ins Unendliche, was ein Maler zu denken und zu studieren habe. Daher habe Herr Metzger gesagt: „Wenn ein Maler nicht demütig ist, soll er kommen und hören, und er wird demütig werden.“ Das Leben mit den Freunden im Hause Metzger, die Betrachtung edelster Kunstwerke werden Marie Ellenrieder zu einer Schule der Innerlichkeit, die ihr ferneres Leben fast stärker beeinflußt als der Aufenthalt in Rom. Im Herbst 1838 reiste Marie Ellenrieder wieder nach Italien. In Florenz sah sie den treuen alten Freund Metzger wieder, der ihr vorsorglich eine Wohnung beschafft hatte, nicht so intim und romantisch wie vor Jahren im Malteserhaus, aber wohnlicher. Zu Metzger findet sie kein rechtes Verhältnis mehr. Er ist so müde und weltflüchtig.

In Freiburg war im Jahre 1830 Metzgers Gönner Baron Karl von Baden gestorben. Auf Grund vorgefundener Abrechnungen glaubten die Erben Ansprüche an Metzger zu haben. Man holte zunächst eine Auskunft über Metzger ein, die dahin lautete, daß er in Diensten des Königs von Bayern stehe und seine Einkäufe in Gemälden in Italien besorge. Er genieße sehr guten Ruf und sei als ein wohlhabender Mann bekannt. Da Metzger von dem verstorbenen Baron immer mit viel Nachsicht und Güte behandelt worden sei, wollten die Erben dieses Verhältnis so viel wie möglich erhalten und wandten sich deshalb direkt an ihn um eine Erklärung. Mit Schr. vom 28. September 1833 erklärte Metzger, obwohl Karl von Baden Zeit seines Lebens keine Forderung mehr erhoben hatte, aus Dankbarkeit sich zur Zahlung von 1 100 Gulden nach Abzug von 200 Gulden für gelieferte Kunstgegenstände, zahlbar in drei Raten, bereit.

Nach einer Mitteilung des kunsthistorischen Instituts in Florenz ist Metzger in Florenz am 10. Februar 1844 in Via d' Ginori gestorben, und zwar benestante, also wohlhabend. Hingegen lautete eine der Firma Artaria in Fontaine am 9. August

1844 erteilte Auskunft dahin, daß Metzger nicht reich gestorben sei. Früher habe man gesagt, er habe gar kein Vermögen hinterlassen, und diese allgemeine Meinung bestehe noch bei allen Leuten, die ihn gekannt hätten. Er habe auch keine Liegenschaft besessen, nicht einmal das Haus, welches er bewohnte.

Zu sagen wäre auch noch, daß das von Metzger in seinem Siegel geführte Wappen im gespaltenen Schild heraldisch rechts oben in schwarz eine Eule, unten als redendes Zeichen für den Namen in rot einen gehörnten Ochsenschädel, links in grau drei Vögel im Flug übereinander zeigt.

Sie erwarten nun gewiß von mir, daß ich Ihnen einige Proben von Metzgers Kunst zeigen kann. Wir haben gehört, daß er viele Jahre als Gehilfe Morghens tätig war, und von ihm tüchtig ausgenutzt wurde. Das kunsthistorische Institut in Florenz schrieb mir im Jahre 1934, das Verhältnis Metzgers zu Morghen würde sich wohl nur in einer Spezialarbeit über Morghen aufklären lassen. Man müßte also wohl das ganze Werk Morghens aus jener Zeit daraufhin untersuchen, in wie weit Metzger an ihm beteiligt war. Zu eigenen Arbeiten ist Metzger infolgedessen, wie wir gehört haben, wenig gekommen. Immerhin konnte ich einige selbständige Arbeiten feststellen, die er als reproduzierender Kupferstecher verfertigt hat. Die Kunsthandlung Artaria in Wien schrieb mir, der Name Metzger sei ihr wohl bekannt, aber Näheres über ihn wüßten sie nicht. Daß er ein Bildnis des Erzherzogs Karl gestochen habe, wüßten sie auch. Die staatliche graphische Sammlung in Dresden konnte mir einen Reproduktionsstich von Metzger nachweisen. Er befindet sich in dem großen Werk: *Le musée français . . .* (publié par Robillard-Peronville et Laurent,) Paris 1803, Bd. 1. Dargestellt ist St. Romouald nach einem Gemälde von André Sacchi.

Aber wenigstens eine bedeutende Handzeichnung von Metzger kann ich Ihnen zeigen, außer der kleinen Zeichnung für das Proträt des Barons Karl von Baden. Im Nachlaß des Barons befand sich neben vielen Kupferstichen und Gemälden, die genau verzeichnet sind, von der Hand Metzgers die Zeichnung des Kopfes von Leonardo da Vinci nach dem um 1600 gefertigten Idealporträt in den Officien zu Florenz. Nach dieser Zeichnung Metzgers hat Morghen, wie ausdrücklich in den Nachlaßakten vermerkt ist, das Porträt Leonardi da Vincis gestochen, wohl ein Beweis, für den Anteil, den Metzger in den Stichen Morghens gehabt hat. Die Gattin unseres Freiburger Architekten Fritz Schreiber, deren Großmutter eine geborene von Türckheim ist, war so liebenswürdig, diese Zeichnung Metzgers dem Verfasser zu überlassen.

Und nun zu guter Letzt noch eine Überraschung. Als ich einmal zu Beginn des Dritten Reiches, in der Rassenkunde des Deutschen Volkes von Prof. Günter blättere, fiel mein Blick auf die Abbildung eines interessanten Kopfes mit der Unterschrift: Johann Metzger, Kupferstecher. Nordisch, vielleicht mit geringem dinarischen Einschlag. Augen blau, Haar und Bart goldblond. Von Professor Günter erfuhr ich dann, daß das Bildnis sich in der Sammlung von Vogel von Vogelstein im Kupferstichkabinett zu Dresden befinde. Es ist ein Aquarell in der Größe von 282 x 230 mm und stammt von dem Tiroler Künstler Franz Lair, der es im Jahr 1843, also ein Jahr vor Metzgers Tod gefertigt hat. Ich bin froh, daß ich mir gleich damals ein

Photo des Bildes aus Dresden bestellt habe. Offenbar von der Hand des Künstlers Lair ist Metzger in der Unterschrift als größter Bilderkenner der italienischen Malerschule und trefflicher Restaurator, früher Kupferstecher, bezeichnet.

ANMERKUNG

- * Das vorstehend gedruckte Vortragsmanuskript aus dem Nachlaß Friedrich Hefeles wurde dem Breisgau-Geschichtsverein von Frau S. Schreiber Freiburg überlassen. Indem wir dafür danken, drucken wir den viel Neues bietenden Vortrag zum Gedächtnis unseres verstorbenen Ehrenmitglieds hier in der Form ab, wie er vorliegt. Eine Redaktion nach dem neuesten Forschungsstand war angesichts des Todes des Verfassers ebenso unmöglich wie die Verwandlung des Vortragstextes in einen Aufsatz.
B. S.

Herkunft und Familie des Freiburger Barockbaumeisters und Stukkators Johann Joseph Meisburger (Meißburger)

Von
HUBERT MEISSBURGER

Auf dem Alten Friedhof zu Freiburg i. Br. steht ein schlichtes Grabkreuz aus Sandstein. Darauf ist in gut lesbarer Antiqua-Schrift zu lesen.¹

HIER RUHET
JOSEPH MEISBURGER
STOCKODOR UND MAURER
MEISTER
GEBOHREN MDCCXLIV
GESTORBEN MCCMXIII
ALT LXIX JAHR

Dieses Grab war meiner Familie bekannt und wurde von ihr in Ehren gehalten. Näheres über Joseph Meisburger wußten wir jedoch kaum.

Zufällig las ich während eines Aufenthaltes in Freiburg in der Badischen Zeitung am 21. April 1980 über eine Kirchenrenovation in Ebringen: „Der Hochaltar ist offensichtlich eine Arbeit des ab 1777 in Freiburg ansässigen Joseph Meisburger.“²

Auf meine Bitte um nähere Angaben schrieb mir Herr Pfarrer Manfred Hermann, Ebringen:³ „Mein Freund, Rektor Hermann Brommer, Merdingen, hat sich schon öfters mit Ihrem Vorfahren beschäftigt. Er war es auch, der zu dem großen Buch von Norbert Lieb ‚Die Vorarlberger Barockbaumeister‘ entsprechende Nachrichten lieferte.“ Und er zitierte aus dem Buch von Norbert Lieb:⁴

„Meisburger Johann Joseph
Baumeister und Stukkator

geboren 5. 7. 1745 Bizau [Bezau]; Eltern: Meisburger Johann u. Meister Maria; seit 1777 Meister und Bürger in Freiburg i. Br.; dort gestorben 1. 4. 1813. Tätigkeit als Baumeister: ca. 1787 Umkirch... Schloß zwei Seitenflügel und hofseitiger Portikus — 1787 Merdingen... Schulhaus — 1787 Neuershausen... Pfarrkirche, Turmhaube mit Laterne, Reparatur des Daches — 1789 Freiburg Ebnet, Pfarrhaus, Umbau unter Beteiligung von Leonhard Wippert — 1801 Freiburg Kaufhaus, Entwurf für Änderung — Freiburg Haus Kaiserstr. 44, Entwurf — 1812 Oberbergen... Kirche.“⁵

„Tätigkeit als Stukkateur:

Meisburger (Meisburger, Meissburger) Johann Joseph 1777/81 Holzhausen... Pfarrkirche (Zuschreibung) — 1779/83 Neuershausen... Schloß — 1781 Freiburg Kartause zwei Stuckmarmoraltäre (1784 versetzt nach Haslach) - 1782/83 Haslach... Kirche — 1786 Stühlingen... Stadtpfarrkirche — 1789 Freiburg-Ebnet, Pfarrhaus, Gipsarbeiten (14. 4. Bewerbung und Kostenschlag, 15. 6. Vertrag)⁶

Pfarrer Hermann setzte in seinem Brief hinzu: „Zur Stukkateur-Tätigkeit müßte jetzt hinzugefügt werden: 1784 Ebringen, Pfarrkirche, Hochaltar (Hartstuckplastiken von Joseph Hörr aus Freiburg), Schloß (heute Rathaus) Deckenstukkaturen in wenigstens drei Räumen... Offensichtlich hat Hörr nach 1777 nur mit Meisburger als Stukkateur zusammengearbeitet.

Übrigens hat sich Meisburger in dem Augenblick in Freiburg niedergelassen, als der bekannte Stukkateur Franz Josef Vogel starb.“

Ein Brief von Herrn Rektor Hermann Brommer, Merdingen, bestätigte diese Angaben:⁷ „Es stimmt — so schrieb er —, daß ich schon Jahre hindurch hinter dem in Freiburg heimisch gewordenen Vorarlberger Stukkateur Joh. Joseph Meisburger her bin. Er war ein frühklassizistischer Stuckkünstler von Bedeutung für den südbadischen Raum, interessant auch als Stuckmarmor-Altarbauer und Baumeister (Bauunternehmer und Architekt). Als er sich 1777 in Freiburg als Bürger und in die Bauzunft „Zum Mond“ aufnehmen ließ, nannte er sich: *seiner Kunst ein stockator, ledigen Standes von Bezau aus dem hinderen Bregenzer Waldt gebürtig* und an anderer Stelle: *Stockator ab der Egg/Bregenzer Herrschaft*.

Herr Brommer wies ebenfalls auf das Buch von Norbert Lieb hin. Er habe die ihm damals bekannten Lebensdaten und künstlerischen Werke zur Verfügung gestellt. Er schreibt: „Seither habe ich jedoch noch mehr wichtige Arbeiten Joh. Joseph Meissburgers entdeckt, z. B. Endingen Peterskirche, Herbolzheim — Maria Sand (Chorstuck), Ettenheim — Pfarrkirche (Chorstuck), Prälatenzimmer in Schloß Ebringen, Choraltafel Ebringen (Abb. 1). Sie sehen, Ihr Vorfahre war ein beehrter Kunsthandwerker. Auch als Baumeister hat er mich immer interessiert, weil er hier in Merdingen das sog. Alte Schulhaus 1787 erbaut hatte. (Vor zwei Jahren (1978) abgerissen).“ Er empfahl mir die Schrift von Friedrich Hefe: „Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. im 18. Jahrh.“⁸

Friedrich Hefe zeichnet ein treffendes Porträt des Johann Joseph Meisburger und sagt u. a.:⁹ „Am 24. April 1777 kaufte er sich mit 100 fl ins Bürgerrecht und mit 20 fl in die Zunft ein, und zwei Tage darauf verlobte er sich mit der Metzgerstochter Elisabeth Horber.¹⁰ Er kam gerade recht, um den Wessobrunner Franz Anton Vogel abzulösen, der am 18. Juni 1777 ohne Nachkommen starb. Wie dieser, war auch Meisburger der einzig berechnete Stukkateur am Platze. Überdies hatte er auch das Zeug zum Baumeister. Bald (1783) geriet er in Streitigkeiten mit den Maurermeistern. Er beanspruchte entweder das Maurermeisterrecht, oder aber den Maurern sollte das Gipsen verboten werden. Doch der Magistrat verwies ihn zunächst auf seine *erlernte Stockodorprofession* und verfügte weiterhin, daß alle Gipsarbeiten (Übertünchen und Verzieren von Decken, Wänden, Gesimsen u. dgl.) den Gipsern d. h. den Stukkateuren, den Maurern dagegen alle Maurerarbeiten verbleiben soll-



Abb. 1. Choraltar in Ebringen von Johann Joseph Meisburger, 1784;
Hartstuckplastiken von Joseph Hörr (zu S. 156).

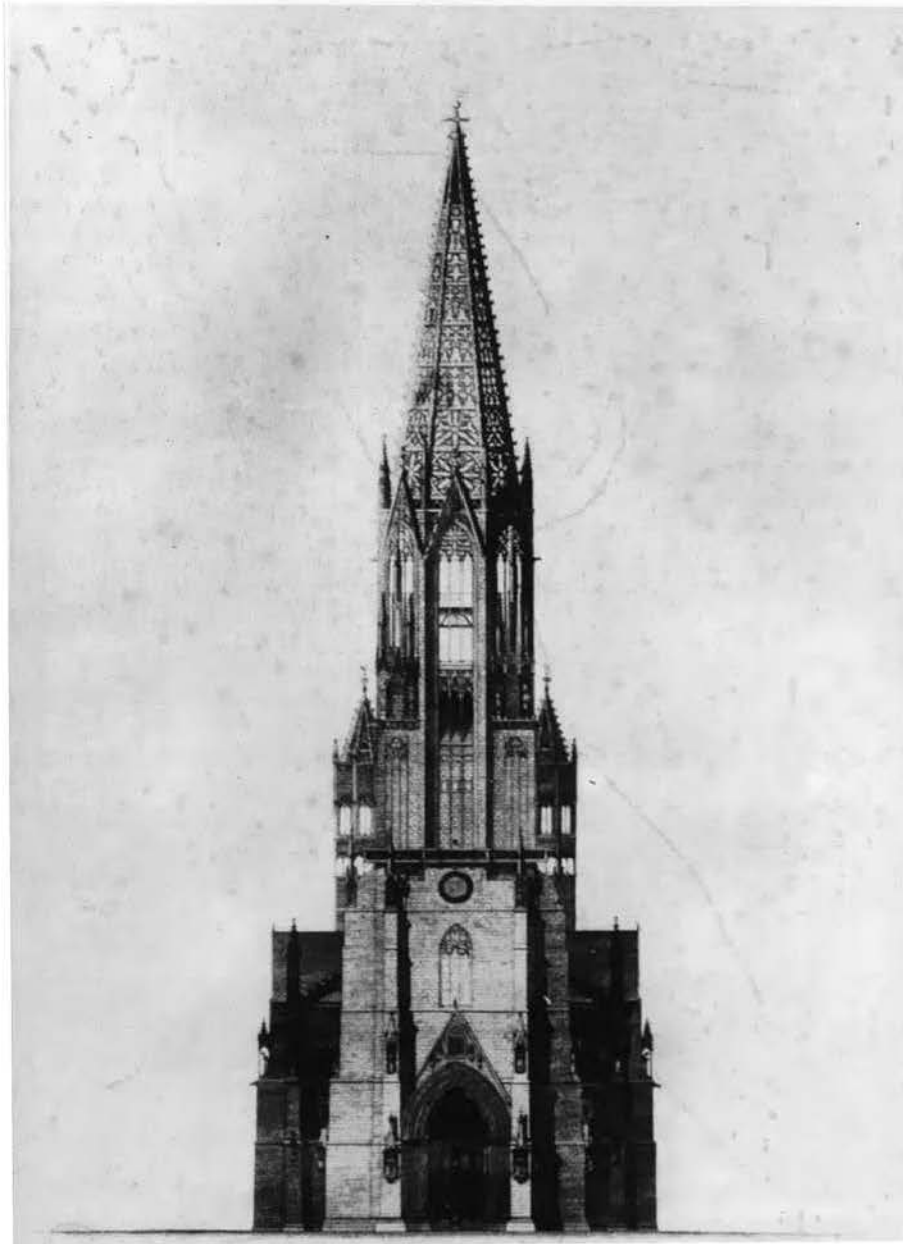


Abb. 2. Kupferstich „Riß des Freiburger Münsters“ von Joseph Anton Meißburger, Kupferstecher und Kunsthändler (siehe auch S. 183 und Anm. 73; zu S. 172).

ten. Aber der Streit ging dennoch weiter. Jetzt beschwerten sich am 21. Januar 1785 die Maurermeister über den als *Stockandor, mithin als Künstler* angenommenen Meisburger. Er rühme sich seiner Geschicklichkeit, die *hoher Stelle* und dem Magistrat bekannt sei, und habe schon bei r *ireren* Gebäuden die *Direktion* geführt, weigere sich aber, ein Meisterstück zu machen. Gipsen sei Maurerarbeit, *Stockandor*- und Gipserarbeit stünden im Verhältnis wie Bildhauer und Schreiner. Schreiner, Gipser und Maurer seien *Professionisten*, Bildhauer und *Stockandor* aber Künstler. Kein hiesiger Geselle dringe wie Meisburger ohne Meisterstück in die Meisterschaft ein. Er habe als *Stockandor, Gipsmarmorschleifer und Vergolder* schon drei *Nahrungsgewerbe*. Doch Meisburger hatte die Behörden auf seiner Seite. Die Regierung, bei der sich die Maurermeister ebenfalls beschwert hatten, verfügte am 16. Mai 1785, er sei ohne weiteres als Maurermeister einzuschreiben, da seine *Arbeiten und Risse* das beste Meisterstück ersetzten. Man wolle mit dergleichen Zänkereien durchaus nicht mehr behelligt sein. Dementsprechend entschied der Magistrat, jedoch mit der Zubilligung, daß auch die Maurermeister fortan Gipsarbeiten ausführen dürften. Als diese sich trotzdem weigerten, Meisburger als Meister anzuerkennen, verfügte der Magistrat die *Exekution* gegen sie in der Weise, daß sie dem exequierenden Gerichtsdienner in den ersten acht Tagen 40 Kreuzer, alsdann täglich 1 fl zu bezahlen hatten. Das half. Meisburger fertigte 1801 einen Riß für die Veränderungen im Kaufhaus. Noch erhalten ist sein schöner Aufriß für das stattliche Haus Kaiserstraße 44, dessen Architekt er also war. Er starb am 1. April 1813 im achtundsechzigsten Lebensjahr im Haus zum heiligen Licht (Münsterplatz 21) an Brustwassersucht und gänzlicher Auflösung des Bluts.“

„Als Maurergeselle und Palier diente bei Meisburger seit 1788 sein Namens- und wohl auch Blutsvetter Joseph Meisburger von Bizau [Bezau]. Durch seine Sparsamkeit hatte er 1803 ein Vermögen von 1800 fl beisammen. Bisher nur sogenannter Guldenbürger, wäre er nun gerne Vollbürger geworden, konnte sich aber nicht entschließen, eine Bürgerstochter zu heiraten, wie der Magistrat es wünschte. Dennoch wurde er bald zünftiger Bürger, worauf er eine Auswärtige zur Frau nahm.“ In einer Anmerkung schreibt Friedr. Hefe: „Er starb kinderlos am 17. März 1832. Sein Bruder Johann war Maurermeister in Gebweiler, ein anderer Bruder namens Xaver, Maurer bzw. Feuerwerker in Zürich. Sie waren Söhne von Johann Meisburger zu Bizau.“

„Von den Söhnen des Stukkateurs (Johann Joseph) wurden zwei, Joseph und Alois, Maurermeister, ein anderer, Joseph Anton Meisburger, nach seiner ererbten künstlerischen Veranlagung Kupferstecher und später Kunsthändler. Die Meißburger sind, wie die Hirschbihl, in Freiburg heute [1930] noch nicht ausgestorben.“¹¹

Ein anderer Kenner der Kunst des Oberrheins, der bekannte Freiburger Kunsthistoriker Prälat Prof. Joseph Sauer, urteilt über Johann Joseph Meisburger:¹² „In Freiburg war einer der tüchtigsten Meister der Stukkaturkunst Josef Meisburger aus Bezau (gest. 1. 4. 1813), der auch im Entwerfen von Baurissen sich hervortat.“

Durch Hermann Brommer wurde ich auch auf seinen „Kleinen Kunstführer“ „Pfarrkirche St. Arbogast, Haslach i. Kinzigtal“ aufmerksam gemacht.¹³ Dort wird die Rolle, die Joh. Joseph Meisburger spielte, in folgender Weise herausgestellt:

„(Johann) Joseph Meisburger (geb. 1745 Bizau, † 1813 Freiburg) sorgte mit seinen ausgezeichneten Stuckarbeiten für die frühklassizistischen Decken-, Brüstungs- und Wanddekorationen, die dem Innenraum der Kirche (von Haslach) die charakteristische Note aufprägten. Seit 1777 in Freiburg ansässig, versucht sich Meisburger nicht nur als erfolgreicher Stukkator, Gipsmarmoraltarbauer und Vergolder, sondern auch als Baumeister. Die aus der Freiburger Kartause 1784 nach Haslach übernommenen Seitenaltäre und das Projekt des Jahres 1784 für einen Haslacher Schulhausneubau zeigten auch hier die Vielseitigkeit des Freiburger Meisters. Daß sich Meisburger ab und zu der Hilfe von Bildhauern bediente, beweisen die drei Engelsköpfechen im zentralen Bildfeld des Haslacher Langhauses, die in ihrer Eigenart typische Arbeiten des Bildhauers Hörr sind. Joseph Hörr (1732 bis 1785), der Freiburger Universitätsbürger, schuf Werke von stiller Schönheit, voll Würde und Eleganz; er war der Hauptvertreter des frühen Klassizismus im Breisgau. Die Zusammenarbeit mit Meisburger läßt sich auch an den Engelskindern des Hochaltaraufbaus in der St. Peterskirche von Endingen am Kaiserstuhl ablesen. Ein sonst unbekannter Stukkator, Anton Dorer, kann 1783 als weiterer Mitarbeiter Meisburgers in Haslach festgestellt werden.“ „Stilistisch stimmen die Stukkaturen J. Meisburgers — oft bis in Einzelheiten hinein — mit jenen überein, die in der St. Peterskirche von Endingen am Kaiserstuhl zu finden sind. Dies gilt auch für die Brüstungsdekorationen der Orgelempore mit Musikinstrumenten, Palmwedeln, Lorbeerzweigen, Cäcilia- und König David-Medaillons. Meisburger und seine Mitarbeiter hatten von der spritzigen Lebhaftigkeit des Rokoko Abschied genommen; ihre Arbeiten spiegeln Feierlichkeit und zarte Anmut (Blütengirlanden, Blumenumkränzungen, Zopfgehänge) des frühen Klassizismus wider.“¹⁴

Inzwischen (1982) ist von Hermann Brommer eine weitere Arbeit vorgelegt worden mit dem Titel: „Bauleute und Künstler am Ettenheimer Kirchenbau des 18. Jahrh.“¹⁵ Darin würdigt er die Arbeit des Stukkators Johann Joseph Meisburger (Meißburger, Meusburger) am Chorraum der Ettenheimer Kirche: „Joseph Meisburger (Meißburger, Meusburger) folgte dem Ruf der Abtei Ettenheimmünster und stuckierte 1777 den Chorraum der Ettenheimer Stadtpfarrkirche. Nach Resignation und Tod des Abtes Augustin Dornblueth († 26. Okt. 1775) hatte dessen Nachfolger, Abt Landelin Fluem (1774—1793), den Auftrag erteilt, die Ausgestaltung des Chorraums fertig zu stellen.¹⁶ Am 29. Juni 1777 begannen die Arbeiten. Auf einem kunstreich erstellten, in mehr als 20 Seilen hängenden Gerüst führte Joseph Meisburger sein Werk aus. *Der Stokkator ist ein Burger aus Freiburg, sonsten ein Tiroler von Geburt. Die Stockatorarbeit ist illuminiert als Perlefarb, das Flache oder Glatte weiß.*¹⁷ Mit seiner Herkunftsangabe trug Stadtchronist Machleid entscheidend zur Identifizierung des Ettenheimer Chorraumstukkateurs bei. Möglicherweise beschäftigte Abt Fluem den Meister aus Freiburg gleichzeitig auch bei der 1777 erfolgten Auszierung mit Stuckdekor an Hauptportal und Taufkapelle der Abteikirche Ettenheimmünster.“¹⁸ . . .

Die Verpflichtung nach Ettenheim läßt erkennen, daß er im Chor der St. Bartholomäuskirche sein erstes selbständiges Werk zu vollbringen hatte. Weil mit der Freiburgerin Elisabeth Horber jung verheiratet (26. April 1777), muß Meisburger sich schon vorher eine gewisse Zeit als Geselle in Freiburg aufgehalten und ohne Unter-



Abb. 3. Chorstuck in der Pfarrkirche in Ettenheim von Johann Joseph Meisburger (zu S. 160).

brechung das Stukkateurgeschäft des am 8. Juni 1777 in Freiburg gestorbenen Meisters Franz Anton Vogel (geb. 1720 in Wessobrunn, seit 1747 in Freiburg verheiratet) fortgesetzt haben. Die mit acht Kindern gesegnete Familie des letzten Freiburger Barockstukkateurs wohnte im Haus „Zum Heiligen Licht“ an der Nordseite des Münsterplatzes, einem dem Luftangriff zum Opfer gefallenem Bürgerhaus mit zarter Putzarchitektur in Louis XVI-Formen.¹⁹

„Weil Meisburger 1777 der einzige bürgerliche Stukkateur Freiburgs war, ergeben sich keine Schwierigkeiten bei seiner Gleichsetzung mit dem Vermerk des Stadtchronisten Machleid. Dessen Hinweis auf die Kontrastfärbung der Chorraumstukkaturen in zartem Perlgrau dürfte für eine originalgetreue Restaurierung der Ettenheimer Kirche von größtem Wert sein. Kein Kritiker konnte nach Abschluß der dekorativen Deckengestaltung mehr behaupten, die Abtei Ettenheimmünster hätte nicht wesentlich zu einem würdigen Eindruck des Chorraumes nach dem Geschmack jener siebziger Jahre des 18. Jahrh. beigetragen. Insgesamt machen die Stukkaturen des Freiburger Meisters einen kompakteren, kühleren Eindruck als die Christian Eitels. Das zeigt sich nicht nur an dem steiferen, einheitlich durchlaufenden Profilrahmen des Hauptbildes, sondern auch an den etwas erstarrter wirkenden Bildkartuschen in den pilastergestützten Gewölbezwickeln. Rahmung der Fenster und Stichkappenansätze mit den Wölkchen und Engelsköpfchen an der Spitze tragen nicht nur zur Verdeutlichung der Chorraumstruktur, sondern auch zu deren Rhythmisierung bei. Auffallend ist das Einfließen von zarten Blütendekorationen in das Formenrepertoire der Bild- und Fensterrahmen. Feierliche Würde und zarte Anmut paaren sich zu der eigenen Stimmung des frühen Klassizismus, mit dem die Barockzeit ausklang.

Obwohl es an dieser Stelle Meisburger nicht als Baumeister zu würdigen gilt, darf seine einschlägige Tätigkeit, die manchmal zu Konkurrenzsituationen und Streit mit den zünftigen Freiburger Maurermeistern führte, nicht übersehen werden. Für Schulhausneubauten in Haslach im Kinzigtal und Merdingen (1787) entwarf er die Risse. Flügelbauten am Umkircher Schloß, Pfarrhausbau in Ebnet, Reparatur und Neubau von Kirchen in Neuershausen und Oberbergen/Kaiserstuhl (1812), Entwürfe für Privathäuser machen deutlich, daß Meisburger durchaus fähig war, auch als Architekt und Bauunternehmer seinen Mann zu stehen.“²⁰ . . . „Die eigentliche Bedeutung erlangte er jedoch als Stukkateur. Im Kirchenneubau der Pfarrei Holzhausen (March) weisen die Stuckdekorationen an Orgelempore und Fenstern stilistisch auf Meisburger hin. Einträge in Freiburger Stadtrechnungen und Louis XVI-Stuck in Freiburger Häusern zeigen seine Beschäftigung im profanen Bereich an.“²¹ . . . „Daß er beim Schloßneubau in March/Neuershausen (1781/83) zusammen mit Maurermeister Mathäus Steger/Ettenheim und Maler Franz Joseph Stöber zum Einsatz kam, kann in solcher Kombination nur auf eine Anerkennung seiner Leistungen im Ettenheimer Chorraum rückschließen lassen.“²² . . . „Eine ähnliche Beziehung ergab sich auch zu dem Neubau der Pfarrkirche in Haslach i. K. Baudirektor F. J. Salzmann scheint Meisburger 1782 für die Stuckdekoration seiner dort fertiggestellten Stadtkirche empfohlen zu haben. Nach den frühklassizistischen Stukkaturen an Decken, Emporenbrüstungen und Wänden bemühte sich Haslach um 1784 um den Ankauf von Stuckmarmor-Seitenaltären Meisburgers aus der aufgeho-



Abb. 4. Deckenstuckatur (Glaube, Hoffnung, Liebe) in der Pfarrkirche von Haslach i. K., 1782/83 von Johann Joseph Meisburger; Engelsköpfchen von Joseph Hörr (zu S. 160 ff).

benen Freiburger Kartause, die *der angerühmten Schönheit vollkommen entsprechen*.²³ Zumal der *Meister von Freiburg* den Vorschlag in *hauptsächlicher Rücksicht, in den fürstenbergischen Landen mehrern Verdienst sich zu erwerben*, gemacht hatte, verwundert es nicht, daß er 1786 erneut berufen wurde, um in die von F. J. Salzmänn erbaute Stadtpfarrkirche von Stühlingen zarten frühklassizistischen Stuckdekor einzubringen.²⁴ . . . „Die Meister der Ausstukkierung in der Endinger St. Peterskirche (1775) können zwar nicht aus den Bauakten ermittelt werden, ihre reiche Arbeit hat aber doch mit Sicherheit als ein Werk der Freiburger Vogel-Meisburger-Werkstatt zu gelten, zu der unverkennbare Parallelen im Ettenheimer Chorraum bestehen. Am Stuckmarmor-Hochaltar Endingens (1777) wird außerdem die künstlerische Zusammenarbeit Meisburgers mit Bildhauer Joseph Hörr, dem Hauptmeister des Frühklassizismus im Breisgau, sichtbar, eine fortdauernde Werkgemeinschaft signalisierend, die mit hoher Wahrscheinlichkeit schon vom Vorgänger Franz Anton Vogel übernommen wurde.“²⁵ „Wir dürfen mit Prof. Joseph Sauer in der Beurteilung übereinstimmen, daß der Freiburger Joseph Meisburger in seiner frühklassizistischen Art ‚einer der tüchtigsten Meister der Stukkaturkunst gewesen sei‘.“²⁶

Das geht auch aus dem Tagebuch des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle, hervor.²⁷ Dort wird Meisburger an drei Stellen des Tagebuches als Bausachverständiger und Gutachter erwähnt. So ist unter dem Datum des 7. Februar 1798 zu lesen: *Nachmittag nach Freiburg. Der Baumeister geht ebenfalls nach Freiburg, den Augenschein wegen Baureparation dasigen Gartenschlosses [der Abtei St. Peter gehörend] zu nehmen, welches am folgenden Tag geschah. Nach diesem Augenschein, wobei aus Freiburg der Herr Meißburger und P. Thaddae [Rinderle] gewesen, kann der Dachstock zwar repariert werden, aber an der hinteren Mauer muß ein Stück von 8 Schuh lang ganz abgebrochen und neu aufgemauert werden.*

Unter dem 8. Mai 1798 ist eingetragen: *Da das Schloß Zähringen sehr baufällig war, auch seit langem keine Reparation daran vorgenommen worden, entschloß ich mich unerachtet der ungünstigen Zeitumstände, um den Schaden nicht noch größer werden zu lassen, heuer die wichtigste und nötigste Reparation vorzunehmen. . . Ich fuhr heute mit P. Thaddae und Beda, Herrn Stukkator Meißburger, welcher bei der Untersuchung des Gebäudes beigezogen worden, dahin.*²⁸

Am 23. Juli 1798 trägt Abt Ignaz von St. Peter ein: *Ich fahr nach Freiburg, mit mir P. Anselm wieder zurück nach Bollschweil. Da ich folgenden Tag auf Sölden gehen wollte, redete ich hier mit Herrn Meißburger, Baumeister, wegen dem Steinbruch in Sölden. Er kam am folgenden Tag auch hin. Wir fanden wirklich Sandsteine der besten Art, aber noch in kleinen Stücken, welche nur zu Mauersteinen taugen; doch alle Anzeichen auf einen großen Bruch. . .*²⁹

Der oben schon erwähnte P. Thaddae Rinderle, über den Kurt Schmidt ein beachtenswertes Buch schrieb, hat als Universitätsprofessor und Leiter des Consistorium Oeconomicum der Universität Freiburg die Fachkenntnis und Erfahrung des Baumeisters Joseph Meißburger auch in den Dienst der Universität gestellt.³⁰

So taucht der Name des Baumeisters Meißburger in mehreren Sitzungsprotokollen des Consistorium Oeconomicum der Universität auf, z. B. am 12. Juli 1803:



Abb. 5. Stuck an der Decke und Brüstung in der Pfarrkirche von Haslach I. K., 1783 (zu S. 160ff.).

*Hr. Prof. Rinderle übergibt unter dem 12. d. M. et praesentiert eodem sein Gutachten über die der Universität zugehörige Gebäulichkeit zu Reutte, hauptsächlich über die Baurenovation am Pfarrhause und der Pfarrscheuer daselbst. . . Über die Erbauung des Wohnhauses auf dem Widdumhof werde er seinerzeit einen besondern Bericht geben, wann nemlich H. Prof. Rinderle und der Baumeister Meißburger über den Plan desselben einig seyn werden.*³¹

Dann wieder Sitzung vom 25. August 1803: *Am 16. August 1803 legt Schaffner Bruderhofer den Kostenanschlag des Werkmeisters Meißburger für die Bauarbeiten an Pfarrhaus und Scheuer in Reutte vor, der sich auf 419 fl. 56 Xr. beläuft und zur Ausführung genehmigt wird.*³²

Wieder taucht der Name Meißburger im Sitzungsprotokoll vom 20. Dezember 1803 auf: *Schaffner Bruderhofer meldet die praesentis 19. dieses [Monats], das Schulhaus zu Reutte sey fertig. Nach dem mit dem Baumeister Meißburger darüber errichteten Kontrakt sey dieser Bau durch Sachverständige zu beaugenscheinigen*

. . .³³

Im Sitzungsprotokoll des Consistorium Oeconomicum der Universität vom 10. April 1804 wird von Prof. Rinderle Bericht erstattet: *über die Beaugenscheinigung des neu erbauten Schulhauses zu Reutte, wie auch über die Reparationen, welche am Pfarrhaus und Scheuer daselbst vorgenommen und vollendet worden seyen.* Es wird ein Mängelbericht aufgestellt und festgesetzt, *daß nemlich dem Baumeister Meißburger an dem für besagtes Schulhaus akordierten Bauschilling 150 fl. solange zurückbehalten wären, bis die verbesserlichen Gebrechen hergestellt, und das Abgängige ersetzt sey.*³⁴

Am 19. September 1812 wird im Sitzungsprotokoll der Wirtschaftsdeputation der Universität Freiburg — die Wirtschaftsdeputation ist die Nachfolgerin des früheren Consistorium Oeconomicum, nachdem Freiburg nun badisch geworden war (1805) — festgestellt, *daß die vom Maurermeister Meißburger kürzlich verküttete Brunnen-schaalen in dem Collegium und die Brunnensäul auf der Alten Universität noch rinnen, und also nicht gut gemacht seyen.*³⁵ Ein halbes Jahr nach dieser Eintragung am 1. April 1813 stirbt (Johann) Joseph Meisburger.

Es stellten sich daher die Fragen: Wer war dieser (Johann) Joseph Meisburger, woher kam er, wo lebte er in Freiburg, wie war ich mit ihm verwandt?

Zunächst fand ich im Sterberegister der Münsterpfarre Freiburg folgenden Eintrag: *Im Jahre 1813, den 1. April, nachmittags 4 Uhr starb in der Behausung Nr. 314 im 68. Alter . . . an Brustwassersucht und gänzlicher Auflösung des Bluts und wurde den 3ten des Nachmittags 3 Uhr von dem Hochw. Münsterkooperator zur Erde bestattet, Joseph Meisburger von hier.*³⁶ Sein Grab befindet sich noch heute auf dem Alten Friedhof (s. Anm. 1).

Dort ist auch noch der Grabstein der Ehefrau des Johann Joseph Meisburger, der Elisabeth Horber, erhalten. Es ist ein Sockel mit den Resten eines abgebrochenen Eisenkreuzes.³⁷ Auf dem Stein steht nur: *Elisabeth Meißburger, geb. Horber; gest. 21. April 1833.* Im Sterberegister der Münster-Pfarrei findet sich dazu folgender Eintrag: *Im Jahre 1833, den 21. April, abends um 7 Uhr starb dahier, 79 Jahre alt, Elisabeth Meißburger, geb. Horber; Frau des seligen hies. Maurermeisters Joseph*

*Meißburger und wurde den 23. ds. M. mittags 3 Uhr von den Kooperatoren Knoblauch und Joseph Wiedemann beerdigt.*³⁸

Johann Joseph Meisburger und seine Ehefrau Elisabeth, geb. Horber, waren die Stammeltern einer großen Familie. Sie heirateten am 26. April 1777 und hatten acht Kinder, wovon 7 am Leben blieben. Der Heiratseintrag im Trauregister der Münsterpfarrei³⁹ ist von großer Bedeutung wegen der Herkunftsangaben: *40 Die 26 Aprilis 1777 sponsalia habuere honorabilis iuuenis Joannes Josephus Meusburger ex Egg Sylva Brigandina filius legitimus Josephi et pudentiae virginis Elisabetha filia legitima spectabilis Bartholomaei Horber.*

Aus dem Traubuch geht klar hervor, daß Joh. Joseph Meisburger (Meusburger) als Sohn des Joseph Meusburger aus Egg im Bregenzerwald stammt. Er darf also nicht verwechselt werden mit dem in Bezau geborenen Joseph Meusburger, Sohn des Johann Meusburger und der Maria Meister (geboren 5. Juli 1745). Dieser könnte, wie Friedrich Hefele andeutete, ein Namens- und Blutsvetter des Johann Joseph aus Egg sein.⁴¹ Er darf auch nicht verwechselt werden mit dem 1788 in Freiburg eingewanderten Joseph Meisburger, der Maurergeselle und Palier bei Johann Joseph Meisburger war und 1832 im Alter von 65 Jahren kinderlos starb.⁴² Im Stadtarchiv Freiburg fand ich sehr genaue Aufzeichnungen über die Familie Meißburger von Dr. A. Erggelet.⁴³ Nach diesen Angaben ist Johann Joseph Meisburger (Mysburger, Meusburger) am 27. Dezember 1745 zu Egg (Vorarlberg) als Sohn des Joseph Mysburger und der Catharina Lofflin geboren. So lautet auch nach Auskunft des Pfarramts zu Egg die Eintragung im dortigen Taufbuch.⁴⁴ Zwar steht im Ratsprotokoll der Stadt Freiburg unter dem 24. April 1777 *Joseph Maysburger von Bezau aus dem Bregenzer Wald*⁴⁵ jedoch am 24. Juni 1777 im Aufnahmeprotokoll in die Bauzunft „Zum Mond“: *Joseph Maißburger ab der Egg aus dem Bregenzer Waldt ein Stockodor*⁴⁶ und an anderer Stelle: *Joseph Meisburger — Stockator ab der Egg/Bregenzer Herrschaft.*⁴⁷ Zeitgemäß ist die verschiedene Schreibweise des Familiennamens, da die Orthographie der Namen damals noch nicht fest war. Die Geburtseintragung des Johann Joseph lautet: *Mysburger*; die Traueintragung: *Meusburger*, ebenso sind die beiden Kinder Franz Joseph und Maria Elisabeth unter: *Meusburger* eingetragen, die folgenden Kinder mit: *Meisburger* oder *Meißburger*. Während sich Johann Joseph mit einem s schrieb, wurde der Familienname der Söhne bereits mit ß, also Meißburger geschrieben.⁴⁸

Der Name Mysburger, Meusburger, Meisburger kommt im Vorarlberg und dem Allgäu sehr häufig vor, daher sind die Namensvettern schwer zu unterscheiden.⁴⁹ Der Name selbst soll sich von einer in der Nähe von Egg gelegenen „Mysburg“ = Mäuseburg (vielleicht von Mautburg kommend) herleiten. Dort soll es auch ein Gewann dieses Namens geben.⁵⁰ Je nach Mundart oder willkürlicher Schreibweise verwandelte sich der Name von „Mys“ = zu „Meus“ = zu „Mais“ = bis zu Meißburger.

Der 1777 vom Vorarlberg ins vorderösterreichische Freiburg eingewanderte Johann Joseph Meusburger = Meisburger lebte und starb im Haus „Zum Heiligen Licht“ (Nr. 314 bzw. 21)⁵¹. Dieses Haus lag auf der Nordseite des Münsterplatzes und wurde beim Fliegerangriff am 27. November 1944 zerstört. An seiner Stelle steht jetzt das Haus der Stadtbücherei.⁵² Joseph Schlippe schreibt über dieses

Haus⁵³ „Zum Heiligen Licht“: „Es gab in Alt-Freiburg noch sonst manche künstlerisch nicht uninteressanten Bauten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Zum Schluß sei ein zwar nur bescheidenes, aber charakteristisches Werk erwähnt, die in zartem Relief des Putzes angetragene Fassade des Hauses ‚Zum Heiligen Licht‘, Münsterplatz 21. Bei diesem gleichfalls zerstörten Haus handelte es sich um ein im Kern spätgotisches, vermutlich aus dem 16. Jahrh. stammendes Haus. Schmal, mit nur drei enggereihten Fenstern, stand es an der Nordwand des Münsterplatzes, zwischen dem Kornhaus und dem Palais von Greuth-Wytenbach (zuletzt Volksbücherei). Seine schlichte, eben nicht sehr große Hauswand wurde etwa um 1790 mit den damals gültigen Motiven verziert, wobei lediglich tektonische Elemente verwendet wurden. Ein auch bescheidenes, aber reizvolles Werk, zumal, wenn man neben dieses verschwundene Bild (das gleichfalls verschwundene) Bild der um 1890 protzig aufgedonnerten Fassade des gleichen Hauses legt. . . Wie edel muß dagegen die uns nur durch eine alte Photographie bekannte Putzfassade von etwa 1790 gewesen sein. Sie war wohl ein Werk des Stukkators Joseph Meisburger. Dieser aus Bezaun im Brengener Wald gebürtige Meister war seit 1777 als Stukkator in Freiburg tätig; hier trat er die Erbschaft des Franz Anton Vogel an, der die schönsten Rokokostuckdecken Freiburgs und des Breisgaus geschaffen hat. Daß Meisburger der einzige seines Fachs war, macht die Zuschreibung jener zarten Putzarchitektur in Louis-XVI-Formen an ihn auch schon ohne die Tatsache, daß er ja im ‚Heiligen Licht‘ lebte und starb, mehr als nur wahrscheinlich.“

Das Haus „Zum Heiligen Licht“ wurde 1460 erstmals erwähnt und war lange im Besitz der angesehenen Freiburger Familie Locherer, nach der der Locherer-Altar genannt worden ist. Seit 1775 besaß es der Schwiegervater Johann Joseph Meisburgers, der Metzger- und Zunftmeister Bartholomae Horber.⁵⁴ Sicher verdankt Joh. Jos. Meisburger seine erstaunlich rasche Einbürgerung dem Einfluß des Schwiegervaters.⁵⁵ Am 26. April war dann bereits die Hochzeit mit der Zunftmeisterstochter Elisabeth Horber erfolgt.⁵⁶ Rasch erfolgte infolgedessen auch die Aufnahme in die Bauzunft „Zum Mond“ am 24. Juni 1777.⁵⁷ Bürgerrecht und Zunftrecht waren damals nicht leicht zu erlangen, weil sie mit Privilegien verknüpft waren, die nicht gern mit Neuzugezogenen geteilt wurden.⁵⁸

Im Jahr 1789 ging dann das Haus „Zum Heiligen Licht“ in den Besitz des Joh. Joseph Meisburger über. In diesem Haus wohnte auch der älteste Sohn, der spätere Maurermeister (Franz) Joseph Meisburger, der sicher im Geschäft seines Vaters mitarbeitete, und später der Kupferstecher (Joseph) Anton Meißburger.⁵⁹

Der Name „Zum Heiligen Licht“ kam sicher von der steinernen Friedhofstoteneleuchte, die auf der Nordseite des zuvor als Begräbnisplatz benutzten Münsterplatzes stand.

Um das Münster, „die ruhende Mitte, um die sich alles bewegt“, waren die übrigen Meißburger und ihre Anverwandten angesiedelt. Hier wohnte auch zwischen Münsterbauhütte und der Hauptwache, Münsterplatz 40/42, der zweite Sohn, Domkustos und Münsterfabrikprokurator Johann Michael Meißburger. In der Nähe war die mit dem „Schlüsselwirt“ Josef Kupferschmid verheiratete Tochter, Elisabeth, im Haus „Zur großen Geige“ daheim (Nr. 810/Kaiserstr. 32). Die zweite

Tochter, Katharina, verheiratet mit dem Wachszieher und Zunftmeister Ferdinand Erggelet, wohnte am südlichen Münsterplatz im Haus „Zum Lichtstock“ 295/12 (neben dem erzbischöfl. Palais). Wieder ein paar Schritte entfernt, hatte der jüngste Sohn, der Seifensieder Dominik Meißburger, Urgroßvater des Verfassers, Haus, Hof und Stallung im Haus „Zum Hennenberg“, Nr. 267/Roßgasse 6, spätere Rathausgasse Nr. 6.⁶⁰

Auch die nachfolgenden Generationen besaßen Häuser in der Stadtmitte. Nicht weit vom Münsterplatz entfernt ist die Heimat der Mutter des Verfassers, Tochter des „Kohlerbecks“, des Bäckermeisters Karl Kohler (1840—1912) in Oberlinden Nr. 4, im Haus „Zur Stechpalme“. Von ihm und seinem Sohn Karl (1871—1951) sagt Franz Schneller: ⁶¹ „Die Freiburger braucht man nur an den alten Klingele, den Kohlerbeck oder Viktor Wagner erinnern, das ist für sie Oberlinden.“ Unvergessen, wie er, der Kohlerbeck, im Verein mit den anderen Oberlindenern den Brunnen für Fronleichnam schmückte und ganze Szenen aus dem Leben Jesu in lebensgroßen Figurengruppen darstellte. Hermann Eris Busse, der eine zeitlang beim Kohlerbeck wohnte, setzte ihm in dem Roman Hans Fram mit dem Bäckermeister Rockstroh ein bleibendes Denkmal.⁶²

Lag die Heimat der Mutter des Verfassers im Schatten des Schwabentors, so war das Haus seines Großvaters, (Julius) Hermann Meißburger und später seines Vaters, Hermann (Joseph) Meißburger, überragt vom Martinstor (Niemenstr. 8, Haus „Zum Löwenkönig“). Beide Tore waren damals noch niedriger, wuchtiger und wurden erst um die Jahrhundertwende, in der wilhelminischen Zeit, aufgestockt, das Schwabentor nach dem Zweiten Weltkrieg wieder verkürzt.

Doch zurück zu Johann Joseph Meisburger und seiner großen Familie. Dem vielfachen Brauche der damaligen Zeit folgend, erhielt der älteste Sohn den Vornamen seines Vaters und Großvaters: „Joseph“. Das zweite Kind, ein Mädchen, den Vornamen der Mutter und Großmutter (mütterl.): „Elisabeth“. Ebenso bekam die zweite Tochter den Namen der Großmutter (väterl.): „Catharina“.

Die wohl bedeutendste Rolle der Kinder des Joh. Joseph Meisburger spielte der spätere Domkustos und Münsterfabrikprokurator Johann Michael Meißburger.⁶³ Er wurde am 24. September 1782 geboren, erhielt am 22. September 1806 die Priesterweihe, wurde 1827 Domkustos und starb am 10. März 1854. Sein Grab ist ebenfalls erhalten und liegt an der Nordmauer des Alten Friedhofs. Das neugotische Grabmal zeigt den Namenspatron, den Erzengel Michael. Auf seinem Grab befindet sich auch der kleine Grabstein seiner Mutter Elisabeth, geb. Horber.⁶⁴ Seine Wohnung in Freiburg wurde bereits genannt.⁶⁵ Zuvor war er Pfarrer in Hugstetten. Mit Ausnahme seiner Schwester Elisabeth traute er alle seine Geschwister, taufte ihre Kinder, übernahm zahlreiche Patenschaften in der Familie und half ihnen mit Rat und Tat. Als er am 10. März 1854 starb, wurde er *unter Begleitung der gesamten Domgeistlichkeit . . . von Domkapitular, Münsterpfarr-Rektor Johann Bapt. Orbin* [dem späteren Erzbischof] am 12. März 1854 auf dem Alten Friedhof beigesetzt.⁶⁶ In den Händen des Verfassers befindet sich ein Brief des damaligen Generalvikars und späteren Erzbischofs Hermann von Vicary vom 20. Oktober 1835 an den Domkustos und Kammerer Joh. Michael Meißburger. Er ist vermutlich eine Antwort auf ein Rücktrittsgesuch. (Vgl. Anlage 1).



Abb. 6. Portrait des Johann Michael Meißburger, Domkustos und Münsterfabrikprokurator
(zu S. 169).



Abb. 7. Maria Anne Franziska Meißburger,
geb. Beck,
* 1799 † 1880
(zu S. 172).



Abb. 8. Joseph Anton Meißburger,
Kupferstecher und Kunsthändler,
* 1785 † 1858
(zu S. 172).

Johann Michael Meisburger (Meißburger) wurde Anfang 1827 von der großherzoglichen Landesregierung auf die *erledigte Freyische Praesenzstelle* berufen und hatte zugleich die beiden *Verrechnungen der Münsterfabrik und des Praesenzfonds zu übernehmen*. Diese *Praesentation eines tauglichen Subjekts* wurde als *allerhöchster Spezial-Auftrag* am 4. Juli 1827 bestätigt und am 7. Dezember 1827 auch von Erzbischof Bernard Boll angenommen.⁶⁷ Am 9. November 1827 erhielt er von seinem Erzbischof einen wichtigen Auftrag:⁶⁸ *Wir geben unserem Praesentiar und Münsterfabrikschaffner Herrn Michael Meisburger hiemit den Auftrag und die Vollmacht, die vorhandenen Akten des Bistums Konstanz in Empfang zu nehmen, und anher zu liefern mit der Bemerkung, die schon separierten Akten, welche die Schweiz betreffen, dort in Konstanz zur Absendung nach Luzern zu hinterlassen, die nicht separierten aber anher mitzunehmen, wo sie dann von hier aus, nach ihrer Scheidung dorthin werden abgesandt werden. Ferner hat auch benannter Commissarius, Herr Meisburger, die Einsicht der Paramente und Kirchenggeräte in Konstanz*

*zu nehmen, sowie der Gerätschaften im Seminarium zu Meersburg und dortigen Büchern und das hieher taugliche, doch immer mit besonders schonender Rücksicht auf den Bedarf der ehemaligen Domkirche, anher zu senden.*⁶⁹

Aus der Hinterlassenschaft des Domkustos Joh. Michael Meißburger stammt, außer einem Ölportraitbild, ein geschliffener Glaspokal, der auf der einen Seite einen Kelch mit Hostie, umrankt von Ähren und Weinreben und dem Namenszug „Michael Meißburger“ zeigt. Auf der gegenüberliegenden Seite ist das inkrustierte Profil-Portrait des Deutschen Kaisers Franz II., des späteren Franz I. von Oesterreich zu sehen. Es wurde vermutlich 1830 in der Gräflich Harrachschen Glasfabrik in Neuwelt (Riesengebirge) hergestellt.⁷⁰ Da diese Gläser nicht vor 1826 entstanden sind, ist anzunehmen, daß dieses Schauglas dem Domkustos Joh. Michael Meißburger zum Silbernen Priesterjubiläum (1831) geschenkt worden ist.

Ein anderer Sohn des Johann Joseph Meisburger war der Kupferstecher und Kunsthändler (Joseph) Anton Meißburger. Er wurde am 20. März 1785 geboren und am 17. Februar 1820 mit Maria Anna (Franziska) Beck, der Tochter des „Ochsen“-Wirts Franz Anton Beck und der Franziska Werber aus Seelbach, von seinem Bruder Johann Michael Meißburger getraut. Joseph Meißburger lebte im Elternhaus Nr. 815/Münsterplatz 21. Er starb am 18. November 1858 und wurde auf dem Alten Friedhof nördlich der Friedhofskapelle beerdigt.⁷¹ Fast alle seine Kinder verstarben auffallend jung.⁷² Einer seiner Söhne war Student der Medizin, später Soldat „in päpstlichen Diensten“, eine der Töchter Klosterfrau in Warendorf/Westf. bei den Sacré-Coeur-Schwestern.

Von Joseph Anton Meißburger besitzt der Verfasser einen Kupferstich des Freiburger Münsters, vermutlich aus dem Jahr 1807 (Abb.2). Diese Jahreszahl ist unterhalb der Münsterturm-Uhr zu lesen. Auf der linken unteren Seite des Kupferstichs steht: „Maßstab in Wiener Schuh; aufgenommen und gezeichnet von Jos. Heckle“. Auf der rechten Seite: „gestochen von Anton Meiszburger“. Hermann Brommer schreibt in seiner Tuniberg-Schrift: „Adjunkt Heckle machte unter anderem 1804 von sich reden, als er einen vielbewunderten Riß des Freiburger Münsters zeichnete.“⁷³

In meiner Kinderzeit erzählten meine Eltern, dieser Kupferstich sei dem Großherzog von Baden überreicht worden, um ihn für Freiburg als Bischofsstadt zu gewinnen. Neben Freiburg bewarben sich Rastatt und Bruchsal um den Bischofssitz. Die Entscheidung fiel 1821 für Freiburg als Bischofsstadt, denn „es habe einen Tempel, der keiner Kathedrale an Würde weiche . . . ; jeder Kunstkenner und Fremde bewundere ihn.“⁷⁴

Welche Rolle der von Heckle gezeichnete und von Anton Meißburger gestochene Riß des Münsters dabei spielte, geht aus einem von Hefele zitierten Brief⁷⁵ hervor. Da der Brief des Ministerialrats Häberlin aus Karlsruhe, eines früheren Stadtpfarrers von St. Martin, Freiburg (1788—1810), an seinen geistlichen Mitbruder, den Stadtrat Weiß in Freiburg, vom 7. Juni 1818 in seiner herzerfrischenden Unmittelbarkeit „uns interessante Blicke hinter die Kulissen gestattet und für die Geschichte des Erzbistums wie des Landes und der Stadt Freiburg von Bedeutung ist,“ sei er als Anlage mit geringen Kürzungen nochmals mitgeteilt (Anlage 2).⁷⁶



Abb. 9. Geschliffener Glaspokal aus Böhmen von ca. 1830 aus dem Besitz des Domkustos Joh. Michael Meißburger mit Bild Kaiser Franz I. von Österreich (zu S. 172).

Außer dem ältesten Sohn (Franz) Joseph, war auch der vierte Sohn des (Johann) Joseph Meisburger, Alois, Maurermeister geworden. Er wurde am 20. Februar 1787 in Freiburg geboren, starb am 12. April 1858 zu Kenzingen und war Bürger in Ebersweier. In erster Ehe war er verheiratet mit Katharina Messerschmitt, gestorben 29. April 1826. Durch Zufall habe ich ihren Grabstein auf dem Alten Friedhof entdeckt, ganz in der Nähe des Grabes von Johann Joseph Meisburger.⁷⁷ In zweiter Ehe war Alois verheiratet mit Anna Löffler, Hochzeit am 8. Februar 1827. Die Ehe wurde geschieden am 13. Juni 1840. Anna Löffler starb am 15. Februar 1863 in Freiburg. Alois Meißburger baute 1822—1824, nach dem Plan des Kreisbaumeisters Arnold, die Pfarrkirche in Zähringen und 1827/28 die Pfarrkirche in Ebersweier.⁷⁸

Nach Alois wurde dem (Johann) Joseph Meisburger ein Kind, Ferdinand, am 13. Oktober 1788 geboren,⁷⁹ das aber bald gestorben sein muß. Das 7. Kind war ein Mädchen, Maria Anna Katharina,⁸⁰ das am 1. Februar 1792 zur Welt kam. Sie heiratete am 23. August 1813 den verwitweten Wachsspinner und Zunftmeister Ferdinand Erggelet, der in der Salzstraße und später am Münsterplatz im Haus „Zum Lichtstock“ neben dem erzbischöflichen Palais wohnte. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, wovon drei im Säuglingsalter starben. Katharina Erggelet, geb. Meißburger, starb im Alter von 28 1/2 Jahren am 12. November 1820. An ihrem Grabe trauerten drei unmündige Kinder, der 15jährige Ferdinand und die 11jährige Ottilie aus der ersten Ehe ihres Mannes und ihr eigenes 5jähriges Kind Eduard. Ferdinand Erggelet heiratete, der Kinder wegen, ein drittes Mal.

Der jüngste Sohn des Johann Joseph Meisburger und der Elisabeth Horber war Dominik (Balthasar), der Urgroßvater des Verfassers. Er wurde geboren am 3. August 1793 zu Freiburg und am 4. August getauft. Er betrieb eine Seifensiederei und heiratete in erster Ehe 1820 Josefa Stehle, die 1828 verstarb. Von ihr hatte er zwei Kinder, Joseph Meißburger, geb. 24. März 1823, gestorben am 4. April 1864, Bierbrauer, verheiratet mit Anna, geb. Reutti. Joseph M.'s Grab ist heute noch auf dem Alten Friedhof erhalten.⁸¹ Das andere Kind, Anna Meißburger, geb. 27. Dezember 1827, wurde Klosterfrau in Lichtental (O. Cist.) und erhielt den Klostersnamen: Maria Josepha. Nach dem Tode der ersten Frau heiratete Dominik Meißburger am 5. Juli 1832 Barbara Steiger, Tochter des Bäckermeisters Dominik Steiger und der Barbara Dufner.⁸² Wieder war Johann Michael Meißburger Trau-Pfarrer. Barbara Steiger war am 9. November 1806 in Freiburg geboren worden und starb dort am 9. Mai 1876. Aus dieser Ehe entstammten vier Kinder: (Joseph) August Meißburger, Seifensieder, geb. 31. März 1833, gest. 26. Juni 1872. (Julius) Hermann Meißburger, Großvater des Verfassers, Blechnermeister, geb. 27. Februar 1835, gest. 3. Oktober 1907. Daß auch er zeichnerisch begabt war, zeigt eine lavierte Ansicht des Franziskanerplatzes zu Freiburg, die er als elfjähriger Bub 1846 anfertigte.⁸³ Hermann Meißburger hatte noch zwei jüngere Brüder, Raimund, Küfermeister, geb. 19. Oktober 1839, gest. 17. Februar 1870, verheiratet mit Elise Zimmermann, und Albert Meißburger, Schreinermeister, geb. 29. Mai 1845.

Dominik Meißburger lebte in der Roßgasse 6/Rathausgasse 6 zwischen Kaiserstraße und Franziskanerplatz, heute „Alte Burse“. Er muß ein Pferdenarr gewesen sein, denn er hatte es in der Freiburger Bürgerwehr zum Secondelieutenant der Kavallerie gebracht.⁸⁴ Eine Lithographie aus dem Jahre 1840, die das „Bürger-Mili-

tair-Corps der Hauptstadt Freiburg“ zeigt, läßt ihn hoch zu Roß als zweiten von rechts in der mittleren Gruppe erkennen (Profil). Noch zu meiner Kinderzeit bewahrten meine Eltern den martialischen Kürassierhelm, den feinziselierten Degen und die schwere Reiterpistole auf (Abb. 10).

Bei der Nachprüfung dieser Angaben in den Adreßbüchern von 1830, 1840, 1850 stieß ich im Stadtarchiv auf eine geschichtlich interessante Tatsache. Während im Adreßbuch von 1840 noch genaue Angaben über Offiziere und Mannschaften des Bürgermilitärkorps gemacht wurden, war 1850 an Stelle des „Bürgermilitärkorps“ das „Könlgl. Preußische-Besatzungskorps“ getreten. Das war die Antwort auf 1848.

Dominik Meißburger, der jüngste Sohn des Johann Joseph, starb am 3. Juni 1871 und wurde auf dem Alten Friedhof beigesetzt. Sein Grab (Holzkreuz) ist nach dem Zweiten Weltkrieg verschwunden. Es lag dicht am Südeingang (rechts), gegenüber dem Rotteck-Grab.

Wie schon erwähnt, war der zweite Sohn aus der zweiten Ehe des Dominik Meißburger, der Großvater des Verfassers (Julius) Hermann Meißburger. Er wurde am 27. Februar 1835 geboren, war Blechnermeister und heiratete am 30. Juni 1862 Maria Rosa Luise Kupferschmidt, geb. 24. September 1836 in Konstanz-Peters-



Abb. 10. Dominik Meißburger (Mitte),
Kavallerie Secondelieutenant des Freiburger Bürgermilitärkorps, 1840.

hausen. Sie war die Tochter des Joh. Joseph Kupferschmidt und der Rosa Waidele. Luise Meißburger, Großmutter des Verfassers, starb am 8. April 1874. (Julius) Hermann Meißburger und sie hatten drei Kinder, den Vater des Verfassers, Hermann (Joseph), geb. 14. Juni 1863, Ludwig, geb. am 17. Oktober 1864, und Rosa, geb. am 14. Mai 1866. (Julius) Hermann Meißburger heiratete nach dem Tode der ersten Frau die verwitwete Maria Herrmann, geb. Mutschler, die einen Sohn, Willi Herrmann, in die neue Ehe brachte. Das war der spätere Besitzer des Hauses „Papier-Herrmann“ am Siegesdenkmal. Hermann (Julius) Meißburger starb am 3. Oktober 1907 und ist auf dem neuen Friedhof im Familiengrab beigesetzt.

Der Vater des Verfassers Hermann (Joseph) Meißburger, geb. 14. Juni 1863, war, wie sein Vater, Blechnermeister und hatte, wie er, sein Geschäft in der Niemensstraße 8, dem Haus „Zum Löwenkönig“. Er heiratete am 19. Mai 1908 Sophie Kohler, die Tochter des angesehenen Bäckermeisters Karl Kohler, Oberlinden 4. Er starb am 25. Juni 1928, seine Ehefrau, obwohl 20 Jahre jünger, überlebte ihn nur zwei Jahre. Am 3. Juli 1930 starb sie, viel zu früh, vier Kinder zurücklassend.

Der Älteste, Hermann (Joseph), geb. 30. März 1909, von Beruf Kaufmann, kümmerte sich um die jüngeren Geschwister, der zweite, Wilhelm (Ludwig), geb. 30. Januar 1910, beim Tod der Mutter bereits Theologiestudent, trat in die Benediktiner-Erzabtei Beuron ein und erhielt den Ordensnamen P. Fulgentius OSB. Am 25. Juli 1937 wurde er zum Priester geweiht. Im Zweiten Weltkrieg war er Sanitätssoldat und fünf Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Als Infirmar verunglückte er bei einem Krankentransport am 21. Juli 1972 tödlich. Das dritte Kind Hubert (Karl), geb. 14. Mai 1916 (der Verfasser), kam, wie seine jüngere Schwester, Maria, nach dem Tode der Eltern ins Internat. Hermann heiratete 1939 die Mannheimerin Emmy Grzywotz. Aus dieser Ehe stammt ein Sohn, Jürgen, Dipl. Physiker. Der Verfasser, Hubert, heiratete am 30. Juni 1945 als Student in Heidelberg Annemarie Carstens. In Heidelberg sind auch die Söhne Michael (Wolfgang Wilh.), Jörg (Hermann) und Martin geboren. Seine Schwester Maria heiratete 1944 Franz Fuchs † in Freiburg. Sie hat drei Töchter, Erika, Ursula † und Ilse.

Der zweite Sohn (des Verf.), Jörg (Hermann), geb. 29. November 1946, führt das künstlerisch-handwerkliche Erbe der ehemals Vorarberger Meisterfamilie als Dipl.-Graphiker und Designer, jetzt als Werklehrer, fort.

Prof. N. Lieb sagt zu Recht:⁸⁵ „In Ahnenreihen und Sippengruppen kann man die Vererbung der Begabung beobachten . . . Das künstlerische Talent hat in manchen Familien . . . noch weit ins 19. Jh. fortgedauert bis zur Gegenwart.“

Hochw. Herr Domkustos und Kammerer!
Hochverehrtester Herr und Freund!

Ihre heute eingegangenen zwei Eingaben haben mich so sehr niedergeschlagen, daß mir alle Lust zum Arbeiten und Rechnen vergangen ist; es wirkte wie ein Donner-
schlag auf mich; Sie, die bisher leitende Seele unserer Domstiftseinrichtung wollen
uns verlassen, ich weiß gar wohl, daß Sie überaus beschwert sind, und auch Verdruß
erleiden . . . belieben Sie zu bedenken, es ändere sich in unserem unvollkommenen
Leben alles; so kann auch das Sie Beschwerende, schwer Drückende sich wieder
ändern; geben Sie mir zutrauliche Fingerzeige, ich bin zu allem bereit, zur Hebung
Ihres beschwerenden Standpunktes mitzuwirken, nur verlassen Sie ihre Stellung
nicht, welche niemand auszufüllen vermag, wie Sie, mit Ihrer unermüdlichen Thä-
tigkeit, tiefen Einsicht, zweckgemäßen Energie; verlangen Sie, was Sie wollen, nur
verlassen Sie Ihre Stelle nicht; Ohne Sie möchte ich auch nicht mehr da seyn; tragen
wir mit Geduld, Gott opfernd unsere Bürden, und erleichtern wir uns durch freund-
schaftliches Zusammenwirken und zutrauliches Mitteilen — rechnen Sie sicher auf
mein Mitwirken zu allem, was Sie wünschen und zutraulich an mich bringen; ver-
schaffen Sie sich Erleichterung durch Überlassung solcher Geschäfte, die nicht Ihre
besondere Einsicht fordern — doch genug! Ich hoffe, Sie werden meine Kümmer-
niß berücksichtigen, und meine inständige Bitte erhören, ja nicht Ihre Stelle, die so sehr
wichtig ist, verlassen und die bey mir liegenden Gesuche zurücknehmen —? und
werden mir nur Winke geben, was ich zu Ihrer Erleichterung beytragen soll?

Mit innigster Verehrung und
Hochachtung verbleibend
Ihr
dankerkennender
aufrichtiger Freund
+ Hermañ v. Vicary

Hochwürdiger Herr Stadtrath,
Verehrungswürdigster!

Länger kann ich nicht umhin, Eurer ect. etwas im Vertrauen zu eröffnen, das Sie ebenfalls subrosa, wie Sie es für gut finden, den Tit. Hr. Hr. Stadtdirektor Schnetzler, Oberbürgermeister Adrians und etwa auch Hr. Präsenz-Rektor Boll, welchen namentlich ich meinen Respekt vermelde, mitzutheilen die Güte haben wollen. Noch aus alter Anhängigkeit und Achtung gegen die Stadt Freyburg sowohl als um der guten Sache willen hatte ich bisher mit den sehr vielen Feinden des Oberlandes und in specie der Stadt Freyburg manche Kämpfe zu bestehen, die wirklich am heftigsten sind, da es um die endliche Bestimmung des Bischofsitzes zu thun ist. Es geschah in meiner Gegenwart schon früher, wo Se. Königl. Hoheit selbst Ihre Zuneigung gegen Freyburg aussprachen. Ein böser Mensch widersprach aus ganz unrichtigen Gründen, die ich wiederlegte, mit der ehrerbietigsten Bemerkung daß nicht nur der größte Vorteil des Staatsaerarii, sondern alles für die Verlegung des Bischofsitzes nach Freyburg spreche: a) der prächtige, von den Herzogen von Zähringen erbaute Münstertempel, welcher vom Jahre 1529 bis 1678 schon ehemals die Domkirche des Basler Hochstifts gewesen ist; b) die an dieser Kirche mit Gütern, Gefällen und Häusern wohl gestiftete Klerisey; c) die sonst disponibeln herrschaftlichen Gebäude; und d) die Lage der Stadt Freyburg selbst, welche netto in der Mitte der katholischen Pfarreyen, für welche das Bistum errichtet wird, gelegen ist, . . . Wenn nun das Bisthum von Konstanz hinweg soll, weil diese Stadt am Ende des Landes liegt, so hat man Grund, es nach Freyburg und nicht nach Rastadt oder gar Bruchsal zu verlegen, welche zwei letztere ebenfalls in der Wahl sind; denn so käme der Bischofssitz beynahe an das andere Ende der katholischen Pfarreyen, weil von Konstanz bis Rastadt 500 und bis Bruchsal 550 Pfarreyen sind. Dessen ungeachtet war man noch vor 14 Tagen für Bruchsal gestimmt, wovon jedoch, weil es zu toll gewesen, abgegangen wurde. Jetzt aber sucht ein Canaille seinen längst schon gehabtten Plan durchzusetzen, daß das Bisthum nach Rastadt komme und und das dortige Residenzschloß zur Unterbringung des Bischofs, des Domkapitels, der Vikarien, des Seminariums, des Emeriten- und Demeritenhauses etc. hergestellt werde, obschon in Rastadt keine Cathedral- oder Dom-, sondern eine eigentliche Dorfkirche ist, welche man in den Chor des Freyburger Münsters hineinstellen könnte . . . Hätte die Sache keine andere Folge, als daß die Stadt Freyburg den Bischofssitz nicht erhält, so könnte man es geschehen lassen. Allein obiger Canaille, mit mehreren gegen Freyburg aufgebracht, trägt auch darauf an, nicht nur zur Herstellung des Rastadter Schlosses den Erlös von Freyburger Gebäuden zu verwenden, sondern sogar entbehrliche Benefizien mit ihren Gefällen etc. von da nach Rastadt zu versetzen, weil außer einem Pfarrer und zwei Kaplänen allda sonst keine gestiftete Klerisey ist.

Ich glaube zwar nicht, daß der Schurke mit letzterem Projekte reussiert. Allein, was geschah nicht schon in der Welt? Wie wäre es nun! — Oft wirkt ein unbedeuten-

der Umstand und unschuldiger Kniff mehr als auch die gründlichste Darstellung. -
Wie ich hörte, besaß der selige Hr. Baudirektor Fischer die Münsterkirche samt
Thurm in einer Rahme. Könnte sie nicht, wenn sie schön und zu bekommen ist, oder
wenigstens der von Jos. Heckle gezeichnete und von *Meisburger gestochene Mün-
sterthurm*, in eine schöne Rahme gebracht, von der Stadt durch den Hr. Oberamt-
mann Schnetzler gerade jetzt, aber ohne Verzug Sr. Königl. Hoheit, wo Sie noch zu
Baden sind, als Verehrung präsentiert werden? -

Ich kenne die höchste Gesinnung; der Zeitpunkt ist sehr günstig!

Sapienti satis!

Karlsruhe am 7ten Juni 1818

Ihr“

(Unterschrift ist abgeschnitten)

Anlage 3

Joseph Mysburger ∞ Catharina Lofflin
Egg (Vorarlberg)

Bartholomae Horber ∞ Maria Elisabeth Ehretin
Metzgerm. u. Zunftmeister z. Freiburg i. Br.

(Johann) Joseph (Meusburger) Meisburger ∞ Elisabeth Horber

∞ 26. 4. 1777

* 27. 12. 1745 zu Egg (Vorarlbg.)
† 1. 4. 1813 zu Freiburg

* um 1754
† 21. 4. 1833

Wohnhaft im Haus „Zum Heiligen Licht“, Münsterplatz 314, Nr. 21, Maurermeister und Stukkator

(Franz) <i>Joseph</i> Maurermeister * 11. 2. 1778 † 7. 8. 1836 ∞ 6. 6. 1814 mit <i>Kreszentia</i> <i>Schuhmacher</i> Eltern: <i>Bernard</i> <i>Schuhmacher</i> und <i>Catharina Hegner</i> Haus „Zum Heil. Licht“, Münster- platz 21 <i>Joseph Meisburger</i> Maurergeselle u. Palier * 1767 † 17. 3. 1832 (65) ∞ mit <i>Franziska Kösling</i> Ehe kinderlos Nußmannsasse 7	(Mar.) <i>Elisabeth</i> Ehefrau * 19. 1. 1781 † 26. 8. 1821 ∞ 3. 10. 1803 mit <i>Joseph Kupfer- schmid</i> „Schlüsselwirt“ Eltern: <i>Balthasar</i> <i>Kupferschmid</i> , Zunftmeister und <i>Barbara Horber</i> Haus „Z. Großen Geige“ Kaiserstraße 32	<i>Joh. Michael</i> Domkustos * 24. 9. 1782 † 10. 3. 1854 <i>Priesterweihe</i> 22. 9. 1806 Münsterplatz Nr. 40	(Jos.) <i>Anton</i> Kupferstecher * 20. 3. 1785 † 18. 11. 1858 ∞ 17. 2. 1820 mit Mar. <i>Anna Beck</i> Eltern: Frz. <i>Anton</i> <i>Beck</i> Metzger und Ochsenwirt, und <i>Franziska Werber</i> aus Seelbach i. K. Haus „Zum Heil. Licht“, Münsterpl.	<i>Alois</i> Maurermeister * 20. 2. 1787 † 12. 4. 1858 ∞ 1.) <i>Kath.</i> <i>Messerschmitt</i> † 1826 ∞ 2.) <i>Anna Löffler</i> † 1863 Bürger von Ebers- weier b. Offenburg	(A.) <i>Katharina</i> Ehefrau * 1. 2. 1792 † 12. 11. 1820 ∞ 23. 8. 1813 mit <i>Ferdin. Erggelet</i> Wachszieher, Zunftmeister Eltern: <i>Konrad</i> <i>Örgele</i> aus Waldshut, Instrumentenbauer u. Zunftmeister, und Mar. <i>Anna Knupfer</i> Haus „Z. Licht- stock“, Münster- platz 12	Dominik (Balth.) Seifensieder * 3. 8. 1793 † 3. 6. 1871 ∞ 1.) <i>Josefa</i> <i>Stehle</i> † 1828 ∞ 2.) am 5. 7. 1832 mit <i>Barbara Steiger</i> * 9. 11. 1806 † 9. 5. 1876 Eltern: <i>Dominik</i> <i>Steiger</i> , Bäcker- meister, und <i>Barbara Dufner</i> Roßgasse 6 = Rathausgasse 6 Haus „Zum Hennenberg“

1)

2)

<i>Joseph</i> Bierbrauer	<i>Anna</i> Klosterfrau Lichtental Ord. Cist. M. Josefa	Jos. <i>August</i> Seifensieder	(Jul.) <i>Hermann</i> ↓	<i>Raimund</i> Küfermeister	<i>Albert</i> Schreinermeister

(Jul.) **Hermann**

Blechnermeister,
wohnhaft
Niemenstraße 8
Haus „Zum
Löwenkönig“

* 27. 2. 1835

† 3. 10. 1907

∞ 30. 6. 1862

mit *M. Luise Kupferschmidt* * 24. 9. 1836

aus Konstanz-Petersh † 8. 4. 1874

Eltern: *Joseph Kupferschmidt*

Rosa Waidele

Hermann (Jos.)

Blechnermeister

* 14. 6. 1863

† 25. 6. 1928

∞ 19. 5. 1908 mit *Sophie Kohler* * 21. 3. 1884

† 3. 7. 1930

Eltern: *Karl Kohler*, Bäckermeister, Oberlinden 4, „Zur Stechpalme“

Sophie Brucker

Hermann (Jos.)

Kaufmann

* 30. 3. 1909

∞ 24. 6. 1939

mit *Emmy Grzywotz*

↓

Jürgen

Dipl.-Phys.

* 15. 5. 1942

∞ m. *Rita Kaufhold*

Wilhelm (Ludw.)

Ordenspriester

* 30. 1. 1910

† 21. 7. 1972

Priesterweihe

25. 5. 1937

Erzabtei Beuron

P. Fulgentius OSB

Hubert (Karl)

Stud.-Direktor

* 14. 5. 1916

∞ 30. 6. 1945

mit *Anne Carstens*

Eltern: *Theodor*

Carstens und

Gertrud Kost

Maria

Säuglingsschwester

* 7. 10. 1919

∞ 1944

mit *Franz Fuchs*

↓

Erika

Ursula

Ilse

Michael (Wilh.)

* 30. 9. 1945

Jörg (Hermann)

* 29. 11. 1946

∞ 26. 10. 1973

mit *Veronika Pehrs*

Eltern: *Heinz Pehrs*

Maria Rosenblatt

Simone

* 2. 6. 1978

Dominik (Felix)

* 22. 4. 1981

ANMERKUNGEN

Mein Dank gilt allen, die mir bei meinen Nachforschungen behilflich waren, dies gilt besonders Herrn Rektor Brommer, Merdingen, Herrn Pfarrer Manfred Hermann, Ebringen, Herrn Konrad Ergolet, Grevenbroich, Herrn Dr. Kurt Schmidt, Freiburg, Herrn Hensle, STA Freiburg, Herrn Stadtbau direktor Norbert Göbel, Freiburg, Herrn Pfarrer Jäger, Egg (Vorarlberg), und Herrn Pfarrer Nessler, Bezau (Vorarlberg).

Mein Dank gilt auch dem Verl. Schnell & Steiner, München, Herrn Jos. Fink und Herrn K. Gramer für die Überlassung der Fotos von Ettenheim und Haslach und Frau Isolde Doelfs, Freiburg, für das Foto von Ebringen, ebenso Herrn Prof. Dr. B. Schwineköper und allen, die mir mit Rat und Tat bei dieser Arbeit geholfen haben.

¹ B. STOEHR, Alte Grabschriften Freiburgs (sog. „Gräberbuch“) 1904, StAFreib B I (H) 86 S. 84, Nr. 131

² Badische Zeitung Nr. 93 vom o. a. Datum.

³ Brief vom 2. Juni 1980.

⁴ N. LIEB (FRANZ DIEHT), Die Vorarlberger Barockbaumeister, München, ³1976.

⁵ Ebd. S. 101.

⁶ Ebd. S. 131.

⁷ Brief vom 11. Juli 1980.

⁸ F. HEFELE, Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. im 18. Jh., in: Alemannia Heft 4, Dornbirn 1930, S. 109—148, hier Separatabzug mit eigener Numerierung benutzt.

⁹ Ebd. S. 27 f.

¹⁰ Es muß heißen: Er heiratete am 26. April 1777. Vgl. unten S. 160.

¹¹ Der älteste Sohn wurde (Franziskus) Josephus getauft und unter dem Namen Meusburger eingetragen, ebenso das folgende Kind (Maria) Elisabeth (Martha), alle anderen unter dem Namen Meisburger, der jüngste, Dominik (Balthasar) bereits mit der Schreibung Meißburger. Vgl. dazu Stammtafel Anlage 3.

¹² J. SAUER, Die kirchliche Kunst der 1. Hälfte des 19. Jh. in Baden, in FreibDiözArch, NF Bd. 32, 1931, S. 222.

¹³ Schnell und Steiner München, Kleiner Kunstführer Nr. 1144/1, 1978.

¹⁴ Ebd. S. 19, 21.

¹⁵ St. Bartholomäus Ettenheim, Hrsg. D. WEIS, München 1982.

¹⁶ Ebd. S. 10 f.

¹⁷ Ebd. S. 50 ff.

¹⁸ Ebd. S. 51.

¹⁹ Ebd. S. 51 f.

²⁰ Ebd. S. 51.

²¹ Ebd. S. 51.

²² Ebd. S. 51.

²³ Ebd. S. 52.

²⁴ Ebd. S. 52.

²⁵ Ebd. S. 52.

²⁶ Ebd. S. 52.

²⁷ U. ENGELMANN (Hrsg.), Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, Ver öffKomGLdKde Bad. Württ., Bd. 13, Teil I, 1965, S. 219.

²⁸ Ebd. S. 235.

²⁹ Ebd. S. 248.

³⁰ K. SCHMIDT, Thaddäus Rinderle (1748—1824), Mönch und Mathematiker (StudMittBenOrd Erg. Bd. 25), 1981. — Diesem Werk sind die hier verwendeten Auszüge aus den Protokollen des Senats der Freiburger Universität und aus dem Tagebuch des Ignaz Speckle (s. Anm. 27) entnommen.

³¹ Universitätsarchiv Freiburg Senatsprotokoll LXV, 1802/03 unter dem o. a. Datum.

³² Ebd. unter o. a. Datum.

³³ Ebd. Senatsprotokoll LXV, 1803/04 unter o. a. Datum.

³⁴ Ebd. Senatsprotokoll LXVI, 1803/04 unter o. a. Datum.

³⁵ Ebd. Senatsprotokoll LXXV, 1812/13 unter o. a. Datum.

- 36 Münsterpfarre Freiburg, Totenbuch 1811–1826, S. 37.
- 37 STOEHR (wie Anm. 1), S. 100, Nr. 53.
- 38 Münsterpfarre Freiburg, Totenbuch, S. 168.
- 39 Wie Anm. 40.
- 40 Ebd. Trauregister 25, S. 395.
- 41 Vgl. Anm. 9 und Stammtafel.
- 42 Münsterpfarre Freiburg, 1832 III 17, Totenbuch, S. 128.
- 43 Aufzeichnungen Alfred Erggelet, zu StAFreib. C 1 Erbschaften; weitere Quellen StAF H 1241, 1361, 1550, 7847 und 11197a.
- 44 Auskunft des Pfarramts Egg (Pfarrer Jäger) vom 9. April 1981.
- 45 (Wie Anm. 15) S. 119.
- 46 Ebd. S. 120.
- 47 StAFreib B 5 (P) XXIII, 2. Beschrieb der zwölf Zünfte, Bl. 37b.
- 48 Adreßbücher 1798, 1806, 1830 usw. in StAFreib. In der Traurkunde Joseph Anton M.'s wird der Name bereits mit ß geschrieben.
- 49 N. LIEB (wie Anm. 4) S. 14 Anm. 1.
- 50 Frdl. Hinweis von Herrn Lehrer Kaspar Meusburger in Bezaug (1980).
- 51 Vgl. Anm. 36. H. Flamm, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg Bd. II, VeröffArh Stadt Freib. Bd. 2, 1903, S. 186. J. SCHLIPPE. Freiburger Bürgerhäuser der Louis XVI Zeit, in: Schau ins Land 72, 1954, S. 143 f.
- 52 Zur häufigen Umnummerierung der Häuser in Freiburg Flamm (Wie Anm. 51) S. XX f. F. kennt mindestens 6 Umnummerierungen, von denen allein vier in das 18. Jh. fallen.
- 53 Vgl. Anm. 51 (Schlippe).
- 54 FLAMM (wie Anm. 51) S. 186.
- 55 BROMMER (wie Anm. 15) S. 119.
- 56 S. o. S. 156.
- 57 S. o. S. 156.
- 58 A. POINSIGNON. Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1, Freiburg 1891, S. 19.
- 59 Adreßbücher von 1806, 1830 im StAFreib.
- 60 Ebd. 1798–1850
- 61 F. SCHNELLER, in: Geliebte alte Stadt, Hrs. S. BÜCHE, Frbg. ⁴1977; S. 75.
- 62 H. E. BUSSE, Fronleichnam in: Geliebte alte Stadt (wie Anm. 61), S. 76; Beitrag aus H. E. BUSSE: Hans Fram, Berlin 1932
- 63 Bild im Besitz des Verfassers. Vgl. Abb. 6.
- 64 STOEHR (wie Anm. 1) S. 40, Nr. 188.
- 65 Nachlaß des Domkustos Johann Michael Meißburger im Besitz von Konrad Erggelet, Grevenbroich.
- 66 Münsterpfarramt Freiburg. Sterberegister Nr. 19 S. 252.
- 67 Wie Anm. 65.
- 68 Ebd.
- 69 Ebd. Gemeint ist das Priesterseminar Meersburg, dessen Silberaltar später in das Priesterseminar St. Peter kam.
- 70 G. D. PAZAUREK, Gläser der Empire und Biedermeierzeit, Braunschweig ²1976, S. 288 Abb. 283.
- 71 STOEHR (wie Anm. 1) S. 204 Nr. 73.
- 72 StAFreib wie Anm. 43 und Sterberegister der Münsterpfarre Freiburg.
- 73 H. BROMMER, Der Tuniberg, (Große Kunstführer Bd. 76) München 1978. S. 45. Unter dem Kupferstich (siehe Abb. 2) steht folgender Text: „Um das Jahr 1118 erbaute BERTHOLD der dritte Herzog von Zähringen die Stadt Freyburg im Breisgau. Ihm folgte in der Regierung im Jahr 1123 sein Bruder CONRAD. Dieser verschoenerte die neue Stadt mit der praechtigen im gereinigten gothischen Geschmacke erbaueten Münsterkirche samt dem Thurme, der noch steht und hier mit allen seinen Verhaeltnissen genau abgebildet ist. Im Jahr 1152 verlohrt die Kirche und der Thurm ihren gottesfürchtigen und reichen Erbauer. Sein früher Tod gönnte ihm die Muße nicht, sein großes Werk durch Vergabungen zu verewigen. Die Einwohnerschaft vollführte dankbar den Wunsch des edlen

Stifters, vollendete und erhielt den Bau ungeachtet so vieler scharfen Belagerungen, und der schweren Auslagen für die Rettung des schönen Gebäudes bis auf den heutigen Tag.“

⁷⁴ F. HEFELE, *Wie Freiburg Bischofsstadt wurde*, Freiburg 1927, S. 10.

⁷⁵ Ebd. S. 5 ff., 9.

⁷⁶ Ebd. S. 6/8; vgl. Anlage 2.

⁷⁷ STOEHR (wie Anm. 1) S. 87 Nr. 156.

⁷⁸ N. LIEB (wie Anm. 4) S. 101.

⁷⁹ Münsterpfarre Freiburg, Taufbuch 1783–1797, S. 180/181.

⁸⁰ Angaben nach K. Erggelet, Grevenbroich.

⁸¹ STOEHR (wie Anm. 1) S. 100 Nr. 53.

⁸² Pfarrei St. Martin Freiburg, Ehebuch 1810–1839, S. 301.

⁸³ Das Skizzenbuch trägt den Vermerk: „Die in diesem Heft enthaltenen Zeichnungen wurden in den Privatstunden des Herrn Zeichnungslehrers Rösch an hiesiger Volksschule, Herrenstraße, von Hermann Meißburger ausgeführt, Freiburg im Jahre 1845 und 1846.“ Das genannte Bild wurde bereits mehrfach abgebildet, beispielsweise bei F. SCHNELLER, H. GOMBERT, *Alt Freiburg in zeitgenössischen Bildern*, Freiburger Heimatbücher o. Nr., 1957, S. 53.

⁸⁴ *StA Freib Adreßbücher von 1830, 1840, 1850*. Die genannte Lithographie ist mehrfach abgebildet, beispielsweise bei: J. SCHLEER, *Das Freiburger Ehren Bürgerkorps*, in *Freiburger Almanach* 3, 1952, S. 13.

Hier wird der fragliche Ausschnitt nach einem im Besitze des Verfassers befindlichem Exemplar abgebildet.

⁸⁵ N. LIEB (wie Anm. 4) S. 13.

Philipp Merian und seine der Stadt Freiburg testamentarisch gemachten Stiftungen

Von
HELMUT BENDER

In der „Bibliographie der badischen Geschichte“¹ findet sich der Eintrag „Merian, Philipp, Bürger in Freiburg — * 5. Mai 1773 Basel, † 26. Juli 1848 Freiburg[!]“ - und als Literaturangabe A. Jarry de Mancy, „Un bienfaiteur du pays de Bade“² sowie ein Hinweis auf einen Nachruf im „Neuen Nekrolog der Deutschen“³. Das ist eigentlich nicht sehr viel im Hinblick auf die außergewöhnlichen Verdienste, die dieser „Stifter“ gerade auch für die Stadt Freiburg sich zeitlebens und insbesondere auf Grund seines Testaments erworben haben dürfte. Immerhin rückt ihm Friedrich Seyfarth in seinem Band „Unser Freiburg und seine Umgebung“⁴ ein eigenes Kapitel ein, während er in älteren Werken kaum einmal aufgeführt wird. Das Bändchen „Badische Landsleute“ von Alois Stiefvater⁵ berücksichtigt zwar Heinrich Sautier, doch auch hier findet sich Philipp Merian nicht. Seyfarth führt in seinem Merian-Kapitel u. a. aus: „Die Nordseite des Kaiser-Wilhelm-Platzes [heutiger Siegesdenkmalplatz] wird gebildet durch das Merianische Anwesen [später AEG-Gebäude]; es hat den Namen von seinem Erbauer [nicht aber Bewohner], dem Ehrenrat Philipp Merian . . . Im Jahre 1773 in Basel geboren und als Besitzer von Fabriken im Wiesental [vor allem in Höllstein] zu großem Reichtum gelangt, lebte er vom Jahre 1819 in Freiburg . . . Er stiftete für unsere Stadt 180 000 Gulden zu wohlthätigen Zwecken und vermehrte dadurch die Stiftung zweier anderer Bürger; dies sind Professor Heinrich Sautier und sein Freund Philipp Valentin von Reibelt . . . Die Stiftung dieser drei Männer trägt heute den Namen Sautier-Reibelt-Merianische Stiftung und unterstützt die Ausbildung bedürftiger und würdiger Bürgersöhne und Bürgertöchter.“ Es folgen Detailangaben, die wir im folgenden näher präzisieren möchten. „Das Gedächtnis und der Name der Stifter lebt nicht nur dort in ihrer segensreichen Stiftung, sondern auch in der Benennung der Merian- und Sautierstraße . . .“, beschließt Seyfarth seine Ausführungen. Zu einer Reibeltstraße ist es nie gekommen, obschon man im Stadtrat doch schon öfters in Verlegenheit neuer Straßenbezeichnungen gerade in jüngster Zeit gewesen ist!

Unseren weiteren Ausführungen liegt vor allem die 1889 in 2. Auflage erschienene Schrift „Sammlung sämtlicher Urkunden über die von dem verstorbenen Ehrenbürger und Ehrenrath der Stadt Freiburg i. B. Philipp Merian von Basel für Freiburg gemachten Stiftungen nebst einer Lebensbeschreibung des Stifters und Anhang über den jetzigen Vermögensstand“⁶ zu Grunde. Im „Vorwort zur ersten Auflage“

vom 17. September 1849 heißt es u. a.: „... wird eine Sammlung der sämtlichen Stiftungs-Urkunden, mittelst welcher der verstorbene ... Philipp Merian ... seine hochherzigen, überaus reichen und innigen Gaben der hiesigen Stadt zugewendet hat, der Oeffentlichkeit übergeben ... hierdurch werden die Leser in den Stand gesetzt, von dem edlen Wirken dieses großen Wohlthäters von Freiburg vollständige Kenntniß zu erhalten ... , gezeichnet von Joseph Riegel, Stadtdirektor ... , Joh. Bapt. Orbin, Domkapitular ... , Joseph v. Rotteck, Bürgermeister, Joseph Heberling, Dekan und Stadtpfarrer zu St. Martin, Michael Haller, Gemeinderath, Joseph Mentele, Gemeinderath, Heinrich Kapferer II., Handelsmann.“ Es folgt ein „Vorwort zur zweiten Auflage“: „... hat man beschlossen, eine zweite [Auflage] erscheinen zu lassen, um unter den Bewohnern der emporblühenden und immer mehr sich entwickelnden Stadt Freiburg das Andenken an das segensreiche Wirken eines ihrer größten Stifter und Wohlthäter auch fernerhin lebendig zu erhalten ... , hierfür zeichnen u. a. Otto Winterer, Oberbürgermeister, ... Adolf Kapferer, Stadtrath. Kaufmann, ... Josef Vögele, Privat, Josef Vögtle, Baumeister; Der Stiftungssekretär: Franz Keim; Die Verwaltung: J. Schlager.“

Die Würdigung Merians umfaßt sechs Druckseiten. Wir entnehmen ihr einige zusätzliche Daten und Angaben: Seine Eltern waren Handelsmann Samuel Merian und Susanne Merian, geborene Frei zu Basel ... „Um sich wissenschaftlich auszubilden, besuchte er zuerst kürzere Zeit die Universität hier in Freiburg; alsdann begab er sich nach Freiberg in Sachsen, woselbst er mehrere Jahre dem Studium des Bergbaues und Hüttenwesens oblag [Verwandte von ihm waren Hüttenwerksbesitzer]. Nach beendeten Studien unternahm er seiner weiteren Ausbildung wegen größere Reisen sowohl in als außer Deutschland. Er kam insbesondere auch nach Paris. Dort verweilte er gerade zur Zeit der ersten Revolution ... Merian hatte, als der Sohn sehr reicher Eltern, bedeutende Geldmittel zur Verfügung ... Als er jedoch in Folge einer Erkrankung alles Fremden überlassen mußte und von allerlei ungünstigen Zwischenfällen betroffen wurde, kam er endlich so weit, daß er sozusagen sein ganzes Vermögen einbüßte, und, wie er selbst sich öfters äußerte, wegen Mangel an Geld nach Hause zurückkehren mußte. Seine Eltern übergaben ihm jetzt wieder einen weiteren Betriebsfond, den er zu dem Betriebe eines Eisenwerks in Wehr verwendete, und zwar mit solchem Erfolge, daß er, wenn ihm auch später noch einige beträchtliche Erbschaften zufielen, sich doch durch vortheilhafte Geschäftsunternehmungen, also durch eigene Arbeit, den größten Theil seines großen Vermögens erwarb. — Im Jahre 1818 gab er diese Geschäftstätigkeit auf und wählte sich die hiesige Stadt zum bleibenden Wohnort. [Seine Schwester Maragarete war mit einem Kanzleirat v. Gillmann in Freiburg verheiratet.] Er zeigte bald einen äußerst regen Eifer für alle hiesigen öffentlichen Anstalten, insbesondere für die milden Stiftungen, und sein Wohlthätigkeitssinn gab sich nicht nur durch reichliche Unterstützungen von Privaten kund, sondern er wendete auch nach und nach den hiesigen Stiftungen sehr große Summen zu, und rief überdies neue Stiftungen ins Leben ...“ u. a. „erkaufte er für das hiesige Waisenhaus das frühere Museumsgebäude (an der Münsterstraße) für 14,100 fl. ... , endlich schenkte er der Waisenhaus-Anstalt noch 24,000 fl. Ebenso gründete er noch bei Lebzeiten für hiesige Stadt mit einem Kapital von 30,000 fl. eine Stiftung für Unterstützung treuer Dienstboten. Endlich widmete

er 16,000 fl. zur Unterstützung armer hiesiger Schulkinder, und unterstützte die hiesige Sterbe- und Wittwenkasse mit einem Kapitale von 16,000 fl. . . . Die Armen verehrten ihn als ihren helfenden Vater, und zu wiederholten Malen drängte es die Bürgerschaft, ihren Dank und ihre Verehrung ihm durch äußere Zeichen, insbesondere durch Fackelzüge und Nachtmusiken kund zu geben. Die Gemeindebehörde sah sich verpflichtet, den edlen Stifter schon im Jahre 1824 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt, dann im Jahre 1825 durch Ernennung zum Ehrenrath aller Stiftungskommissionen in würdiger Weise zu ehren.“ Im folgenden wird davon berichtet, daß Merian stets bestrebt gewesen sei, in möglichst vielen Gemeinden des Landes „Armen-Unterstützungsfonds“ zu schaffen: Seine bei Lebzeiten gemachten Stiftungen für Städte und Landgemeinden außer Freiburg erreichten die beträchtliche Summe von 112,000 fl. (= an die zweieinhalb Millionen DM!).

Merian wurde auch vom badischen Großherzog durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Zähringer Löwen-Ordens und nachmalig mit dem Kommandeur-Kreuz und Stern dieses Ordens ausgezeichnet. Seine eigenen Krankheiten (vor allem die Gicht) hinderten ihn in späteren Jahren nicht, weiterhin mit gewohnter Großzügigkeit seine begonnenen Stiftungen auszubauen und auch selbst zu verwalten. Politisch betätigte sich Merian nicht, er hielt an seinem Schweizer Bürgerrecht fest. Toleranter Protestant, zögerte er keinesfalls damit, auch rein katholischen Stiftungen seine Gelder reichlich zufließen zu lassen. Die Wirren des Jahres 1848 erschütterten seine patriotisch-konservative Gesinnung und Grundhaltung, er verließ Freiburg im Juli dieses Jahres, um sich bei Basler Verwandten aufzuhalten. Leider kehrte er nicht wieder zu uns zurück. Den 26. Juli 1848 früh 4 Uhr traf ihn, als er eine Stunde zuvor noch seine Anordnung getroffen hatte, seinen Wagen zu einer Ausfahrt nach Säckingen in Bereitschaft zu setzen, ein Schlag, worauf er in wenigen Minuten sein Leben aushauchte. Er hinterließ einen eigenhändigen letzten Willen und in diesem beurkundete er aufs Neue, wie er seine Lebensaufgaben rein nur in die Wohlfahrt seiner Mitmenschen gesetzt hat, und wie sehr er dabei insbesondere für Freiburg erglöh war. Die durch dieses Testament den Stiftungen der Stadt Freiburg zugewendete Summe beträgt 154,307 fl. . . . , hierzu jene, welche denselben bei Lebzeiten des Stifters zugewiesen worden sind . . . 114,860 fl. . . . Philipp Merian, der sich nie verheiratete, hatte auch Geschwister, von welchen jedoch bei seinem Tode nur noch zwei Brüder . . . am Leben sind. Nach dem Testamente hat Philipp Merian seinen Geschwistern und sonstigen nächsten Verwandten aus seinem großen Vermögen, kleinere Andenken ausgenommen, nichts zugewendet, weil, wie er sich in seinem Testamente selbst ausdrückt, sie von Gottes Güte so sehr gesegnet sind und in guten Verhältnissen stehen . . .“.

Es folgt „Mein eigenhändiger letzter Wille errichtet zu Freiburg im Breisgau am achten Tag des Monats März im Jahr Eintausend achthundert vierzig acht“: *Im Gefühle der innigsten Dankbarkeit für so manches Gute, das mir von Gottes gütiger Hand zugekommen ist, insbesondere für den frohen Muth und für die Kraft, welcher mir der Schöpfer geschenkt hat, habe ich mich entschlossen, bei voller Geisteskraft . . . über mein rechtlich erworbenes Vermögen . . . jetzt letztwillig zu verfügen . . .* Dieses Testament ist in 59 Paragraphen und einen Nachtrag gegliedert; wir wählen daraus einige besonders „nützliche“ aus.

§ 3. *Dem Krankenspital in Lörrach widme ich einen Stiftungsfond von sechstausend Gulden . . .*

§ 6. *Dem Waisenhaus in Carlsruhe bestimme ich einen stehenden unangreifbaren Stiftungsfond von fünftausend Gulden . . .*

§ 7. *Der Waisenanstalt in Mannheim vermache ich fünftausend Gulden . . .*

§ 8. *Dem bürgerlichen Krankenspital dahier in Freiburg widme ich viertausend Gulden . . .*

§ 9. *Der Universität Freiburg widme ich einen stehenden unangreifbaren Stiftungsfond von fünftausend Gulden zur Errichtung zweier Stipendien für arme Studierende der hiesigen Hochschule mit Ausschluß der Theologen, welche anderweite Unterstützungen finden . . . Für den Fall, daß die hiesige Universität aufgehoben [!] und anderswohin verlegt oder einer andern [Heidelberg?] einverleibt werden sollte, solle der Stiftungsfond von fünftausend Gulden dem Kranken-, Sterbe- und Wittwenkasse-Verein daher, und so auch dieser eingehen sollte, meiner Dienstboten-Stiftung dahier zufallen . . .*

Die § 11 bis 42 vermachen jeweils mehrere tausend Gulden an Privatpersonen, denen sich der Verstorbene nachträglich erkenntlich zeigen will, etwa dem Vergolder Sebastian Nüßle eintausend Gulden, dem Hrn. Carl Meier, botanischem Gärtner, sollen dreitausend Gulden zukommen; vor allem bedankt Merian darin auch unverheiratete Töchter und ehemals bei ihm tätige Dienstboten.

§ 43 berücksichtigt 15 Legate à eintausend Gulden.

§ 44 erwähnt vorzugsweise seine in persönlichen Diensten stehenden Hausbediensteten wie Kutscher und Köchin: . . . *für jedes Dienstjahr dreihundert Gulden . . . und überdies jedes derselben eintausend Gulden noch weiteres als freundliches Andenken längstens in acht Wochen nach meinem Tode . . . nebst einhundert Gulden ein jedes für dreimonatliche Verköstigung und Löhnung . . .*

§ 45 kümmert sich um die *ehevorigen Dienstboten*, führt diese namentlich auf und vermacht jedem von ihnen jeweils tausend Gulden (insgesamt achttausend Gulden).

§ 46 bedankt die vier Kinder seines verstorbenen Kutschers Georg Alois Schwan mit jeweils 750 Gulden.

§ 47 verwendet mehrere Beträge zur Aufrechterhaltung seiner Stiftungen, auch möchte Merian *seinen Helfern eine kleine Gedächtnisfeier bereiten, welche darin bestehen soll, daß sie bei der Rechnungs-Abhör sich bei einem freundschaftlichen Mahle vereinigen mögen . . .* Darüber berichtet Ehrler (vgl. Anm. 13), daß das Mahl [anno 1913] *mit Rücksicht auf den erheblich gesunkenen Geldwert und die größere Zahl der Teilnehmer nur noch . . . alle drei Jahre . . . abgehalten wird.*

§ 48: *Ich stifte ferner einen harrenden Fond von viertausend Gulden, wovon die Zinse alle Jahre an meinem Todestage an hiesige Hausarme durch die Armenkommission vertheilt werden sollen.*

§ 49 verfügt über des Erblassers „Hausgeräthschaften“, bedacht wird hier *seine gegenwärtige Haushälterin Magdalena Koch von Waldshut, die auch von den vorhandenen Weinen . . . zwanzig Ohmen oder zweitausend Maaß [12 000 L!] nach*

ihrer eigenen freien Auswahl sowie allen Wein in Bouteillen und alle gebrannten Wasser erhalten soll, *das übrige ist zum Besten meiner Masse zu verkaufen, ebenso meine Pferde und Equipagen*; der Magdalena Koch werden seitens Merians auch *alle eigene Bücher und Schriften* zugestellt, mit Ausnahme der Stiftungssachen (bereits in § 12 hatte es geheißen: *Meiner gegenwärtigen Haushälterin Magdalena Koch . . . soll als Vergeltung für ihre langjährigen treuen Dienste und für ihre Sorgfalt für meine Person nebst der ihr bei der allgemeinen Armenanstalt in Basel laut dem mit dem löblichen Armencollegium allda unterm 26. Juni 1844 abgeschlossenen Stiftungsvertrag, welcher ihr nach meinem Ableben aus meinen Stiftungsakten zu ihrem Benehmen ausgeliefert werden solle, ausgesetzten jährlichen Leibesrente von zwölfhundert Gulden, und nebst dem, was ich unten bei den Hausgeräthschaften und Weinen verfügen werde, ein weiteres Legat von 30 000 fl., schreibe dreißigtausend Gulden, zukommen . . .*).

§ 52 beschäftigt sich nochmals in sechs Unterabschnitten (a bis f) mit Detaillierungen der in § 43 eingesetzten Legate.

§ 53 überträgt eventuelle *Überschüsse aus der Verlassenschaftsmasse der Sautier-Reibelt'schen Stiftung in Freiburg als harrender Fond zur Errichtung von Freiplätzen aus dem Ertrage desselben für Mädchen und Knaben zu gleichen Theilen . . .*

§ 54 fußt auf dem vorangegangenen §, in welchem der Erblasser vorgeschlagen hatte, *zur immerwährenden Consolidirung meiner gestifteten Freiplätze . . . dahier künftighin und zu allen Zeiten mein Name als Mitstifter beigesetzt und die Benennung Sautier-Reibelt-Merian'sche Stiftung erhalten solle, damit auch in der fernsten Zukunft meine gestifteten Freiplätze aufrecht erhalten bleiben . . .* Nunmehr geht es Merian darum, *über dieser Verlassenschaftsmasse für jenen Fall zu verfügen: . . . sollte der Sautier'sche Familienrath, die Vorstände oder Stiftungsbehörden hiermit nicht einverstanden sein und diese immerwährende Benennung nicht wünschen, oder mit der ursprünglichen Stiftung nicht vereinbarlich finden . . . — eben dann sollte ein eigener Stiftungsfond unter Haftbarkeit und Verwaltung der Stadtgemeinde Freiburg gegründet werden und zwar als „Philipp Merian'scher Unterstützungsfond für Hauszinse“.*

Unter Absatz 2 fährt der Erblasser fort: Der Ertrag aus diesem Stiftungsfonde ist einzig nur als Beitrag an Hauszinse, vorzüglich für fremde hier wohnende Hausarme, und dann auch für bürgerliche bedürftige Arme je nach dem Grade der Dürftigkeit, dem Alter und der Gebrechen zu verwenden . . .

§ 55 setzt den umgekehrten Fall, daß nämlich, *wenn meine Verlassenschaftsmasse durch unvorhergesehene Fälle oder durch Veranlassungen irgend einer Art während meiner Lebzeiten so geschmälert werden sollte . . ., gewisse persönliche Verfügungen entsprechend zu reduzieren wären, um die vom Erblasser höher bewerteten Allgemeinstiftungen unabdinglich aufrecht erhalten zu können.* Mit Geschick und Bescheidenheit zugleich hat Merian in diesem § der ehemals an sich selbst erfahrenen Unsicherheit menschlicher Existenz Ausdruck verliehen und auch entsprechend zu steuern versucht.

§ 56 behält sich Nachträge betr. weiterer Verfügungen und ggf. auch Stiftungsneugründungen vor.

§ 57: *Die Verfügung über meine Behausung werde ich in einem Nachtrage kund geben [vgl. u.]*.

§ 58 überträgt die *Vollziehung seines letzten Willens in allen Theilen einer Executions-Commission*, in Zweifelsfällen sieht der Erblasser eine jeweilige Entscheidung durch Stimmenmehrheit vor.

§ 59 benennt die Mitglieder einer solchen „Executions-Commission“: *Herrn Hofgerichtsrath Nepomuk Wetzel, Herrn Obergerichts-Advokat Thiry und Herrn Registrator und Pfandbuch-Führer Joseph Schill, alle dahier. Bei dem früheren Absterben eines dieser Herren Executoren oder bei sonstiger Verhinderung derselben, bringe ich den Herrn Universitäts-Wirthschaftsadministrator Albert Schinzinger dahier ... in Vorschlag ... Jedem der drei Herren Testamentsvollzieher sollen für ihre Mühewaltung zweitausend Gulden als Gratifikation nach Beendigung des Geschäfts aus meiner Verlassenschaftsmasse behändigt werden, der mit der Auseinandersetzung dieser Verlassenschaftsmasse beauftragte Notar aber mit fünfhundert Gulden als Extrabelohnung nach beendigter Arbeit für sich honorirt werden, wenn die Executions-Commission wegen prompter und fleißiger Bedienung und Bearbeitung des Geschäfts Veranlassung hiezu findet; dem Waisenrichter mag ein Douceur von sechzig Gulden gegeben werden. Woraus hervorgeht, daß Merian niemanden vergißt und keinen übergeht.*

In einem ersten Nachtrag vermacht der Erblasser *der gegenwärtigen Waisenhaus-Vorsteherin Agatha Imberi dahier, welche durch sorgfältige und mütterliche Behandlung der ihr anvertrauten Zöglinge meine vorzügliche Achtung und Zufriedenheit erworben hat ... , viertausend Gulden ... , stirbt sie vor mir, so fallen eintausend Gulden hievon ihrer Mutter zu ...* — Das Testament selbst war am 8. März 1848 erstellt worden, dieser Nachtrag datiert vom 10. März.

Ein „*Codicill zu meinem letzten Willen über meine Behausung in Freiburg*“ folgt unterm 10. Januar 1847 (bzw. bestätigt am 20. April 1848): *Jch verordne, daß nach meinem Ableben mein eigenthümliches in der neuen Vorstadt dahier in Freiburg gelegenes Haus verkauft, und der Kaufschillingserlös nach Vorschrift der nachfolgenden Bedingungen verwendet werden soll.* — In 13 Paragraphen verfügt Merian nähere damit verbundene Einzelheiten, und zwar soll zunächst eine Summe von 12 000 Gulden dem „Central-Verein zur Rettung sittlich verwaarloster Kinder“ zu Karlsruhe zugeführt werden. In entsprechenden Versicherungsurkunden soll die Bezeichnung „Philipp Merian’scher Stiftungsfond für verwaerloste Kinder“ gewährleistet sein. — *Dasjenige, welches über besagte Zwölftausend Gulden ... erlöst wird, soll der Stadtgemeinde Freiburg mit der Bedingung zufallen, daß solches als immerwährendes Capital auf sicheres Unterpfand unter Garantie der Stadtgemeinde angelegt und die Rente davon als Beitrag zu einer ständigen alle Jahre ohne Unterbrechung in den Wintermonaten einzuführenden Sparsuppenanstalt [Art Volksküche] dahier verwendet werden soll. Die Sparsuppe (nach Rumfordschem Prinzip) sollen unentgeltlich erhalten: 1) Fremde, hier ansäßige arme Einwohner ohne Unterschied, welche keine Unterstützung aus hiesigen Armenfonds genießen und wenigstens ein Jahr lang hier wohnen. 2) Stille, unbemittelte, hier wohnende Familien und Individuen, sowohl einheimisch als fremd, welche aus Schamgefühl nicht öffentlich dafür angesehen sein wollen, daß sie mit Noth kämpfen.* Mit wel-

chem Takt- und Feingefühl Merian die verschämten Armen bedacht hat, geht u. a. aus der fernerer Bestimmung hervor: *Diese sind nicht gehalten, dem öffentlichen Aufruf zur Anmeldung zu folgen, sondern sie haben sich lediglich an den Präsidenten der Suppenanstalt zu wenden, welcher ihre Verhältnisse prüft* ... Auch die Sorge des Erblassers, daß die *Suppe von guter und nahrhafter Qualität* sein soll sowie *in Portionen zu einer halben Maas in ganz genügender Quantität nach der Anzahl der Familienmitglieder* ... , kommt im folgenden zum Ausdruck. — Für den Fall, daß eine Auflösung eine dieser Stiftungen (für verwahrloste Kinder und der Suppenanstalt) einträte, verfügt Merian, *die zurückfälligen Capitalien meinen hiesigen Stiftungen für die Dienstboten und für den Kranken-, Sterbe- und Wittwen-Casseverein* ... verwenden zu wollen.

Soweit aus den testamentarischen Verfügungen dieses in seiner detaillierten Vorsorgeart geradezu einmaligen Philanthropen. Wir geben nunmehr in Ergänzung des bislang Zitierten noch einige Details aus den angeschlossenen Schenkungs- und Stiftungsurkunden hier wieder. Zunächst zur Schenkungsurkunde „zu Gunsten der Freiburger Knabenstiftung“ (vom 8. April 1825): *Die von dem verstorbenen Herrn Heinrich Sautier errichtete Knabenstiftung, welche den schönen Zweck habe, dürftige Jünglinge für ihren dereinstigen bürgerlichen Beruf und zu ihrem bessern Fortkommen mit Prämien zu unterstützen, hat Merians vollen Beifall gefunden. Durch Erlaß Großh. Ministeriums des Innern katholische Kirchensektion vom 20. Mai 1825 Nr. 5087 ist die Staatsgenehmigung zu vorstehender Schenkung erteilt worden.* Es folgt die Schenkungsurkunde „zu Gunsten des Freiburger Waisen-Instituts“: *Kund und zu wissen! Durch einen am 9. Juni 1825 zwischen dem hiesigen Ehrenbürger und Stadtrath Herrn Philipp Merian und dem bevollmächtigten Ausschuß des Museums-Direktorii zu Stande gekommenen Kaufvertrag hat Herr Merian eigenthümlich an sich erkaufte: Das bisherige alte Museumsgebäude Nr. 316 auf dem Münsterplatze ... und nach dem Steigerungsentwurf vom 5. Mai d. J. enthält: 1) Fünf theils gewölbte, theils ungewölbte Keller. 2) Zur ebenen Erde vier geräumige Zimmer mit zwei Küchen, Speisekammer, Remise und Stallungen. 3) Im mittleren Stock einen großen und einen kleinern Saal nebst sieben andern geräumigen Zimmern. 4) Im dritten Stock siebenzehn Zimmer. 5) Zwei große Bühnen, sowohl im vordern als im hintern Haus, nebst folgenden Zugehörungen: a) das Brunnenrecht und die zu dessen Benutzung wirklich bestehenden Einrichtungen. b) Alles, was niet- und nagelfest ist ...* Dazu ergänzend Heinrich Schreiber⁷: „Das Waisenhaus, ehemals in der Löwengasse, befindet sich jetzt auf dem Münsterplatze ... Stadtrath Philipp Merian schenkte dieses, früher der Museums-Gesellschaft dahier gehörige Haus ... der Stiftung des Waisenhauses ... In diesem Hause könnten gegen 100 Kinder untergebracht werden ... Jedes Kind hat ein besonderes Bett, und in dem Kleiderkasten einen besondern Platz zu den Kleidern.“

Eine Schenkungsurkunde *zwecks Aufstockung der Sautier-Reibelt'schen Knaben- und Mädchen-Stiftung* ... mit einer weiteren Dotation von Zwölftausend Gulden vom 15. Januar 1831 schließt an. Sodann gibt es eine Schenkungsurkunde vom 8. Dezember 1841 über 24 000 Gulden zwecks weiterem Ausbau der Freiburger Waisenanstalt [dazu hatte Schreiber, vgl. o., ein Jahr zuvor bemerkt: „... die innere Einrichtung ist bis jetzt jedoch nur zu 42 [Kindern] getroffen.“]. Aufschluß-

reich und keineswegs die Meriansche Toleranz schmälern gibt sich die Begründung dieser weiteren großzügigen Schenkung: *Merian, welchen es schmerzlich berührt hat, daß in neuester Zeit Waisenkinder evangelischer Confession von der Aufnahme in das Waisenhaus dahier ausgeschlossen sein sollen, findet sich veranlaßt, um diesem ganz ungewöhnlichen und dem Begriffe einer bürgerlichen Gemeinde-Anstalt widerstrebenden Grundsätze zu begegnen . . . , noch einen weitem stehenden Fond von 24,000 fl. . . zu widmen . . . Die hiermit ins Leben gerufene „Philipp Merian’sche Waisenfond-Stiftung“ . . . sorgt dafür, daß dieser Stiftungsfond . . . jeder Zeit in seinem vollen Bestande zum ausdrücklichen Zwecke dieser Stiftung, als der Verpflegung von Waisenkindern beider christlichen Confessionen erhalten werden muß . . . Zur Annahme dieser Schenkung. Die im Namen der Stadt Freiburg anwesende . . . Commission erklärt, daß diese Stiftung von dem großen Bürgerausschusse in der Sitzung vom elften d. M. unter den festgesetzten Bedingungen, einstimmig und dankbarst angenommen und sie beauftragt worden sei, diese Annahme, wie hiemit geschieht, dem Herrn Stifter öffentlich auszusprechen. . . Die Staatsgenehmigung zu dieser neuerlichen Schenkung ist dann durch staatsministeriellen Erlaß vom 12. Juli 1844 (Nr. 1075) erteilt worden.*

In einer Schenkungsurkunde vom 8. Dezember 1841 veranstaltet Merian *eine Schenkung für die Lehranstalten zu Freiburg im Betrag von sechzehntausend Gulden . . . mit der principalen Widmung zu Gunsten kleiderloser Schulkinder zu gründen. . .* Es werden darin ausdrücklich sämtliche städtischen Lehranstalten einschließlich den weiblichen Lehrinstituten St. Ursula und Adelhausen sowie die katholische Knaben-Elementarschule und die vereinte evangelisch-protestantische Knaben- und Mädchenschule entsprechend bedacht. Aus den jährlichen Erträgen sollen aus dem Stiftungskapital *sollen bei jeder dieser . . . Lehranstalten fleißige und vorzüglich gesittete arme Schüler ohne Ausnahme der Konfession in Kleidern und Schuhen unterstützt werden . . . Doch bleibt es der Schulprüfungskommission unbenommen, bei der jährlichen öffentlichen Hauptprüfung vorzüglich fleißige, befähigte Schüler mit einer Medaille oder Prämien aufzumuntern und zu belohnen. . .* Auch hier folgt eine detaillierte Annahme dieser Schenkung sowie eine Bestätigung der vom „Schenkgeber“ eingesetzten Basler „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ (vom 26. bzw. 27. Juni 1844).

Es folgen Schenkungs- und Stiftungsurkunde betr. einer *Schenkung zu Gunsten alter Dienstboten in Freiburg im Betrag von dreißigtausend Gulden*, eingangs läßt sich Merian dahinaus darüber aus: *Die Lage von Leuten, welche arm geboren oder durch unverschuldetes Unglück arm geworden, sich dem Stande der Dienstboten widmen müssen, von ihrem Erwerbe nichts zurücklegen im Stande sind, um, in das höhere Alter gelangt, wo die Arbeitsfähigkeit durch Abnahme der Kräfte und durch Krankheit aufhört, davon leben zu können, gehört zu den traurigsten: Um solche Dienstboten zu unterstützen und zugleich eine vieljährige gute Aufführung derselben zu belohnen und durch die Aussicht auf Belohnung zur Führung eines guten Lebenswandels und treuer Erfüllung der Berufs-Pflichten aufzumuntern, hat sich Philipp Merian von Basel . . . entschlossen, einen Stiftungsfond von 30,000 fl. . . für arme und gebrechliche Dienstboten . . . zu gründen. . .* In § 11 werden entsprechende Einzelheiten und Vorsorgebestimmungen getroffen; § 12 beinhaltet die

Annahme dieser Schenkung unterm 31. Januar 1845, auch hierfür findet sich eine Basler Bestätigung bereits vom 26. bzw. 27. Juni 1844.

Schließlich wird die Schenkungs- und Stiftungsurkunde betr. einer *Schenkungs für den Kranken-, Sterbe- und Wittwen-Kasse-Verein in Freiburg im Betrag von zehntausend Gulden* (vom 23. Januar 1844) wiedergegeben, u. a. mit der Bestimmung: *Sollte das Fondserträgniß durch die auszuleihenden Wittwe-Gehalte zeitweise nicht absorbiert werden, so wird der Ueberschuß dem Stiftungsfonde von 10.000 fl. admassirt.* . . Auch hier hat Merian die „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützig“ zu Basel bestätigend zwischengeschaltet.

Eine letzte Schenkungs- und Stiftungsurkunde (vom 14. Dezember 1843) beschäftigt sich mit dem Erwerb bzw. der Schenkung der ehemaligen „Weiswurm’schen Behausung in der Engulgasse Nro. 888“: Merian hat für 4060 Gulden dieses Haus zwecks Erweiterung und Vergrößerung des bestehenden, von ihm seinerzeit gestifteten Waisenhauses erstanden, der Stadt geschenkt und sich auch verpflichtet, die vom Kaufstage an laufenden Steuern und Abgaben zu übernehmen.

Es gibt dann noch eine tabellarische „Darstellung des Vermögensbestandes derjenigen Philipp Merian’schen Stiftungen der Stadt Freiburg, für welche besondere Rechnungen geführt werden, auf 31. Dezember 1888“. Insgesamt handelt es sich hierbei um 14 Stiftungen, von denen die „Stiftung zur Unterstützung hausarmer Einwohner“ mit 152 404 Mark mit Abstand an der Reinvermögensspitze steht. Stattdoch ist auch das Vermögen der „Stiftung zu Gunsten alter Diensthöten“ (mit 77 774 Mark) sowie der „Stiftung zur Unterstützung armer Schüler des vormaligen Lehrinstituts Adelhausen“ (mit 86 323 Mark — nach Auflösung dieser Anstalt hatte man für die angefallenen Zinsen zunächst keine Ausgabemöglichkeiten) und schließlich der „Stiftung zur Verpflegung evangelischer Waisen“ (mit 61 662 Mark). Insgesamt betrug zu jenem Zeitpunkt das Reinvermögen dieser Merianschen Stiftungen (per 10. August 1889) 522 172 Mark, zudem sind an Bargeldvorräten 12 602 Mark mitaufgeführt.

Die Apostrophierung eines „Bienfaiteurs“ dürfte Merian gegenüber so keine bloße Geste oder billige Pathetisierung sein, das Aufgeführte hat das einmalige Wirken dieser für Freiburg und über Freiburg hinaus aktiven Stifterpersönlichkeit voll auf bestätigt.

Mit unsern Aufzeichnungen und Auszügen haben wir unwillkürlich ein Stück Freiburger Sozialgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angegangen. Man muß sich in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, wie schwach und spärlich die Sozialleistungen von öffentlicher und auch von kirchlicher Seite in dieser Zeit gewesen sind. Was dem Mittelalter, insbesondere von kirchlicher Instanz, noch selbstverständlich, war im Zeitalter der Glaubenskämpfe und der nachfolgenden Kriegsjahrzehnte und -jahrhunderte notgedrungen, nicht zuletzt infolge verheerend um sich greifender Pauperisierung, weitgehend abhanden gekommen. Freilich hatte es immer — auch in Freiburg⁸ — persönliche Stifter und Stiftungen gegeben. Münster und Universität waren ohne sie kaum denkbar. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang etwa auch an die Freiburger Sapienz⁹ sowie an Ausführungen des Merianschen „Vorläufers“ Heinrich Sautier¹⁰. — Schreiber (vgl. o.) räumt den „Wohl-

thätigkeits-Anstalten“ ein eigenes Kapitel ein, mit dem Untertitel „Armeninstitut. Arbeitshaus. HI. Geist-Spital. Waisenhaus“.

In der Person Philipp Merians findet sich erwiesenerweise die letzte ganz große und in vielem gewiß selbstlose Stifterpersönlichkeit unserer Stadt. Man mag sich nach dem Aufgezeigten zweifellos auch nach den Motiven solcher Generosität fragen. Weder in unserer Stadt geboren, noch zeitlebens Untertan des jungen, badischen Großherzogtums, setzte sich Merian mit ungeteilter Kraft und Energie für seine menschenfreundlichen Ideen und Bemühungen ein. Gewiß hatte er das Glück, ein außergewöhnlich hohes Vermögen sein eigen zu nennen. Doch damit allein war es noch nicht getan. Merian hat keine persönliche Mühe gescheut, seine philanthropischen Gedankengänge und Vorstellungen gebührend und durchgängig großzügig zu realisieren.

Das ist keine Selbstverständlichkeit, sondern bewußte Veranlagung, Begabung, Gesinnung, Verwirklichung der Maxime „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, wie sie bereits die deutsche Klassik lehrte und die Biedermeierzeit übernehmen sollte, die indes doch so häufig dem Kleinbürgerlichen und Egoistischen verhaftet blieb. Freilich, und das sei nicht bestritten, mochte auch ein gewisses Prestigedenken nebst religiöser Überzeugung mit hineinspielen. Daß es jedoch keineswegs an erster Stelle stand, vielmehr im Unbewußten sich angesiedelt hatte, beweist das Gesagte und Wiedergegebene zur Genüge. So gesehen, ist das Meriansche Wirken nicht nur aus der Zeit heraus zu verstehen, vielmehr setzt es eine Persönlichkeit voraus, die ihresgleichen auf weitem Feld suchen dürfte und eigentlich höchst selten in solcher Gebefreudigkeit zu finden ist.

In unsern Tagen gibt es die von Merian bedachten Armen kaum mehr. Der Sozialstaat hat weitgehend solche Funktionen übernommen. Und selbst für die verschämten Armen, die ohnehin im Aussterben begriffen sind, dürfte gesorgt sein. Das Meriansche Denken gibt sich zugleich patriarchalisch und modern. Erinnert sei hier nur nochmals an die Altersversorgung ärmerer Schichten der Bevölkerung, ebenso an die „Mietbeihilfen“, an Witwen- und Krankenversorgungen, an Waisen- und Schüler-Studentenbeihilfen.

Merian fand im Geben sein Genügen. Daß er dabei denkbar großzügig verfahren konnte, war nicht nur seine Situation, war vielmehr vor allem seine Grundhaltung und seine innere Bereitschaft. Nicht zuletzt auch seine Konsequenz aus Humanitas und religiöser Lehre. Was ihm die Stadt und so viele Einzelne verdankten, war unerhört reichlich, war eines Wohltäters wahrhaft würdig. Ihn und sein segensreiches Wirken erneut in Erinnerung zu bringen, ist eine Pflicht, der man sich auch in sozial weitgehend abgesicherten Zeiten nicht versagen sollte.

*

Schließlich sei noch auf Heinrich Hansjakobs kleine Schrift über „Die Sautier-Reibelt-Merian'sche Stiftung“¹¹ hingewiesen, in deren Mittelpunkt freilich Heinrich Sautier gerückt wurde. Das 74 Druckseiten umfassende Bändchen ist auch den Hansjakobsammlern in der Regel kaum bekannt; der „Wilpert-Gühring“¹² führt es überhaupt nicht mit auf.

Im Kapitel „Die Beistifter“ (ebda., S. 43 ff.) findet sich Merian jeweils nach Reibelt an zweiter Stelle in den Abschnitten „In der Mädchenstiftung“ sowie „Knabenstiftung“ einigermaßen ausführlich erwähnt: ... *der große Wohlthäter der Stadt Freiburg . . . Dieser edle, reiche Menschenfreund . . . vermachte der Sautier-Stiftung, die seinen „vollen Beifall“ hatte, in verschiedenen Urkunden größere Summen . . .*, die Hansjakob auf Grund der entsprechenden Urkunden und Dokumente nachfolgend detailliert. Andererseits möchte es doch auch verwundern, daß der nachmalig so bekannt gewordene und auch viel geschätzte Reise- und Volksschriftsteller, der dieses mit dem Porträt Sautiers versehene Bändchen in seiner Eigenschaft als „derzeitiger Director“ „Für die Stiftlinge dargestellt“ hat, Philipp Merian nicht noch breiteren Raum gewährte. Es kann dies wohl nur damit begründet werden, daß es Hansjakob, der ja stark dem Geschichtlichen und dem Forschen nach den Anfangsgründen zugetan war, in erster Linie auf den Gründer der Stiftung ankam, außerdem dürfte er sich dem katholischen Geistlichen Sautier persönlich mehr verbunden gefühlt haben als dem zugewanderten Protestanten Merian. Und schließlich wollte er zurecht die Sautiersche Schrift von 1798, „Die Stifter und Wohlthäter der Hauptstadt Freiburg im Breisgau und der Albertinischen Hohen-schule“, in den Ausgangs- und Mittelpunkt seiner zunächst vorwiegend historischen Betrachtungen und Ausführungen gerückt wissen.

Zusammenfassend läßt sich so sagen, daß die Freiburger Stiftungen durch die Aktivitäten Philipp Merians in vielen Bereichen stattliche und anhaltende Dotationen erfahren haben. „Die Stadt Freiburg verfügt von altersher über einen wertvollen Besitz milder Fonds und wohlthätiger Stiftungen, die in den letzten Jahrzehnten noch wesentlich vermehrt wurden“, leitete Joseph Ehrler sein Vorwort zur Schrift „Die weltlichen Ortsstiftungen der Stadt Freiburg im Breisgau“¹³ ein. In diesem Zusammenhang wird neben dem Sautierschen Buch mit dem Titel: „Die Stifter und Wohlthäter der Hauptstadt Freiburg i. Br. und der Albertinischen Hohenschule“¹⁴ auch L. v. Theobalds „Die weltlichen Stiftungen der Stadt Freiburg i. Br.“¹⁵ erwähnt und eine neuere Darstellung des Stifterwesens und der Stiftungsvorschriften (eben bis 1913) vermißt. Ehrler hat seine Ausführungen in sechs Teile gegliedert, doch mit Ausnahme der „Stiftungen zur Förderung von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft“ gibt es keinen Abschnitt, in dem Merian nicht mit mindest einer Stiftung vertreten ist. So darf man das Ehrlersche Fazit, demzufolge *die zahlreichen Vermächtnisse . . . dem Freigebigkeits- und Opfersinn der Freiburger Bürgerschaft für alle Zeiten ein glänzendes Zeugnis ausstellen*, auf Philipp Merian ganz besonders beziehen, und auch das Ende April 1913 datierte Resümee mag insgeheim noch eine gewisse Gültigkeit haben: *Vieles ist schon getan worden, aber viel mehr bleibt noch zu tun übrig trotz unserer umfassenden Versicherungsgesetzgebung und der zahlreichen städtischen Wohlfahrtseinrichtungen . . .*

ANMERKUNGEN

- ¹ Begründet von FRIEDRICH LAUTENSCHLAGER, 6. Bd.: Personengeschichtliche Literatur, bearbeitet von WERNER SCHULZ, Tl. 2, Stuttgart 1973.
- ² Paris um 1840.
- ³ Jg. 26 von 1848.
- ⁴ Freiburg 1914; Reprint (mit Nachwort von HELMUT BENDER und ERICH SEYFARTH) Freiburg 1979.
- ⁵ Freiburg ²1968.
- ⁶ Freiburg i. Br. Gedruckt bei L. Stelefeld. — Die 1. Auflage war 1849 erschienen.
- ⁷ Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. Freiburg ³1840; Reprint Freiburg 1970.
- ⁸ Dazu etwa ANTON RETZBACH, Die Freiburger Armenpflege von der Gründung der Stadt bis zum 16. Jahrhundert, in: ZFreibGV, 30. Bd., Freiburg 1920.
- ⁹ ADOLF WEISBROD, Die Freiburger Sapienz und ihr Stifter Johannes Kerr . . . , Freiburg 1966.
- ¹⁰ Besonders aufschlußreich dessen Darlegungen über „Stifter / Stiftung / Stifflinge / Stiftliche Belohnung und Ausstattung“ im „Zweyten Theil“ von „Die arme, brave Marie, oder das Bild eines vollkommenen Dienstbothen“ (Freiburg 1802); dort findet sich auch eine tabellarisch abgesetzte zwölfseitige „Uebersicht“ betr. Sautierischer diesbezüglicher Vorstellungen, die Merian in allen Einzelheiten gekannt und in gewisser Weise auch benutzt haben dürfte.
- ¹¹ Die Sautier Reibelt Merian'sche Stiftung. Für die Stifflinge dagestellt von Dr. H. HANSJAKOB, derzeitigem Director. Freiburg i. B. Druck von C. A. Wagner, 1892.
- ¹² GERO VON WILPERT und ADOLF GÜHRING, Erstausgaben deutscher Dichtung. Eine Bibliographie zur deutschen Literatur 1600—1960, Stuttgart 1967.
- ¹³ Freiburg 1913.
- ¹⁴ Freiburg 1798.
- ¹⁵ Freiburg 1866. — L. v. Th. war Zweiter Bürgermeister der Stadt Freiburg gewesen.

Kleinere Beiträge

Ein Grenzkreuz des 14. Jahrhunderts vom Kaiserstuhl

Von
THOMAS LUTZ

Im Jahre 1981 erschien mit dem Titel „Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg“ ein von Bernhard Losch erarbeitetes Inventarwerk, das als Frucht jahrzehntelanger Forschung, ergänzend zur Dissertation desselben Autors, erstmals ein landesweites Überblicken dieser Denkmalgattung ermöglicht¹.

Die umfangreiche Steinkreuz-Literatur ist in den beiden Arbeiten Loschs verzeichnet und hat dort größtenteils eine kritische Würdigung gefunden², weshalb hier auf eine weitschweifige Diskussion der einschlägigen Ergebnisse und Ansichten verzichtet werden kann.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß nach zunächst eher romantisch geprägtem Interesse an den urtümlich anmutenden Kreuzen eine eingehendere Beschäftigung mit der Materie gegen das Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachten ist, wobei man, gestützt auf regional begrenzte Materialsammlungen, um die Klärung von Ursprung und Zweck der Kreuze bemüht war. Obgleich die Bedeutung der meisten Kreuze als Sühnemale früh erkannt worden war³ und dies eigentlich stets Zustimmung gefunden hatte, so fehlte es freilich nicht an abweichenden Erklärungsversuchen⁴; in einigen waren solche Fälle auch durchaus begründet, allein das Bestreben, eine Deutung verallgemeinernd auf sämtliche Kreuze anwenden zu wollen, hat sich als nicht gerechtfertigt erwiesen.

Auf der Grundlage der in den letzten 100 Jahren publizierten Objekte konnte man zu einer typologischen Unterscheidung einzelner Steinkreuzformen gelangen, wodurch nicht nur eine zeitliche Einordnung der selten beschrifteten oder datierten Sühnekreuze in den Rahmen des Möglichen rückte, sondern auch die Abgrenzung gegenüber verwandten Denkmälergruppen erleichtert wurde; zu diesen letzteren zählen etwa die Steinkreuze bzw. Steine mit eingehauener Kreuzdarstellung (= Kreuzsteine), die zur Markierung der Grenzen städtischer Gerichtsbanne dienten⁵. Auf die Schwierigkeit, in gewissen Fällen eine endgültige Entscheidung zu treffen, weist Losch ausdrücklich hin⁶, denn nicht immer besitzen die Sühnekreuze die „typische“ gedrungene und plumpe Form und andererseits können bisweilen auch Kreuze anderer Bestimmung eine derartige Gestalt zeigen. Unsicherheit hat es deshalb öfters gegeben, wenn Exemplare des Sühnekreuz-Typus auf oder in unmittelbarer Nähe von Gemarkungsgrenzen angetroffen wurden⁷. Die Deutung als Grenzkreuz liegt in solchen Fällen nahe, darf aber nicht ohne weiteres als zutreffend vor-

ausgesetzt werden. Erwiesenermaßen als Grenzmarken errichtete Kreuze sind außerordentlich selten; Wilhelm Brockpähler führt in seiner Arbeit über westfälische Steinkreuze einige Beispiele⁸ an, gleichzeitig weist er aber auf Umstände hin, die bisweilen zur Aufstellung eines Sühne- oder Erinnerungskreuzes gerade an Gemarkungsgrenzen führen konnten⁹, welche dann ihrerseits erst später in das Grenzmarkierungssystem miteinbezogen wurden.

Natürlich wird niemand mehr ernsthaft daran zweifeln, daß es sich beim allergrößten Teil der Steinkreuze um Sühne- und Gedenkkreuze handelt, wie sie in zahlreichen Totschlag-Sühneurkunden auch ihre schriftliche Überlieferung gefunden haben¹⁰. Angesichts des überwundenen Erklärungs-Gezänkes fällt es immerhin auf, daß das Baden-Württembergische Steinkreuzinventar sich bewußt auf die Betrachtung der Sühnekreuze beschränkt; die Beschreibung und Abbildung der Grenzkreuze hätte bei der ohnehin geringen Anzahl von Beispielen dieser Art dem Katalog sicher keinen Abbruch getan.

So kann man zwar nicht von einer Ergänzung des Inventarwerkes im strengen Sinne sprechen, wohl aber von einer Bereicherung des bisher bekannten Grenzkreuzbestandes, wenn nachfolgend ein solches Stück bekannt gemacht werden soll, das sich jüngst in Bahlingen am Kaiserstuhl wiedergefunden hat.

Von dem aus rotem Sandstein gearbeiteten Kreuz hat sich lediglich der Querbalken mit dem Ansatz der oberen Endigung erhalten. Die Kreuzarme verbreitern sich in der Ansichtsfläche einer leicht geschwungenen Linie folgend nach außen hin, ihre seitlichen Stirnflächen zeigen eine schwache konkave Einziehung.

Ein vierkantiger Eisenzapfen an der Unterseite und eine Klammerbettung mit Bleiresten auf der Vorderfläche weisen auf eine frühe Reparatur hin, bei der der Kreuzstamm neu mit den oberen Teilen verbunden werden mußte. Die Breite des Fragments beträgt 86 bis 88 cm, die Höhe des Erhaltenen ca. 42 cm und die Materialstärke ca. 18 cm. Die Vorderseite trägt eine Inschrift in gotischen Majuskeln, von der uns Anfang und Schluß mit den fehlenden Teilen des Kreuzes verloren sind: IOHIS / B̄PTE · DE · MENSE · IVNII · / LOCATA · E · H · CRVX · P · DI / VISIOE · BAN...RV · OPIDI · / ENDINGEN · ... T · VILLE · B /

Die rückwärtige Fläche ist geglättet und weist keine weitere Bezeichnung auf.

Das Kreuzfragment ist vor kurzer Zeit auf dem Dachboden des Bahlinger Schulhauses ‚aufgetaucht‘ und wird jetzt im Rathaus aufbewahrt; die Fundgeschichte reicht jedoch über 50 Jahre zurück.

Ein Bahlinger Bauer stieß 1928 beim Ausgraben eines Nußbaumes an der Endinger Gemarkungsgrenze auf die Reste des Kreuzes, dessen unteres Schaftende damals noch vorhanden war, aber, vom Finder als Baumaterial verwendet, seither verschwunden ist. Nachdem der damalige Bahlinger Lehrer E. Renkert von dem Fund erfahren hatte, verbrachte er das übriggebliebene Fragment mit der Inschrift in die von ihm aufgebaute und seit Kriegsende in Verlust geratene heimatkundliche Sammlung im Schulhaus. In den darauffolgenden Jahren machte er in zwei Zeitungsartikeln¹¹ auf das Kreuz aufmerksam, aber bis auf eine Ausnahme¹² scheint die Nachricht nicht zu den damaligen Sachkennern durchgedrungen zu sein.



Das Gewann Wihlbach, der ehemalige Standort des Kreuzes, bildet ein flaches Tälchen, das vom Waldrand unterhalb der Fahrstraße Endingen-Silberbrunnen nach Nordosten zieht und in das sog. Ried mündet. Dieses Gelände, das auch heute an einigen Stellen sumpfigen Charakter besitzt, war in den vergangenen Jahrhunderten öfters Gegenstand von Grenzstreitigkeiten zwischen Endingen und Bahlingen, über deren Ursache nichts genaueres zu ermitteln ist, vielleicht hatte das Bächlein, das im Talgrund verläuft und teilweise die Grenzlinie bildet, im Laufe der Zeit sein Bett verlagert und gab so Anlaß zu Korrekturen.

Aus einer ehemals im Stadtarchiv Endingen befindlichen Urkunde¹³ ist zu entnehmen, daß im Jahr 1349 acht Bürger von Breisach und Kenzingen als Schiedsleute in einem Streit zwischen Endingen und Bahlingen wegen „des Riedes genannt Wilebach“ zugunsten von Endingen entschieden haben. Daß zwischen dieser Urkunde und dem Grenzkreuz eine Verbindung bestehen könne, hat schon E. Renkert vermutet, denn die Letternformen der Kreuzinschrift lassen durchaus an eine Entstehung im 14. Jahrhundert denken. Der verlorene Kopfteil mit dem fehlenden Teil des Datums läßt sich aber glücklicherweise anhand einer Grenzbeschreibung¹⁴ von 1766 rekonstruieren. Damals wurde die Grenzlinie im Bereich des Bachlaufes neu festgelegt und bei der Gelegenheit die gesamte Bahlingen/Endinger Gemarkungsgrenze protokolliert. Die Beschreibung setzt auf der Höhe des Berges ein, wo ein Dreibannstein Endingen, Schelingen und Bahlingen scheidet und schreitet dann von einem Bannstein zum anderen talwärts fort. Beim letzten Stein (Nr. 22) vor Beginn des neu festgelegten Grenzabschnitts heißt es „... und befindet sich noch ein alter oben breiter und unten etwas spitzig gehauener rother Sandstein bei demselben, welcher

außer einer alten Mönchs-Schrift annoch mit der Jahrzal MCCCLX marquiert . . .“ Diesem Wortlaut nach zu urteilen steckte damals das Kreuz so tief im morastigen Boden, daß lediglich das Kopfende mit dem Anfang der Inschrift aus der Erde ragte. Immerhin versetzt uns diese Nachricht in die Lage, den wesentlichen Bestand der Inschrift aufzulösen und zu ergänzen: ANNO DOMINI MCCCLX IN DIE IOHANNIS BAPTISTE DE MENSE IVNII LOCATA EST IIAEC CRVX PRO DIVISIONE BANORUM OPIDI ENDINGEN ET VILLE BALDINGEN; oder: im Jahre 1360 am Tag Johannes des Täufers im Monat Juni wurde dieses Kreuz aufgerichtet, um die Bänne der Stadt Endingen und des Dorfes Bahlingen (früher: Baldingen) zu scheiden.

Bei der Suche nach dem genauen Standort des Kreuzes kommt ein „Plan über die Baan- und Landesgraenzen“ zwischen Endingen und Bahlingen zu Hilfe, der im Anschluß an die erwähnte Grenzereinigung 1766 vom Hochbergischen Renovator Fr. Benj. Seuffert gefertigt wurde¹⁵.

Dort ist in einer Distanz von umgerechnet etwa 70m südwestlich vom Stein Nr. 22, bei dem sich laut Protokoll der Stein mit der „Mönchs-Schrift“ befinden sollte, ein kleiner Stein eingezeichnet, der in der laufenden Nummerierung übersprungen ist und dafür mit einem Kreuzchen markiert wurde¹⁶; es scheint also zur Fertigung des Planes eine nochmalige Grenzbegehung stattgefunden zu haben, wobei man dann den „oben breiten und unten etwas spitzig gehauenen“ Sandstein als Kreuz identifizierte.

Von einem weiteren Kreuz im Verlauf der Grenzlinie geben nur noch die besagten Unterlagen von 1766 Auskunft, wonach der Grenzstein Nr. 17 „ . . . unterhalb dem Freyburger Weeg bei dem Creutzlein eingemauert . . .“ war. Ob es sich jedoch auch hierbei um ein Grenzkreuz handelte, das vielleicht gemeinsam mit dem Inschriftkreuz von 1360 gesetzt wurde, dafür fehlt jeder sichere Beleg; wenn diese Möglichkeit auch denkbar sein mag, so könnte es ebensogut ein an markanter Stelle (der Grenze des Endinger Banns an der Fahrstraße Freiburg-Endingen) gesetztes Sühnekreuz sein und daß auch solche im näheren Umkreis verbreitet waren, zeigen erhaltene Beispiele in Endingen und Kiechlinsbergen¹⁷ sowie drei durch Schriftquellen faßbare Stücke¹⁸ auf der Bahlinger Gemarkung.

ANMERKUNGEN

- ¹ BERNHARD LOSCH, Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden Württemberg, (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden Württemberg Bd. 4), Stuttgart 1981; ders., Steinkreuze in Südwestdeutschland, Diss. Tübingen 1968 (= Volksleben Bd. 19); Rezension zum Inventarwerk von 1981 in: Schauinsland 101. 1982, S. 341–342 (CLAUSDIETER SCHOTT).
- ² LOSCH (1968), S. 65 ff.
- ³ das., S. 65/66; vgl. auch ANTON NÄGELE, Fragen und Ergebnisse der Kreuzsteinforschung, in: Zs. des Vereins für Volkskunde, (Berlin) 22.1912, S. 253–277 und 375–398
- ⁴ z. B. als Grenzmarken, vgl. K. HELBIG, Die Steinkreuze im Königreich Sachsen als Grenzzeichen, in: Mitteilungen des Vereins für sächs. Volkskunde III., 1905, S. 369–389, IV., 1906, S. 120–131; weitere Deutungsversuche bei Losch (1968), S. 75 ff.
- ⁵ Derartige Kreuze sind auch für Freiburg durch eine in diesem Zusammenhang oft angeführte Urkunde des Jahres 1368 belegt, H. SCHREIBER, Urkundenbuch der Stadt Freiburg I. Bd. 2. Abt. Nr. CCLXXIV, S. 512 ff.; ein erhaltenes Exemplar wurde von P. P. Albert veröffentlicht, P. P. ALBERT, Das Bischofskreuz in Betzenhausen, FDA N. F. 5, 1904, S. 341–360, Abb. S. 344 rechts, das Stück befand sich bis vor kurzem im Depot des Augustinermuseums in Freiburg, jetzt beim städt. Vermessungsamt; ein Beispiel aus Waldkirch in: Schauinsland 94./95. 1976/77, S. 66; vgl. auch RAINER SCHMEISSNER, Schweizer Rechtsdenkmäler (= Steinkreuzforschung Nr. 1), Regensburg 1980, S. 45 ff.; ders., Der Burgfrieden der ehemaligen freien Reichsstadt Regensburg, Regensburg 1976 (Deutsche Steinkreuzforschung).
- ⁶ LOSCH (1981), S. XIII/XIV
- ⁷ Nach LOSCH (1968), S. 20 stehen die meisten Kreuze an Straßen und Wegen.
- ⁸ WILHELM BROCKPÄHLER, Steinkreuze in Westfalen, Münster 1963 (= Schriften der volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen Lippe, Heft 12), S. 133 ff.
- ⁹ das., S. 138
- ¹⁰ LOSCH (1968), S. 57–65; LOSCH (1981), S. XII/XIII; H. JANICHEN, Schwäbische Totschlagsühnen, in: Zs. v. Württemberg. Landesgesch. XIX., 1960, S. 128–140
- ¹¹ Freiburger Ztg. Nr. 167/II, 22. Juni 1929; Freiburger Ztg. Nr. 61, 4. März 1934
- ¹² THEODOR KNAPP, Über Marksteine und andere Grenzbezeichnungen vornehmlich im südwestl. Deutschland, in: Das Rechtswahrzeichen hrsg. v. K. S. BADER, 2. Heft Freiburg 1940, S. 23 Anm. 52
- ¹³ Die Urkunde ist verschollen, Regest in der ZGO 40, 1886, S. m67, Nr. 21
- ¹⁴ GLA 21/30, 1766 Mai 22. 24., Juli 18.
- ¹⁵ GLA H Bahlingen Nr. 2
- ¹⁶ Der Standort des Kreuzes lag demnach etwa bei Punkt ³⁴0460/⁵³3298 der Top. Karte 7812 Endingen.
- ¹⁷ LOSCH (1981), S. 229/230, Abb. 393
- ¹⁸ 1. GLA 21/31, 1313 Feb. 7: *Reben ze dem Cruce* (= Kreuz am Heegenweg, 1687).
2. Gemeindearchiv Bahlingen, Schutterner Berain 1626: Kreuz am Ottmattenweg.
3. GLA 21/31, 1331 Dez. 4: *Reben uf wintegge bi dem cruce.*

Die Urbanprozession in Herdern und die Rebleute zur Sonne

Von
RENATE LIESSEM-BREINLINGER

„Himmel-, Kritz- und Fahnenräger“ sei er gewesen, sagt der Herdermer Max Ries,¹ der von 1947 bis 1965 die Tradition der Rebleute zur Sonne fortführte, am Urbansfest in Herdern und an der Fronleichnamprozession in der Stadt Freiburg teilzunehmen. In festlicher Kleidung, schwarzem Gehrock mit Schärpe und Schiffhut, trug er die Fahne dieser alten Zunft, in der einst Weinbergbesitzer und Rebarbeiter organisiert waren, und er schritt so dem Zunfttheiligen voran, einer Büste des



Abb. 1. Noch in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts gab es in Herdern zahlreiche Rebleute, die nach alter Tradition mit der Heiligenfigur, den mächtigen Kerzenstangen und der Fahne der Zunft zur Sonne an der Urbanprozession in Herdern teilnahmen. Heute wird nur noch die Fahne mitgetragen.

(Aufnahme: Archiv Sigmund)

Hl. Urban, die auf den Schultern von zwei Männern ruhte. Vier Kerzen auf wuchtigen Haltern aus Holz gehörten zur Ausstattung der Rebleute für diese feierlichen Anlässe.

Zu seiner Zeit sei das Gefolge des Zunfttheiligen leider sehr klein gewesen, in Herdern habe es nur noch zwei aktive Rebleute gegeben, die bei der städtischen Stiftungsverwaltung arbeiteten, in der ganzen Stadt Freiburg etwa fünfzehn. Im vorigen Jahrhundert habe es noch zweihundert Rebleute gegeben und eben auch noch viel mehr Reben. Heute sei das Mitführen des Rebzunfttheiligen bei der Prozession eigentlich nur noch eine Proforma-Sache, er sei der einzige, der übriggeblieben ist in Herdern und in der Stadt. Gemeint ist der einzige Rebmann, der sich der Tradition der alten Zunft zur Sonne verbunden weiß. Denn wenn der Rebenkranz um Freiburg auch schütter geworden ist, es gibt noch Weinberge zwischen Meisenberg, Schloßberg und Schlierberg, nur haben die Männer und Frauen, die heute dort arbeiten, vermutlich nie etwas von der Zunft der Rebleute gehört, denn diese besteht seit über hundert Jahren nicht mehr.

Die Zunft zur Sonne

Die Freiburger Rebleutezunft² geht ins 13. Jahrhundert zurück und war 1388, als den Zünften die Macht im Rat der Stadt zufiel, mit 271 Angehörigen die zahlenstärkste Zunft, gefolgt von den Schuhmachern, die es auf 130 Köpfe brachten. Die Zunft stellte eine Reordnung auf und sorgte durch Kontrollen für deren Befolgung. Zeitenweise mußten die Beitrittswilligen eine Prüfung ablegen. So war gewährleistet, daß die Arbeiten in den Weinbergen mit Sachverstand verrichtet wurden. Die Zunft hatte außerdem soziale Aufgaben. Sie sorgte für Mitglieder, die in Not geraten waren, und für Witwen. Von der politischen Rolle war oben schon die Rede. Militärische Pflichten runden das Bild ab. Die Rebleute hatten den Stadtmauerabschnitt vom Mönchstor bis zum Kretzentor zu bewachen und zu verteidigen.³

Ein Wort zum Namen: Die Zunft hieß „zur Sonne“ nach ihrem Zunftlokal, das in der Neuburg lag, etwa hinter der ehemaligen Ludwigskirche. 1678 wurde es von den Franzosen mit der ganzen Vorstadt abgebrochen, um der Vauban'schen Befestigungsanlage Raum zu schaffen.⁴ Die Rebleute erhielten als Ersatz ein Haus in der Klarissengasse, das sie 1796 offenbar aus finanzieller Bedrängnis veräußerten.⁵ Die Zunft hatte ohnedies nur geringen Nutzen von dem Haus, das von der Stadt gegen einen geringen Mietzins als quasi öffentliches Gebäude genutzt wurde: von 1782 an als Armenkosthaus der Stadt und zum Zeitpunkt des Verkaufs als Kaserne.⁶

Die Zunft der Rebleute zur Sonne war zwar die mitgliederstärkste Zunft in Freiburg, gehörte aber nicht zu den einflußreichsten und angesehensten gewerblichen Korporationen. Joseph Ehrler schreibt dazu in etwas drastischen und überheblichen Worten: „Die zahlreichen in der Landwirtschaft und im Rebbau beschäftigten Arbeiter⁷ wurden der Proletarierzunft der Rebleute zugeteilt, die sich vorwiegend die Vorstädte zum Wohnsitz ausersehen hatten. Sie entbehrt naturgemäß des gewerblichen Zunftzwangs und beinahe gänzlich auch der eigenen Verwaltung. Der Rat verordnete im Jahre 1412, daß alle, die nach Freiburg kommen und sich nur mit



Abb. 2. Tragefigur der Zunft zur Sonne, die an der Fronleichnamsprozession, mit einer frischen Traube geschmückt, mitgeführt wird. Die barocke Holzplastik wurde um 1800 von Franz Xaver Hauser (1739—1819) geschaffen und steht das Jahr über im Augustinermuseum. (Aufnahme: Hans Sigmund)

der Hand ernähren, die Zunft der Rebleute . . . kaufen sollen. Das Einkaufsgeld war daher bei den Rebleuten auch das niedrigste; es betrug nur 6 Schilling-Pfennig. Auch der Taglohn⁸ wurde vom Rat im Jahre 1403 für ländliche Arbeiter festgesetzt und dabei den Bürgern bei Strafe verboten, mehr zu zahlen . . . Im Jahre 1417 hatte sich die Zunft um die Erlangung des Zunftzwangs beim Rat bemüht, um in genossenschaftlicher und verwaltungsrechtlicher Hinsicht den anderen Zünften gleichgestellt zu sein. Der Rat aber lehnte ihr Verlangen mit der Begründung rundweg ab, daß den Bürgern aus wichtigen Gründen auch fortan die Einstellung von einheimischen und fremden Rebleuten freigestellt sein soll.“

Die Frage des Taglohns beschäftigte die Rebleute auch noch im 19. Jahrhundert, als die Zeit schon über die Zünfte hinweggegangen war. 1856 war die Stadt Freiburg dafür, den Lohn „nicht polizeilich festzusetzen“, sondern dem „freien Übereinkommen zu überlassen“. Zur Frage der Rebmannsprüfung durch die Zunft schrieb sie 1857: „Ist zu erwiedern, daß keine Prüfungen im Rebbau mehr stattfinden, da bei den Bürgerannahmen ein Rebmann bloß als Tagelöhner betrachtet wird, und daher keiner besonderen Prüfung bedarf.“⁹

Als diese Dokumente verfaßt wurden, war die Aufhebung der Zünfte längst beschlossene Sache. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurden freiere Regelungen im Wirtschaftsleben angestrebt.¹⁰ Durch einen Erlaß des großherzoglich-badischen Innenministeriums in Karlsruhe von 1836 wurde es den Freiburger Zünften auf Antrag der Stadt verboten, neue Mitglieder aufzunehmen.¹¹ Recht selbstherrlich mischte sich die Stadt, beziehungsweise die städtische Beurbarungskommission, auch in die Vermögensverwaltung der Zunft ein. 1858 wurden die Freiburger Zünfte endgültig aufgehoben durch „höchste Staatsministerial-Entschließung vom 26. Juni“. Der Vorstand der Rebleutezunft, Stabhalter Wangler von Herdern, ließ seine Zünftigen im Juli 1858 schriftlich darüber abstimmen, ob sie mit der Aufhebung einverstanden seien oder ob sie wünschten, „daß für den Fortbestand der jetzigen Zunftverhältnisse Schritte unternommen werden“. Vier waren für ersteres, 66 für letzteres, was aber ohne Wirkung blieb. Im Oktober 1858 mußte Stabhalter Wangler alle Unterlagen der Zunft der Beurbarungsverwaltung übergeben. Ihr wurde auch das Vermögen¹² zugewiesen, was — wie Joseph Ehrler schreibt — auch für die übrigen Freiburger Zünfte zutraf.

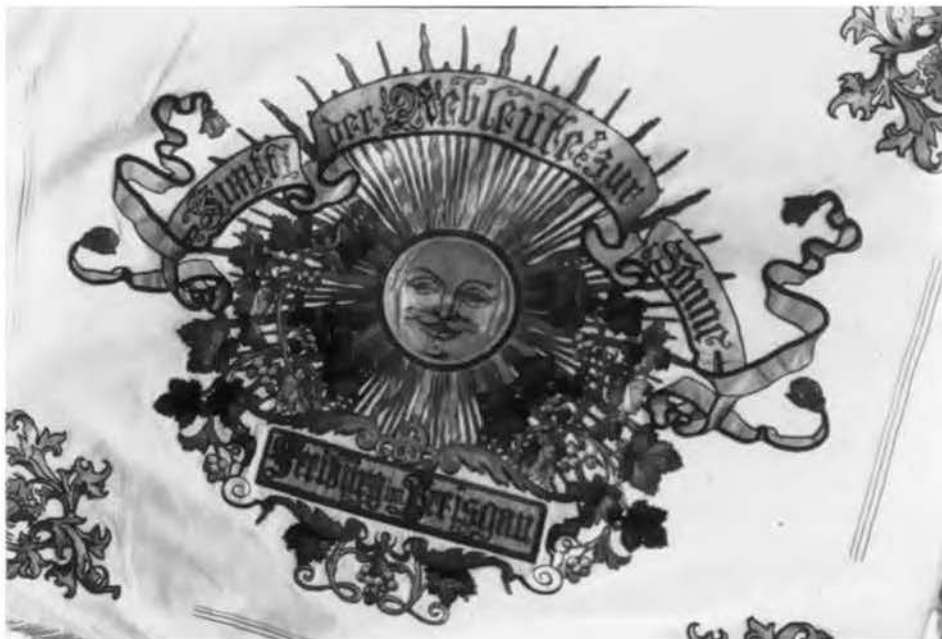
Ein undatiertes, vermutlich von 1857 stammendes Aktenstück präzisiert, daß den zünftigen Rebleuten¹³ bis zu ihrem Ableben der Genuß aus dem Zunftvermögen zugestanden werde und daß man das Ziel verfolge, das Zunftvermögen einer später zu gründenden Innung aus Rebleuten und Landwirten zukommen zu lassen. Jedenfalls sollte der nachfolgende Vermögensinhaber die Fortsetzung der von der Zunft traditionell begangenen kirchlichen Feierlichkeiten bestreiten.

Vom Heiligen Urban

Nun ist das Stichwort „kirchliche Feierlichkeiten“ gefallen. Dazu erst einmal Joseph Ehrler, der kein Freund des katholischen religiösen Brauchtums gewesen zu sein scheint: „Von besonderer Bedeutung ist noch die religiöse und gesellige Seite des Zunftwesens, die infolge der zahlreichen kirchlichen Feste in hervorragendem



Abb. 3. Vorder- und Rückseite der Zunftfahne der Freiburger Rebleute. Die Fahne wurde letztmals im Jahr 1897 erneuert. Damals gab die Beurbarungsgesellschaft 350 Mark, die restlichen 300 Mark wurden von Herdermer Bürgern und Freiburger Rebleuten aufgebracht. (Aufnahme: Hans Sigmund)



Maße gehegt und gepflegt wurde.“¹⁴ Die Reformation habe in dem Punkt zwar einiges geändert, aber nicht in Freiburg, wo das Fronleichnamfest die Anziehungskraft eines Volksfestes gehabt habe und den Zünftigen am Tage ihres Zunftpatrons die Teilnahme am Gottesdienst bei Strafe vorgeschrieben war.

So war es auch bei den Rebleuten zur Sonne. Wie sie es mit der Verehrung ihres Zunftheiligen, des Winzerpatrons St. Urban, hielten, ist den Protokollbüchern zu entnehmen, die im Freiburger Stadtarchiv aufbewahrt werden:

„Von dem Heiligen Urbano.¹⁵ Der heilige Babst Urbanus wirdt heit den Unden gesetzten Dato von Einer gantzen Ehrsammen Rebleuth Zunft zurr Sonnen allhier zue einem Patronen Undt fürbitter der allerhand lieben Erden gewächs bey Gott dem Allmächtigen für Uns zu bitten Erwöhlet, daß die gantze Rebleuth Zunft Mann Undt weibs Personen fürderhin Jährlich feyrlich halten Undt begehnen In der Pfarre Kirchen zu Herteren, wo es der Zunft beliebig Undt gefällig sein wirt, ist es aber sach, daß die Gemain Zue Herteren Eine Ehrsamme Zunft gern haben Undt gedulden mögen, Ihnen helfen den Umgang mit aller Andacht zu Ziehren, Undt ihr verordneten Vogt, oder aber wen sie darzue erwöhlen werden, Ein Ehrsamme Zunft Ins gemain darzue beruefen Undt einladen werden, ein Ehrsamme Zunft gantz willig und genaigt darzue sein wirt, daß hochfeyrliche fest Sancti Urbani wir auch mit dem Hl. Sacrament mit Unseren Kertzen Undt stangen mit allem Andächtigem Gemüeth Undt hertzen Umb den Herteren bahn helfen beglaiten, Undt bey dem Gottes Dienst bey dem Ambt der Hl. Meß helfen beywohnen, Undt ein Jedwedere Persohn



Abb. 4. Max Ries, der zwanzig Jahre lang die Fahne der Rebzunft getragen hat, bei der Reverenz am Altar vor der Universität bei der Fronleichnamprozession von 1950. (Aufnahme: Archiv Sidmund)

sein gebührendes Opfer auf den Altar Zue legen willig darzue genaigt Zue sein. Actum den 29sten Martii 1637.“

1637 fand also die erste schriftlich belegte Urbansprozession in Herdern statt. Es gibt nun zwei Auslegungsmöglichkeiten: Man könnte annehmen, die Prozession sei älter, und 1637 sei nur in aller Form die Teilnahmepflicht der Rebleute dokumentiert worden, oder man könnte aus der Schlußformel „actum 1637 — geschehen 1637“ herauslesen, daß man es hier mit der Beurkundung von etwas Neuem zu tun hat. Für letzteres spricht unter anderem die Tatsache, daß damals im Dreißigjährigen Krieg zahlreiche Bittprozessionen ins Leben gerufen wurden.¹⁶

Fassen wir den Inhalt zusammen, der sich hinter den umständlichen Formulierungen verbirgt: Zum unten gesetzten Datum, also dem 29. März 1637, bittet die Rebzunft den heiligen Urban um seinen Schutz und gelobt, alljährlich am Urbanstag in Herdern am Gottesdienst und einem Umgang teilzunehmen, und zwar mit ihren Stangen und Kerzen. Die Urbansbüste und die Fahne¹⁷ gehörten also zu dieser Zeit noch nicht zur Ausstattung. Im Text steht außerdem, die Herdermer Gemeinde solle den Rebleuten helfen, den Umgang mit aller Andacht zu zieren. Soll das bedeuten „durch ihre Andacht zieren“ oder ist das festliche Schmücken der Häuser und Altäre entlang des Prozessionswegs gemeint, wie es heute noch üblich und wichtig ist?

Zu letzterem Kapitel des festlichen Schmückens gibt es Akten aus der jüngeren Vergangenheit.¹⁸ Die Stadt Freiburg stellte für die Urbansprozession nämlich unentgeltlich Birken und Tannengrün aus dem Stadtwald zur Verfügung. Mit Recht, könnte man sagen, denn die Stadt hat die Rebzunft beerbt und also die Verpflichtung übernommen, für die Fortsetzung der kirchlichen Feierlichkeiten im Sinne der Zunft zu sorgen. Ein Jurist könnte aus der obigen Formulierung von 1637 allerdings auch herauslesen, das Schmücken sei ausdrücklich Sache der Herdermer Pfarrgemeinde. 1904 wurde die Lieferung für das Urbansfest durch das Städtische Forstamt auf 70 Birken und drei Wagenladungen Tannenreis festgesetzt. 1919 wurde die Bezugsberechtigung der Pfarrei Herdern¹⁹ in Frage gestellt. Der Holzmacher- und Fuhrlohn sollte von der Pfarrgemeinde bezahlt werden. Es blieb aber schließlich beim alten, bis im Dritten Reich erneut geprüft wurde, ob sich hier nicht eine Sparmöglichkeit für die Stadt eröffne.

In diesen Akten aus dem 19./20. Jahrhundert geht es außerdem um Triumphbögen, Springbrunnen, die an Hydranten angeschlossen wurden, um Böllerschießen und um den Prozessionsweg, der wegen der Straßenbahn in der Zähringer- (heute Habsburgerstraße) und in der Stadtstraße problematisch wurde, bis er schließlich so gewählt wurde, daß es keine Kollisionen mehr gab.

Zurück zum Anfang, den wir bei den Erinnerungen des Max Ries genommen haben. Er war als letzter Rebmännchen Fahnenführer der Zunft zur Sonne. Er waltete seines Amtes in feierlicher Weise unter Anwendung eines militärischen Zeremoniells. Zu seiner Aufmachung gehörte zum Beispiel ein Degen, in Erinnerung daran, daß Zunftmitglieder Waffen tragen durften. In diesem Zusammenhang erzählt Max Ries eine köstliche Anekdote: 1947, „als wir noch die Franzosenherrschaft hatten“, sei er zum ersten Mal nach dem Krieg wieder als Vertreter der Rebzunft zur Fronleichnamsprozession in die Stadt gegangen, im althergebrachten Kostüm mit dem

Degen. Auf dem Münsterplatz habe man ihn aufgefordert, den Degen abzulegen und in der Sakristei aufbewahren zu lassen; denn Waffentragen war Deutschen damals durch die Besatzungsmacht verboten. Max Ries weigerte sich aber und berief sich auf die alte Tradition. In der Stadtstraße in Herdern habe er den Degen ange-schnallt, und dort lege er ihn auch wieder ab. Er konnte unbehelligt an der Prozes-sion teilnehmen — mit dem Degen.

Mit der großen Fahne auf dem mächtigen Schaft, der 1897 neu gefertigt wurde,²⁰ war das übrigens eine beachtlich physische Leistung. Der Imbiß mit Umtrunk, den die Stiftungsverwaltung für die Gruppe der Rebleute nach der Prozession bereit-hielt, war daher sehr willkommen.

Und noch eine andere Geschichte muß Max Ries immer wieder erzählen: Er brachte nämlich das kleine Wunder zuwege, die Urbanusbüste der Rebleutezunft an jedem Urbansfest am 25. Mai mit einer frischen Traube zu schmücken. Importe aus



Abb. 5. Der Zunftheilige und die Stangen der Rebleute zur Sonne im Augustinermuseum. Im Herzkästle des Heiligen befinden sich hinter Glas gefaßte Reliquien, und zwar solche des hl. Augustinus von Perugia (vergl. Anm. 17). Diesen Märtyrer wollte der Bildhauer Faller um 1800 wohl auch darstellen, was die Rebleute aber nicht daran hinderte, die Figur als den Heiligen Urban anzusehen. (Aufnahme: Hans Sigmund)



Abb. 6. Fronleichnamsprozession 1983: Josef Naber mit der Fahne der Rebleute zur Sonne im Gespräch mit Wolfgang Bock, dem Direktor der Allgemeinen Stiftungsverwaltung, die heute noch die Tradition der alten Rebleutezunft fortführt. (Aufnahme: Hans Sigmund)

südlichen Ländern waren zu seiner Zeit noch nicht so geläufig, und Max Ries hätte ihrer auch nicht bedurft. Er hatte nämlich von seinen Vorgängern einen Kunstgriff erlernt: Im Herbst schnitt er „Hängerle“, Trauben mit etwas Holz und Laub, hängte sie in ein kleines leeres Faß und schwefelte sie alle vier Wochen kräftig ein. So kamen sie im Mai wie frisch wieder heraus, für manchen Herdermer Buben so lange unglaublich, bis er sich selbst überzeugt hatte.

Auch heute noch sind die Insignien der Rebzunft bei der Urbansprozession und bei der Fronleichnamsprozession in der Stadt vertreten. Nur ist es kein hauptberuflicher Rebmann mehr, der die Fahne trägt.²¹ Das Jahr über steht der Zunftheilige mit Zubehör im Städtischen Augustinermuseum. Also auch hier, bezüglich der Fahrnisse der alten Zunft zur Sonne, hat die Stadt das Erbe angetreten.

ANMERKUNGEN

- ¹ Geboren 1899 als Sohn einer alteingesessenen Familie.
- ² LEO ALEXANDER RICKER: Freiburg — aus der Geschichte einer Stadt. Karlsruhe 1964. S. 36.
GUSTAV HINDERSCHIEDT: Die Freiburger Zunftordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Freiburger Dissertation 1953. maschinenschriftlich im StadtAF. S. 117.
JOSEPH EHRLER: Stadtverfassung und Zünfte Freiburgs i. Br. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Folge 3, Band 41, 1911. Teil I S. 729—757, Teil II S. 449—475.
BRUNO GÖTZ: Über das Zunftwesen im Weinbau. In: Der Badische WINZER. Mitteilungsblatt des Badischen Weinbauverbandes e. V., Freiburg i. Br., Heft 2/1976 S. 17f.
BRUNO GÖTZ: Mosaik zur Weingeschichte. Freiburg 1982. S. 162f.
500 Jahre Herdern bei Freiburg. 1957. Festschrift des Lokalvereins Herdern. S. 113 ff.
- ³ JOSEPH EHRLER, a. a. O. S. 451.
- ⁴ 500 Jahre Herdern, s. o., S. 113.
- ⁵ nach EHRLER, a. a. O. S. 756, war dies eine kriegsbedingte allgemeine Erscheinung.
- ⁶ StadtAF C 1 Gewerbe und Handel 34. Vergl. auch B. Götz, Über das Zunftwesen im Weinbau (s. o.) S. 18.
- ⁷ JOSEPH EHRLER, a. a. O. S. 456f.
- ⁸ StadtAF C 1 Gewerbe und Handel 34.
- ⁹ StadtAF C 1 Gewerbe und Handel 34.
- ¹⁰ JOSEPH EHRLER, a. a. O. S. 732.
- ¹¹ StadtAF C 1 Gewerbe und Handel 35.
- ¹² Die Jahresabrechnungen von 1825 bis 1842 weisen das Zunftvermögen jeweils mit einem Betrag um die 2 500 Gulden aus. 1842 wurde Geld an die Mitglieder ausbezahlt. 1848 betrug der Vermögensstand 2 384 Gulden. StadtAF C 1 Gewerbe und Handel 35.
- ¹³ Von 1842 bis 1858 nahm die Zahl der zünftigen Rebleute von 163 auf 78 ab. 1829 hatte die Zunft noch 214 Mitglieder gehabt, von denen 100 in Freiburg, 96 in Herdern und 18 in der Wiehre wohnten. StadtAF B 5 (P) XXIII 66.
- ¹⁴ JOSEPH EHRLER, a. a. O. S. 462f.
- ¹⁵ Dieser Text wurde im Jahr 1700 im Protokollbuch der Rebleute aufgeschrieben und bezieht sich auf ein Ereignis von 1637. StadtAF B 5 (P) XXIII 63. Der selbe Text steht in dem 1719 begonnenen Protokollbuch (Nr. 64), auch wieder mit dem Verweis auf 1637. Im letzten Protokollbuch (Nr. 65), das 1774 begonnen wurde, ist er ebenfalls enthalten, hier aber mit der Jahresangabe 1774 am Schluß.
- ¹⁶ HERMANN MAYER: Zur Geschichte der Freiburger Fronleichnamsprozession. In: Freiburger Diözesanarchiv N.F. 12 (1911). S. 360.

- ¹⁷ Die Zunftfahne der Rebleute mit einer Darstellung des Hl. Urban und der Jahreszahl 1830 wird erwähnt in der „Beschreibung der Fronleichnam Prozession, wie solche alljährlich zu Freiburg im Breisgau gefeiert wird.“ Freiburg 1846.
1653 erhielten alle Freiburger Zünfte Reliquien, was sie teilweise dazu veranlaßte, ihre Patrone zu wechseln. Die Rebleute erhielten Partikel der Gebeine des Martyrers Augustinus von Perugia. An ihrer Anhänglichkeit an St. Urban änderte dies aber nichts. H. MÜLLER: Das Freiburger Fronleichnamfest und seine geschichtliche Entwicklung. Freiburg 1926. S. 19.
- ¹⁸ StadtAF C 3/425/13 (1892 1919). C 4 X/14/5 (1903 1938).
- ¹⁹ Die Pfarrei Herdern genoß im 19. Jahrhundert eine weitere Vergünstigung: Von 1806 bis 1862 erhielt sie von der großherzoglichen Domänenverwaltung (d.h. vom badischen Staat) alljährlich zum Urbans tag 1 Freiburger Saum Wein, 15 Laibe Brot, 20 Pfund Wachskerzen und 4 Pfund Schießpulver. Die Herkunft dieser Abgabe war den Verfassern des Aktenstücks unklar. Sie vermuteten aber einen Zusammenhang mit dem ehemaligen Deutschen Orden, dessen Vermögen zu Beginn des 19. Jahrhunderts an den badischen Staat gefallen war. StadtAF G 7 (Kirchensachen). Über die Inkorporation der Pfarrei Herdern in die Deutschordens Kommende Freiburg von 1447 bis 1805 vergl.: EUGEN BAUMGARTNER: Pfarrkirche und Pfarrei St. Urban zu Freiburg Herdern. In: Katholischer Pfarrführer für die Pfarrgemeinde St. Urban. Freiburg 1937 S. 37 42.
- ²⁰ Nach Auskunft von Hans Sigmund wurden die Mittel für die neue Fahne in einer Spendenaktion durch die Nachkommen der Rebzunftmitglieder und die übrige Bürgerschaft aufgebracht.
- ²¹ Josef Naber, Herdern, Hauptstraße.

Aus der Amtlichen Sammlung der Freiburger Polizeivorschriften von 1904

Von
HELMUT BENDER

Nach 80 Jahren ist amtlicherseits zwar noch nicht alles vorbei, wie dies eine verbreitete Redensart von den 100 Jahren sagt, aber es hat sich vieles überlebt — und wenn in unserer ohnehin so raschlebigen Zeit der Amtsschimmel aus der Großelternära wiehert, kommt uns das mitunter recht kurios, wenn nicht gar witzig vor.

In der Universitätsdruckerei von H. M. Poppen & Sohn und zugleich im Selbstverlag des Herausgebers war die in amtlichem Auftrag zusammengestellte „Sammlung der Orts- und Bezirkspolizeilichen Vorschriften für die Stadt Freiburg i. Br.“ von Wilhelm Hollerbach („Großh. Polizei-Kommissär in Freiburg i. Br.“) erschienen. Sie umfaßt mit Register immerhin gute 340 Druckseiten. Im Untertitel wurde u. a. noch vermerkt, daß die vorgelegte Gesetzes- und Vorschriftensammlungen „für die Einwohnerschaft der Stadt Freiburg i. Br. von besonderem Interesse sind“.

Durchstöbern wir die 10 Hauptkapitel (mit jeweils zahlreichen Untergliederungen) ein bißchen nach Lust und Laune!

Das beginnt mit dem polizeilichen Meldewesen mit allerlei Formularen: wer sich nicht daran hält, wird mit bis zu 20 Mark Geldstrafe belangt. Es schließt das Kranken- und Invalidenversicherungswesen an: wessen Jahresverdienst die 2000-Mark-Grenze (!) nicht überschreitet, ist versicherungspflichtig (gilt auch für Werkmeister und Techniker, für Angestellte und Lehrer). Übrigens betrug die Mindestpension dementsprechend 116 Mark jährlich (das Zehnfache hiervon genügt heutzutage gerade noch für eine Monatsrente!).

Die Polizeistunde findet sich im allgemeinen auf 24 Uhr festgesetzt, und „Jeder Hauseingang muß während der Nacht von 11 Uhr an geschlossen gehalten werden“. An Sonntagen und hohen Feiertagen war jede Arbeit in der Öffentlichkeit verboten, an geringeren Feiertagen (etwa Dreikönig, Mariä Lichtmeß, Gründonnerstag und Karfreitag, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt usw.) waren lediglich „geräuschvolle Handlungen“ untersagt. Notstandsarbeiten waren davon stets ausgenommen. Seitenlang werden nachfolgend Ausnahmefälle und Spezialbestimmungen aufgeführt, hierzu gehören u. a. auch die „Arbeiten des öffentlichen Verkehrs sowie die Gastwirtschaften“, „Musikaufführungen, Schau- und Darstellungen und sonstige Lustbarkeiten“. Eine Zusatzbestimmung lautet dahinaus: „Den Inhabern offener Verkaufsgeschäfte in der Stadt Freiburg ist gestattet, an Sonntagen und den gebote-

nen Festtagen während des ganzen Tages, ausgenommen die Stunden des vormittägigen Hauptgottesdienstes (9 bis 11 Uhr) die Schaufenster bis abends geöffnet zu halten ...“.

„Das Baden in der Dreisam“ ist innerhalb der Stadtgrenzen (von der Kartause bis zur Eisenbahnbrücke) grundsätzlich untersagt; „Beim Baden ... unterhalb der Eisenbahn ist es verboten, auf dem Dreisamdamme sich aus- und anzukleiden“. - Ebenfalls zu den „Vorschriften in bezug auf die öffentliche Sittlichkeit“ gehören die Verordnungen über die „Verwendung der Hunde zum Ziehen“: schwache und nicht ausgewachsene Hunde dürfen überhaupt nicht vorgespannt werden, außerdem ist es untersagt, Hunde „zum Transport von Menschen“ zu benutzen.

Wir übergehen die Allgemeinvorschriften gegen die Verunreinigung der Straßen sowie die Lagerung von Schutt und Unrat, auch gegenüber dem Transport von Dung und Jauche (nur in geschlossenen Wagen und nicht untertags) und heben die Bestimmungen zur Reinhaltung der Brunnen und Bächle besonders hervor: weder Tiere noch Gemüse dürfen darin gewaschen werden. Zudem ist es verboten, „die Gebäudewände, Mauern, Haustüren usw. durch Beschreiben, Aufkleben von Plakaten — sofern nicht der Hauseigentümer hierzu die Erlaubnis gibt — oder auf andere Weise zu beschädigen oder zu verunreinigen ...“. Streng geben sich auch die Vorschriften gegen „Belästigung durch Staub, Dünste und Geräusche“, so etwa: „Die Seifensieder dürfen das Schmelzen des Unschlitts ... nicht vor nachts 11 Uhr beginnen und haben solches längstens früh 6 Uhr zu beenden“. Oder: „Das Aushängen von Wäsche, Kleidungs- und Bettstücken, ferner das Ausschütteln, Klopfen und Ausstäuben von Teppichen, verstaubten Waren ... nach der Straße oder nach öffentlichen Plätzen ist verboten.“ Zu vermeiden ist auch geräuschstarker Transport „mittelst Wagen“ — Abhilfe durch entsprechende Verpackung sowie saches Auf- und Abladen werden empfohlen.

Umfassend sind die Vorschriften über die Gehweg- und Straßenreinigung. Nur nicht gepflasterte Straßen werden von der Stadt gereinigt. Montags und mittwochs ist „eine Reinigung ... bis zur Mitte der Fahrbahn“ vorzusehen, die Hauptreinigung von Gehweg und Fahrbahn hat dann jeweils am Samstagnachmittag stattzufinden und sollte bis 17 Uhr beendet sein. Vor den Feiertagen tritt die Samstagsregelung in Kraft. Bedenkt man, wieviel zusätzlichen Unrat die Pferde und die „ungebändigten Abwässer“ verursachten, wird man zugeben, daß hier so manches zu tun war. Kehricht wurde in Gefäßen bis zu 40 L Maximalinhalt mindest einmal wöchentlich abgeholt, Steine, Schutt und Schlacken waren davon ausgenommen und wurden ggf. separat behandelt. Während das Schneeräumen auch heutzutage gesetzlich geregelt, liest sich die Ausführung über das „Begießen der Straßen während der Sommermonate“ kurios: „... täglich einmal und zwar morgens zwischen 6 und 7 Uhr mit reinem Wasser reichlich zu begießen“. Daß Hunde nicht in öffentlichen Brunnen zu baden haben und man darin auch keine Fische zu fangen hat, daß weder Vögeln nachzustellen noch Vogelnester auszuheben sind, versteht sich von selbst, zudem: auf den Sitzbänken durfte man nicht „herumliegen“, das konnte bis 60 Mark Bußgeld oder 14 Tage Haft einbringen.

Ausführlich wird die „Herstellung von Abtritten“ sowie die „Anlegung der Düngerstätten und Jauchebehälter“ behandelt — unsere Stadt war noch durchaus länd-

lich-sittlich — wie auch die Bestimmungen über die „Entleerung der Abortgruben“ es beweisen, denen eine exakte Tarifregelung beigegeben (etwa bei Nacht und durch Handarbeit und nach Literinhalt usw.). Während diese Bestimmungen von 1874 bzw. 1889 herrühren, datieren die „Ausführungen elektrischer Anlagen im Anschluß an das Leitungsnetz des städtischen Elektrizitätswerks in Freiburg“ vom 1. Januar 1904. Es gibt hier bereits Absätze über Hausanschlüsse und Elektrizitätszähler, über Installationen und Prüfungsgebühren („Für jede installierte Glühlampe“ . . . 25 Pf.). Zwecks Normierung sollen nur Edisongewinde verwendet werden; „Motoren [etwa für Aufzüge] von über 300 Watt . . . müssen mit Anlaßwiderständen . . . versehen sein, um störende Spannungsschwankungen im benachbarten Lichtnetz“ zu vermeiden.

Aus dem Jahr 1902 rührt die Vorschrift über den „Anschluß an die unterirdischen Kanäle“: Anschluß an dieses sich derzeit im Ausbau befindliche Netz sowie an die Hochdruckwasserleitung zur Abortspülung wird generell zur Auflage gemacht, die „Beseitigung außer Benützung getretener Anlagen“ erfordert einen eigenen Paragraphen. So kann es auch nicht verwundern, daß die „Anlage von Schweineställen und das Halten von Schweinen in hiesiger Stadt der polizeilichen Genehmigung bedarf“. Zwecks „Verhütung von Belästigung durch Rauch und Ruß“ sind alle Feuerungsanlagen „dem jeweiligen Stande der Technik entsprechend auszuführen“.

Daß Milchkontrolle groß geschrieben, beruhigt; „Die Ueberwachung des Betriebs des Flaschenbierhandels“ sowie „der Mineralwasserfabrikation“ gibt sich streng und detailliert und freilich auch nicht ohne entsprechende Gebührentarife.

In der Faulerstraße veranstaltete man seinerzeit an jedem zweiten und vierten Donnerstag im Monat einen Viehmarkt mit genauer Taxordnung. Daran schließen sich die Schlachthaus-Ordnung sowie die Viehhof- und Fleischbeschau-Ordnung an. Pferdefleisch wird ausschließlich den Pferdemetzgereien zugewiesen und unterliegt entsprechenden Bestimmungen in den Gaststätten. Eigene ortspolizeiliche Vorschriften über das „Schächten der Schlachttiere“ (nach jüdischen Ritualgesetzen) finden sich angeschlossen.

Die „Hundstaxe“ betrug 16 Mark pro Jahr; größere Hunde — ausgenommen Jagd- und Schäferhunde — hatten einen Maulkorb zu tragen, soweit sie auf der Straße mitgeführt wurden. Sie hatten weder in Gaststätten noch in Gartenwirtschaften und bei öffentlichen Konzerten im Freien was zu suchen.

Ausgiebig die Begräbnis-Ordnung, besondere Bestimmungen gab es „für die Gruften“ (50 Jahre Belegzeit, nochmals 50 Jahre Verlängerungsmöglichkeit); die Begräbnistaxen betragen zwischen 130 (1. Klasse) und 20 Mark (4. Klasse).

Von 1895 datieren die Bestimmungen über die Verlegung von Wasserleitungen ins Innere der Gebäude sowie über die „Anlage von Gaseinrichtungen“ („Die Befestigung von Lampen und Lüstres muß in durchaus sicherer und zuverlässiger Weise geschehen“). Es folgen detaillierte Feuerpolizeivorschriften sowie eine Kaminfeger-Ordnung von 1888 mit Gebührensätzen von 15 Pf. an pro Kaminreinigung. Übrigens erstattete die Stadtkasse jedem Pferdebesitzer, welcher bei einem Brand seine Pferde vor die Spritze spannte, eine Akkordgebühr. Die Vorschriften der Straßenpolizei geben sich verständlicherweise weniger hektisch, der Fußgänger- und Fuhrwerksverkehr hat den Vorrang, Straßensperrungen gab es nicht nur durch Bauarbei-

ten, sondern u. a. auch durch Holzmachen bedingt. In den Vororten gab es etliche spezielle Reitwege. Geschlossene Abteilungen (Militär) durften nicht die Gehwege benutzen, dasselbe galt für Handwagen und Schlitten und freilich auch für die Velozipede. Nur Kinder- und Krankenwagen war der Gehweg gestattet. Den Fuhrwerken wird gemäßiger Trab als Maximalgeschwindigkeit vorgeschrieben, schlechtgefederte Fahrzeuge haben auf Kopfsteinpflaster zur Lärmvermeidung im Schritt zu fahren. Rechtshalten gilt, „Vorbeifahren geschieht links im Trab“, Rückwärtsfahren mit Pferden ist verpönt, dasselbe gilt fürs Peitschenknallen (= späteres Autohupen). Lastfuhrwerke sind mit einer, Personenfuhrwerke mit zwei Laternen zu beleuchten. In der Innenstadt dürfen keine Wagen gekoppelt werden. Langholzfuhren erfordern bei über 9 m Gesamtlänge einen zweiten Fuhrmann. Durch die Stadttore darf in jedem Fall nur Schritt gefahren werden. Am Waldsee gab es den ersten öffentlichen Parkplatz. Für die eben inszenierte Straßenbahn (1901/02 nach Günterstal) gibt es bereits eine stattliche Reihe einschlägiger Bestimmungen, sie hat allorts weitgehend Vorfahrt. Im Innern der Wagen durfte nicht geraucht werden, Ein- und Aussteigen während der Fahrt war verboten (aber doch noch möglich). Die Höchstgeschwindigkeit betrug in der Innenstadt 12, im übrigen 20 km.

Was der Straßenbahn recht, durfte dem Veloziped nicht fehlen. Jedes Fahrrad hatte seine Nummer (Dienstfahrräder und außerhalb des Großherzogtums Wohnende ausgenommen). Es gab Radfahrerkarten, Kinder unter 14 Jahren konnten solche nur auf Antrag des Erziehungsberechtigten erhalten. Von der Klingel soll reichlich Gebrauch gemacht werden. Farbige Laternen sind verboten. „Fahrräder sind im Sinne der Straßenpolizeiordnung als Fuhrwerke zu betrachten.“ — Vorläufer der elektrischen Straßenbahn war die Pferdebahn, deren Vorschriften in Freiburg bis ins Jahr 1888 zurückreichen. Sie durften nur im Schritt fahren und mußten mit einer „kräftig und schnell wirkenden Bremsvorrichtung“ versehen sein — „Zum Begleiter je eines Wagens sind zwei erwachsene Männer zu verwenden“. Übrigens hatten drei renommierte Freiburger Firmen diesbezüglich ihre Aktivitäten entwickelt: die Rislersche Knopffabrik, die Sinnersche Löwenbrauerei und die Brenzingersche Baufirma. Vom „Verkehr mit Motorfahrzeugen“ erfahren wir übrigens nur indirekt, und zwar durch Verbotsparagraphen betr. Waldsee- und Immental-Schloßbergstraße (Oberbürgermeister Dr. Winterer hatte seine Panoramenstraßen ja für seine spazierengehenden Bürger angelegt).

Wasserschutzvorschriften gab es vorwiegend an der Dreisam (Hochwasser von 1896!); über die „Benützung des Kronenmühlebachs, Dietenbachs und Käsbachs“ gab es eigene Bestimmungen, die auch die Bewässerung vor allem der Haslacher Matten berücksichtigen.

Breiten Raum nimmt die Marktordnung ein: neben dem werktäglichen Wochenmarkt auf der Nord- und ggf. auch auf der Südseite des Münsterplatzes der Holzmarkt „auf dem Holzmarktplatz für Holz jeder Art“, ferner der Kartoffelmarkt, der Geschirr-, Korb- und Küblermarkt auf dem Franziskanerplatz, der Kraut- und Rübenmarkt auf dem Karlsplatz und was mehr. Der Verkauf von Zucker- und Kolonialwaren sowie von Textilien und Alkohol war auf dem Wochenmarkt untersagt, dasselbe galt für unreifes Obst, das Mitbringen von Hunden war Käufern und Verkäufern nicht gestattet. Die Markttaxen, in der Regel freilich nur Pfennigbeträge,

finden sich pro Korb und Sack, pro Tisch und Verkaufsstand exakt angegeben. Dezimalwaagen wurden städtischerseits gegen geringe Tagesgebühren auch ausgeliehen.

Interessant, wenn auch nicht gerade die gute alte Zeit lobpreisend, lesen sich die verschiedenen Arbeitszeitregelungen (10 bis 11 Stunden; absoluter Geschäftsschluß von 21 bis 5 Uhr morgens, Ausnahmefälle vor Feiertagen bis 22 Uhr). Die „Sonntagsruhe“ wurde seinerzeit häufig genug durchbrochen, so etwa an den drei letzten Adventssonntagen sowie am Frühjahrs- und Herbstmessesonntag, zudem hatten Bäcker und Konditoren, Metzger und manche Lebensmittelhändler ihre eigenen zusätzlichen Öffnungsstatuten, nicht zuletzt die Sonntagvormittage zwischen 11 und 13 Uhr. Für Friseure und Barbieri galt ähnliches. Und „In den Verkaufsgeschäften der Händler mit rohem Eis dürfen Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter beschäftigt werden an allen Sonn- und Festtagen morgens von 6 bis 11 Uhr und abends von 6 bis 8 Uhr“. Oder es wurde „denjenigen Gewerbetreibenden in der Stadt Freiburg i. Br., welche sich ausschließlich mit dem Verleihen von Maskenanzügen, sowie dem Verkauf von Gesichtsmasken und Maskenscherzartikeln befassen, gestattet, an den letzten vier Sonntagen vor Fastnacht jeden Jahres . . . während der Stunden von 12 Uhr mittags bis 10 Uhr abends Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter bei offenen Verkaufsstellen und unverhängten Schaufenstern zu beschäftigen.“ Im folgenden findet sich eine stattliche Reihe von Ausnahmegenehmigungen aufgeführt, von der Blumenbinderei bis zur Badeanstalt, und vom Fotoatelier bis zum Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe. Selbst den Bierführern werden Ausnahmegenehmigungen zugebilligt. Was den Kinderschutz angeht, so steht dieser noch (auf Grund der Reichsgesetze von 1903) in den Anfängen, andererseits damit immerhin erreicht wurde, daß fremde Kinder bis zu 13 Jahren in gewerblichen Betrieben nicht beschäftigt werden durften.

Eine große Rolle spielte damals auch im alten Freiburg der Dienstmann, es gab eigens Institute hierfür, der städtischen Sparkasse mußten entsprechende Kautionen hinterlegt werden. Wer keine Uniform trug, hatte sich mittels Schild und Armbinde auszuweisen. Die Tarife waren exakt fixiert, die Trinkgelder verschämt verschwiegen. Ein Flügeltransport kostete im Stadtbereich seine 4 Mark, vier Ster gespaltenes Holz in den vierten Stock zu tragen und aufzusetzen 3 Mark. Der Stundenlohn eines Möblers war mit 80 Pfennig, der eines Magazin- und Hausarbeiters mit 60 Pfennig angesetzt. Ähnlich exakt die Droschkenordnung: mit Einspänner von der Stadtmitte nach Zähringen bis zwei Personen 1,90, mit Zweispänner bis vier Personen 2,80. Doch gab es auch komplette Tourentarife, ins Glotterbad 10 und nach Waldkirch 12 Mark. Für eine Stunde Fahrzeit rechnete man je nach Personenanzahl und Ein- oder Zweispänner zwischen 2 und 3,40. Jede Droschke hat eine mehrfach anzubringende Nummer sowie besondere Vermerke, etwa „Bahndienst“. Die Droschkenführer dürfen weder im Dienst rauchen noch Trinkgelder fordern, sie durften auch nicht „Betrunkene durch die Stadt führen“ noch „im Innern der Droschke Aufenthalt nehmen“.

Konnten wir hier auch nur einige wenige Beispiele der damals einschlägigen und gültigen Vorschriften aufführen, so geht daraus doch hervor, wie in vielen Fällen andere Gewohnheiten und Lebensumstände auch andere Gesetze bedingen. Unser

Jahrhundert ist inzwischen ja um volle Vierfüntel älter geworden, und kaum einer unserer heutigen Leser wird sich seinerzeitiger Einzelheiten erinnern: ein Grund mehr, einmal darin zu lesen und sich unweigerlich Gedanken darüber zu machen, wie das so war und wie man inmitten der Vorschriften sein Leben im großherzoglichen Freiburg nach der Jahrhundertwende und vorm Ersten Weltkrieg nicht nur fristete, sondern vernünftig lebte.

Ein weitgehend unbekannt gebliebener Besuch Adolf Hitlers in Freiburg

Von
WALTER VETTER

Von einem Besuch Adolf Hitlers als Wahlkämpfer zur Reichstagswahl am 31. Juli 1932 wissen wir einiges. Der Auftritt des NSDAP-Führers am Abend des 29. Juli 1932 im Mösle-Stadion hatte zwar eine prächtige landschaftliche Kulisse und eine lautstarke Umrahmung durch die Parteigliederungen der NSDAP sowie durch die SA-Standarten-Kapelle 109 und durch die SA-Kapelle von Liedolsheim, aber die Freiburger Bevölkerung verhielt sich auffallend reserviert. Der „Marsch der südbadischen braunen Regimenter“, von dem der „Alemanne“, das „Kampfblatt“ der Nationalsozialisten Oberbadens, schrieb, hat in Freiburg nur spärlichen Beifall gefunden. Hitler selbst schien es schon zu dieser Zeit nicht mehr gewohnt zu sein, Mißfallensbekundungen und sogar einzelne Steinwürfe einstecken zu müssen. Auch die Verlegung der Kundgebung vom Winterstadion auf dem Flugplatz zum Mösle, deren Hintergründe übrigens noch nicht geklärt sind, paßt in das Bild, wonach Hitlers Auftritt im zentrumsorientierten und auch den Sozialdemokraten nicht feindlich gegenüberstehenden Freiburg nicht gerne gesehen war.

Ein zweiter Besuch Adolf Hitlers, jetzt als „Führer“ und Reichskanzler ist dagegen kaum bekannt geworden und hat noch keinen Niederschlag in der Literatur gefunden. Selbst der frühere Freiburger Stadtarchivdirektor Franz Laubenberger konnte in seinem Beitrag zur zweiten Auflage von Leo Alexander Rickers Buch „Freiburg — Aus der Geschichte einer Stadt“ (Karlsruhe 1966) nur schreiben: „Selbst der erste und zugleich letzte Besuch des Parteiführers Adolf Hitler am 30. Juli (?) 1932 war für diesen so enttäuschend, daß er wegen der deutlichen oppositionellen Haltung der im FFC-Stadion erschienenen Freiburger Zuhörerschaft die Stadt auch später als Reichskanzler nie mehr aufsuchte.“

Der zweite „Führerbesuch“ beschäftigte den Verfasser dieses Berichtes jedoch seit Jahren, hat er die Durchfahrt der „Führerkolonne“ zu Beginn des Zweiten Weltkrieges durch die Baslerstraße, damals Wilhelm-Gustloff-Straße, in Freiburg, selbst miterlebt und es galt nun, das „Ereignis“ archivalisch belegen und den Zeitpunkt genau feststellen zu können. Das am „Stadtbild“ geschulte Auge kam dabei zuhelfe. Es entdeckte in dem 1940 vom Reichsbildberichterstatler der NSDAP Professor Heinrich Hoffmann herausgegebenen Bildband „Mit Hitler im Westen“ ein Lichtbild, das weiterhalf. Die Aufnahme, betitelt mit „Auf dem Bahnhof einer



Abb. 1. Adolf Hitler (vermutlich) auf der Fahrt durch die Basler Landstraße. Dieses Lichtbild muß nicht am 30. Juni 1940 aufgenommen worden sein. Der Kraftwagen des „Führers“ ist noch nicht in der im Kriege üblichen Tarnfarbe gestrichen, so daß die Photographie wohl vor dem September 1939 entstanden ist, als Hitler Freiburg und den Westwall besichtigte. (Bild: H. Lösch)



Abb. 2. Ankunft der Kolonne des „Führers“ am Freiburger Hauptbahnhof am Nachmittag des 30. Juni 1940.

(Bild: H. Lösch)



Abb. 3. Hitler auf der südlichen Freiterasse des Freiburger Hauptbahnhofes am Nachmittag des 30. Juni 1940. Veröffentlicht 1940 als „Auf dem Bahnhof einer Grenzstation“ in Heinrich Hoffmann: „Mit Hitler im Westen“.

Grenzstation“, zeigt ohne Zweifel den Freiburger Hauptbahnhof. Die Dachansicht, die südlichen Anbauten und die Freianlage lassen eine genaue Lokalisierung zu. So galt es, weitere Beweise zu finden.

Zunächst (1976) konnte auch das Militärgeschichtliche Forschungsamt in Freiburg nur bedingt weiterhelfen. Dort war nur festzustellen, daß der „Führer“ am 29. und 30. Juni 1940 von seinem Gefechtsstand „Tannenberg“ (am Kniebis) aus, eine Fahrt mit dem Kraftwagen ins Elsaß unternahm und dabei Straßburg und Breisach besuchte. Von einem Aufenthalt in Freiburg gibt es keine Unterlagen. Blieb also noch übrig, den bereits zitierten „Alemannen“ zu „befragen“.

In seiner Ausgabe vom 3. Juli 1940 schreibt „Der Alemanne“ zu Bildern vom „Führer“-Besuch im Elsaß: „Am vergangenen Sonntag . . .“. Straßburg und Breisach werden genannt, Freiburg nicht. Am Sonntag, dem 7. Juli wird wieder über die Elsaßfahrt berichtet und am 9. Juli endlich auch Freiburg wie folgt erwähnt: „Bei seiner Fahrt durch das Elsaß und durch Baden weilte der Führer kürzlich auch in Freiburg, wo er von der Bevölkerung mit stürmischem Jubel begrüßt wurde“.

Diese Nachricht brauchte länger als eine Woche, um in der Tageszeitung zu erscheinen, denn der Hitlerbesuch fand ohne Zweifel am 30. Juni 1940 statt, wie eine Rückrechnung der Zeitungsdaten unter Berücksichtigung des Hinweises des Militär-

geschichtlichen Forschungsamtes ergeben. Was veranlaßte die damaligen Machthaber, ein aus ihrer Sicht so wichtiges Ereignis so spät pressemäßig auszuwerten?

Damalige Zeitgenossen (und auch die erwähnte Einschätzung durch Laubenberger) waren sich einig in der Wertung, daß ein erneuter unfreundlicher Empfang vermieden werden sollte und sicher hat auch die Furcht vor einem Attentat kurz nach der am 25. Juni 1940 um 1 Uhr 35 eingetretenen Waffenruhe eine Rolle gespielt. Obwohl Hitler mehrere Stunden in Freiburg weilte und zuvor mit dem Kraftwagen durch die Stadt gefahren war, hielt sich der Jubel in Grenzen. So war beispielsweise kaum ein Anwohner der Unterwiehre, der Konvoi war auch durch die Wilhelm-Gustloff-Straße (jetzt wieder Basler Straße) gefahren, bereit, sich zum Hauptbahnhof zu begeben, um die Abfahrt des „Führers“ „mitzuerleben“. Ein sicher seltenes Verhalten zu einer Zeit, als Hitler auf dem Höhepunkt seiner Macht war. Es läßt sich auch durch private Fotografien belegen, die beachtlich von dem „Jubelbild“ abweicht, das Heinrich Hoffmann in dem genannten Bildband veröffentlichte.

Das mehr zufällige Ereignis des Hitlerbesuches am 30. Juni 1940 in Freiburg soll weder über- noch unterbewertet werden; er verdient es jedoch, von der Geschichte festgehalten zu werden. Zu des „Führers Lieblingsstädten“ zählte Freiburg bestimmt nicht und es drückte sicher eher Verachtung als Wohlwollen aus, wenn eine der Schicksalsstädte am Oberrhein, Freiburg, als „Grenzstation“ bezeichnet wurde.

Abschließend soll noch darauf hingewiesen werden, daß sich gesprächsweise in Freiburg die Meinung hält, Adolf Hitler habe auch während des Baues des Westwalls 1938/1939 inoffiziell Freiburg besucht. Die Stadt war damals Sitz des 15. Festungs-Pionierstabes. Vielleicht regt dieser Aufsatz dazu an, auch dieser Frage einmal nachzugehen.

QUELLEN

„Der Alemanne“, Tageszeitung, 3. 9. Juli 1940; Universitätsbibliothek Freiburg

HOFFMANN, HEINRICH: „Mit Hitler im Westen“, München 1940

Kriegstagebuch des Führerhauptquartiers; Militärgeschichtliches Forschungsamt Freiburg

RICKERT, LEO ALEXANDER und LAUBENBERGER, FRANZ: „Freiburg Aus der Geschichte einer Stadt“. 2. Auflage, Karlsruhe 1966

Fribourg — en — Brisgau

in „Alten Städten am Rhein“

Von

HELMUT BENDER

Man kann es wirklich nicht ohne weiteres erwarten, daß unsere Stadt, immerhin 20 bis 25 km von Breisach und damit vom Rheinstrom entfernt, in den freilich so zahlreichen einschlägigen Büchern und Bänden über den Rhein häufig und breit genug vertreten sein kann. Doch die Bildbände und auch die Veröffentlichungen über alte Stiche beziehen mitunter den größeren Raum, in unserm Fall die Oberrheinebene, mit ein, so daß es da und dort, dann und wann auch ein Freiburgbild und eine knappe, für uns allzu knappe Freiburg-Passage darin gibt.

Der uns hier vorliegende Prachtband „Les vieilles villes du Rhin“ macht indes eine rühmliche Ausnahme. Er ist ohnehin in mehrfacher Weise ein Unikum: sein Verfasser A. Robida (u. a. auch Hrsg. von „Le vieux Paris“, 1900) hat sein Geschriebenes selbst illustriert (mit zahlreichen hübschen Federzeichnungen), außerdem ist es bedauerlich, daß das Werk nie ins Deutsche übertragen wurde: einige Jahre (o. J.) vor dem Ersten Weltkrieg in Paris (bei Dorbon) erschienen, mochten die Kriegsläufe es verhindern, und in den Jahren danach mochten die veränderten politischen Verhältnisse eine solche Übersetzung nicht gestatten bzw. für wenig opportun halten.

Wenn wir im folgenden einige Passagen aus dem Freiburg-Kapitel ins Deutsche übertragen und zitieren, soll das weniger im Sinn einer Wiedergutmachung als der für uns historisch-dokumentarisch interessanten Fakten wegen geschehen. Das Gesamtwerk umfaßt gute 300 Seiten. An Illustrationen finden sich — das sei hier noch vorausgeschickt — das Neue Rathaus, das Schwabentor (mit historisierenden Zutaten und Aufsätzen), das Münster mit der alten Münsterbauhütte, Schwarzwälder Trachten (mit Schwarzwälder Uhr), das Kaufhaus, der gotische Brunnen (auf der damaligen Kaiserstraße) sowie das Martinstor (mit einer Häuserpartie an der Löwenstraße).

Als 8. Kapitel des Bandes trägt unser Kapitel die erläuternden und detaillierenden Unterschriften „Im Schwarzwald / Das Münster / Schwabentor und Martinstor / Das Rathaus / Himmelreich und Höllental“. — Der Kapiteleinsatz ist einmal aus der Zeit heraus und zum andern aus der echten Begeisterungsfähigkeit des Verfassers zu verstehen: *Wie die Natur selbst, so scheinen die Städte und Dörfer zu beiden Seiten des Rheines von pittoreskem Charme sich gegenseitig übertreffen zu wollen . . .*

Die Stadt Freiburg, Hauptstadt des Breisgaus, ist in einer bewundernswerten Lage am Fuß der Ausläufer der Schwarzwaldgebirgszüge gebettet, in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von lieblichen Dörfern . . . und die Stadt zerstört keineswegs die Landschaft, sie ist vielmehr hübsch und freundlich, einerseits alt und andererseits modern, mit schönen alten Gebäuden, die sich um die Kathedrale ansiedelten, welche eines der Hauptwerke der „Spitzbogenarchitektur“ vorstellt . . .

Im Anschluß daran gibt der Autor einen kurzen Geschichtsabriß unserer Stadt; auch wenn es hierbei zu Ungenauigkeiten kommt (*gegründet 1091 durch Berthold von Zähringen*), ist dieser Absatz alles in allem doch recht verdienstvoll. Es ist ebenso von der Zähringer Köhlersage wie von der Zähringer Burg und auch vom Hause Habsburg die Rede.

In der Mitte der heutigen Stadt ist die Altstadt mit ihren engen Straßen gelegen . . . vom Schloßberg aus zeigt sich die bewundernswerte Gruppierung der Gebäude . . . und die herrliche Kirche [das Münster] erhebt sich als gezackte Lanze hoch in den Himmel. — Zwei schön restaurierte Tore sind [indes] alles, was an den alten Mauergürtel [rings um die Stadt] erinnert, sie stehen jetzt inmitten der Stadt . . . Das Martinstor, in der Kaiserstraße, hoch oben mit kleinen Türmen versehen, verbindet sich mit einem modernen Haus im Stil der Renaissance . . . um zur Dreisam zu gelangen, kann man auch durch das Schwabentor, ebenfalls ein hoher Turm, an seinen Flanken mit Holz verkleidet, oben von einem Ziertürmchen abgeschlossen. - Diese Türme sind jeweils noch mit einem Außengemälde versehen: ein hl. Martin auf dem einen, ein hl. Georg auf dem andern . . . Das Schwabentor berührt den Schloßberg, ein hübscher baumbepflanzter Hügel, bis 200 m über die Stadt hinausragend . . . man kann von seinen Wegen und Plätzen sowohl in die Täler als auf die Gebirge schauen oder nur über die Dächer der Stadt, gegenüber der Kathedrale, die man von allen Seiten her gleich bewundern muß . . .

Die Kaiserstraße ist als Hauptstraße von stattlichen und schönen, aber nach Art der deutschen Renaissance erbauten Häusern umsäumt, auf ihr gruppieren sich einzelne Monumente: ein Brunnen aus dem 15. Jahrhundert, ein Brunnen in gotischer Manier aus dem Jahr 1810 mit der Statue des Stadtgründers Bertholds II. aus dem 11. Jahrhundert in einer Rüstung à la Louis XIII., alsdann das Denkmal von 1870 [= Siegesdenkmal] . . .

Der nächste Abschnitt ist dem Münster gewidmet: *Inmitten der Kaiserstraße zeigt sich durch die Öffnung einer kleinen Seitenstraße ganz plötzlich die Kathedrale . . . gewissermaßen um die Höhe [ihres Turmes] zu demonstrieren, gibt es hier den Markt, auch ringsherum um die drei Statuensäulen . . . Landfrauen in ihren Trachten und mit bizarren Kopfbedeckungen, junge und alte, sitzen auf ihren Bänken und bieten in ihren Körben Heidelbeeren oder Erdbeeren an, deren Duft einen entzückt . . . — Das Münster ist ein Gebäude von großer Einheitlichkeit, eine Kathedrale von schönem Rot, von einem dunkeln, warmen und lebhaften Rot, das zu leben scheint von all den Jahrhunderten her . . . von der Straßburger Schwesterkirche in vielem unterschieden, aber in zahlreichen Details doch auch wieder ähnlich . . .*

Der Münsterplatz ist umgeben von alten Häusern mit großen Dächern . . ., besonders hervorgekehrt findet sich von Robida das Kaufhaus, eines der bemerkenswerte-

sten Häuser dieser Art in allen deutschen Städten. Es ist das ein graziöses Gebäude, nicht gar zu groß, aber mit einer breiten Fassade, mit vier großen Arkaden und zwei hübschen Türmchen und einem Etagenbalkon, an dem vier Statuen aufgestellt sind: der Kaiser Maximilian I., sein Sohn, der spanische König Philipp I., sowie seine Enkel Karl V. und Ferdinand I. Nochmals wird alsdann die Gotik des 16. Jahrhunderts im Münsterchor gefeiert, es wird auch auf die romanischen Teile des Querschiffes hingewiesen: diese Gotik ist noch feiner, noch komplizierter als die französische Gotik . . .

Wenige Schritte von der Kathedrale, auf der andern Seite der Kaiserstraße, befindet sich das Rathaus, gebührend restauriert und um das Gebäude der Alten Universität erweitert. — Der Franziskanerplatz weist einen schönen und echten Charakter auf . . ., besonders hervorgehoben werden vom Verfasser die düstern Arkaden des alten Kreuzganges; der Platz trägt auch noch andere Sehenswürdigkeiten als das Rathaus, so die Kirche St. Martin . . . und die Statue von Berthold Schwarz, dem alten Franziskanermönch, einem Alchimisten . . .; es wird dann u. a. auch von der angeblichen Erfindung des Schießpulvers berichtet (Eisen gegen Eisen . . .): Er gibt eine triste Figur ab, der alte Schwarz, er erweckt den Anschein eines dunklen Bösewichts . . .

Die Umgebung von Freiburg ist wahrhaft verführerisch; die Freiburger haben in ihren Augen ein bewundernswertes Gebirgs Panorama, wo man eine zunehmend wilde Natur findet, stark bewaldet, mit Felsen und Schluchten, und die Seen scheinen dunkelgrün unter den Tannen. — Doch die zerstreuten Dörfer sind köstlich und in idyllischer Landschaft gelegen . . . allorts gibt es schöne alte Gasthöfe mit freundlichen Fassaden aus Holz und mit Stroh gedeckt.

Die Höllentalstrecke, die über den Titisee nach Neustadt führt, geht von Freiburg aus, da ist auch der berühmte Engpaß, den Moreau's Armee im Feldzug von 1796 beschritt . . . Das war nur ein Saumpfad, der dann anlässlich der Reise der Marie-Antoinette zu einer Straße ausgebaut wurde. Jetzt hat sich die Straße durch die Eisenbahnlinie verdoppelt, die die Wanderer und Alpinisten nach den Hotels im Gebirge, an den Seen und zu den Ausflugszentren führt. Hier folgt eine Beschreibung einzelner Punkte im Höllental, auf Hirschsprung und seine Hirschsage wird besonders hingewiesen.

Im Gegensatz zum Höllental heißt die Landschaft, die diesem vorgelagert, das Himmelreich . . . es besitzt genügend Liebenswürdigkeit, diesen Namen zu rechtfertigen.

Die ländlichen Häuser im Schwarzwald tragen oft an ihrer Fassade ein großes Christuskreuz aus Holz oder bemalt, die meisten von ihnen sind große Gebäude, Wohnräume, Scheunen, Ställe und anderes unter einem Strohdach.

Zahlreich sind auch noch die weiblichen Trachten, denen man hier begegnet . . . mit gesticktem Mieder und gefälteten Ärmeln. Und welche Vielfalt im Kopfschmuck! Blütenkränze, wie man im Mittelalter sagte, große garnierte Strohhüte, Zylinderhüte, noch höher als die der Männer in den Jahren um 1840 . . .

Wir konnten in unserer Übertragung nur einige Auszüge geben, und wir haben uns mit unseren Formulierungen einigermaßen getreu an den französischen Originaltext gehalten, weil uns dies am reizvollsten und zeitgenössischsten schien. Daß solche Werke eine Fundgrube und in unserer Zeit schon einen dokumentarischen Wert haben, versteht sich von selbst und wurde eben für unser Freiburg genügend belegt.

Nachrufe

Hermann Schilli (1896—1981)

Von
BERNHARD OESCHGER

Prof. Hermann Schilli, der weithin bekannte Hausforscher und „Vater“ des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ im Gutachtal, ist im Sommer 1981 im hohen Alter von 85 Jahren verstorben. Seit seiner Jugend, die er im nahen Offenburg verbrachte, galten seine Interessen der Kultur und Geschichte des Schwarzwalds. Dem gelernten Zimmermann und späteren Lehrer der Meisterfachklassen im Zimmererhandwerk bot die vielfältige Hauslandschaft des Schwarzwalds und der badischen Region ein reiches Forschungsfeld. Sein bekanntestes Buch, die 1953 erschienene Publikation „Das Schwarzwaldhaus“, ist zu einem grundlegenden Werk der Hausbauforschung geworden. Die fachkundige Darstellung technik- und architekturgeschichtlicher Entwicklungen wie auch die Einbeziehung räumlicher, ökonomischer und kulturgeschichtlicher Faktoren bestimmen den hohen Aussagewert dieser Untersuchung. Schilli war Mitglied mehrerer volkskundlicher und heimatgeschichtlicher Arbeitskreise und Vereinigungen, auch trat er bald dem Breisgau-Geschichtsverein „Schauinsland“ bei, der ihn für seine zahlreichen Vorträge und Veröffentlichungen 1966 zum Ehrenmitglied ernannte. Mit der Planung und Einrichtung des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ hat sich Prof. Schilli ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das weit über den Schwarzwald hinaus bekannte Museum lockt alljährlich Hunderttausende von Einheimischen und Touristen ins Gutachtal. Sein unermüdliches Wirken für die Erforschung des Schwarzwalds und den Erhalt seiner kulturspezifischen Traditionen fand ungeteilte Anerkennung. Prof. Schilli war Träger des Baden-Württembergischen Verdienstordens, des Bundesverdienstkreuzes, des Oberrheinischen und des Ortenauer Kulturpreises.

Wolfgang Müller (1905—1983)

Von
HANS SCHADEK

Am 15. März 1983, zwei Tage nach seinem 78. Geburtstag, starb unerwartet Prälat Wolfgang Müller, Professor für kirchliche Landeskunde an der Universität Freiburg. Mit seinem Tode hat die Kirchengeschichte des deutschen Südwestens einen überaus versierten Kenner, hat der Breisgau-Geschichtsverein ein sachkundig-engagiertes Mitglied verloren.

Es wäre vermessen, auf wenigen Seiten das wissenschaftliche Lebenswerk Wolfgang Müllers in seiner gesamten thematischen Vielfalt und inhaltlichen Fülle vorstellen und würdigen zu wollen. Umfaßte doch die zu seinem goldenen Priesterjubiläum 1979 erschienene Bibliographie seiner Werke — ohne kleinere Artikel, Rezensionen usw. — bereits 178 Nummern. So kann nur der Raum bezeichnet werden, in dem sich Wolfgang Müllers Forschen bewegte, können nur die Höhepunkte seines Schaffens benannt werden. Schon die theologische Dissertation von 1940, der acht Jahre später die philologische über die „Rechtsverzichtsformeln in den mittellateinischen Urkunden“ folgte, schlug ein Thema an, das Wolfgang Müller zeit seines Lebens begleiten sollte: St. Blasien. Es ist mehr als ein schöner Zufall, daß Wolfgang Müllers wissenschaftliches Lebenswerk, an dessen Beginn die in den renommierten „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ veröffentlichte Dissertation über „Die Privaturkunden des Klosters St. Blasien im 13. und 14. Jahrhundert“ steht, mit einer präzisen, aus reicher Quellenkenntnis schöpfenden Skizze über den wohl bedeutendsten Sanblasianer Abt, über Martin Gerbert, endet (Festschrift St. Blasien, 1983). Die Gestalt Martin Gerberts hat Wolfgang Müller viele Jahre seines Lebens beschäftigt. 1957 konnte er den ersten Band der Briefe und Akten des Fürststabs, seine politische Korrespondenz der Jahre 1782—1793, 1962 den zweiten Band mit der wissenschaftlichen Korrespondenz dieser Jahre herausbringen. Mehrere biographische Arbeiten über Gerbert, von denen hier nur noch der Artikel in der „Neuen Deutschen Biographie“ genannt sei, beruhen auf dieser außergewöhnlichen editorischen Leistung. Für diese seine Forschungen wurde Wolfgang Müller 1970 mit dem erstmals verliehenen Fürststabs-Gerbert-Preis ausgezeichnet. Aber nicht nur dem Kloster St. Blasien galt Wolfgang Müllers Interesse. Aus seiner Feder stammen die Beiträge über St. Peter, St. Trudpert und St. Ulrich im Band „Baden-Württemberg“ der „Germania Benedictina“. Als Herausgeber des Sam-

melbandes „Die Klöster der Ortenau“ hat er selbst zahlreiche und gerade die kleineren und jüngeren Konvente der Ortenau behandelt. Damit wird schon erkennbar: Die Geschichte der „Kirche am Oberrhein“, wie der bündige und zutreffende Titel der Festschrift zum 75. Geburtstag lautete, war der Lebens- und Arbeitsraum Wolfgang Müllers. Sein Augenmerk richtete er insbesondere auf die Geschichte des frühen Christentums im deutschen Südwesten, erforschte die Christianisierung der Oberrheinlande, beschäftigte sich mit den Anfängen des Bistums Konstanz, mit der Ausbildung der Pfarrorganisation im Breisgau oder, daran thematisch und zeitlich anschließend, mit dem Verhältnis von Pfarrei und mittelalterlicher Stadt im süd- und nordbadischen Raum. Die Aufmerksamkeit, die Wolfgang Müller der Bedeutung der Pfarrei für die innere Entwicklung der mittelalterlichen Stadt schenkte, war für die stadtgeschichtliche Forschung ebenso ertragreich wie seine Untersuchungen über kirchliches Leben und Formen der Volksfrömmigkeit vom hohen Mittelalter bis zum Barock. Erinnerung sei nur an seine umfangreiche Arbeit „Mittelalterliche Formen kirchlichen Lebens am Freiburger Münster“, die in dem vom ihm herausgegebenen Jubiläumsband zur 850-Jahr-Feier der Stadt Freiburg erschienen ist.

Die Arbeiten über das junge Erzbistum Freiburg zeigen, daß Wolfgang Müller sich, trotz der Konzentration auf das Mittelalter, keineswegs der Kirchengeschichte der Neuzeit und ihren unterschiedlichen Problemen entzogen hat. Intensiv waren beispielsweise seine Bemühungen um Leben und Werk des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg, dessen Manuskripte und Briefe er ediert hat. Nicht vergessen werden dürfen in diesem Zusammenhang auch Wolfgang Müllers Arbeiten zur Geschichte der theologischen Fakultät der Universität Freiburg, der er zahlreiche Beiträge gewidmet hat, darunter den Band „500 Jahre theologische Promotion an der Universität Freiburg i. Br.“, der 1957 zum Universitätsjubiläum in den „Beiträgen zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte“ erschien.

Der in seinen Umrissen angedeutete weitgespannte Rahmen, in dem sich Wolfgang Müllers historische Forschungen bewegten, vermag wohl eine Vorstellung von der Bedeutung dieses wissenschaftlichen Lebenswerks zu vermitteln. Die Tatsache, daß nicht erkennbar ist, wer nachfolgend die von Wolfgang Müller ebneten Wege der kirchlichen Landeskunde beschreiten soll, läßt den erlittenen Verlust umso schärfer ins Bewußtsein treten.

Entsprechung und Begrenzung

Zur Erinnerung an den Geschichtstheoretiker Wolfgang Müller

Von
KONRAD SONNTAG

In dem umfangreichen wissenschaftlichen Werk von Wolfgang Müller erscheint neben häufiger aufgenommenen Themenkreisen — wie der Christianisierung Südwestdeutschlands, Generalvikar von Wessenberg oder Martin II. Gerbert, Fürst-abt von St. Blasien, — eine erstaunlich heterogene Fülle von Einzeluntersuchungen. Dieses weite Spektrum spezieller Fragestellungen, denen Wolfgang Müller sein Forschen gewidmet hat, läßt es leicht etwas in Vergessenheit geraten, daß er mit seiner Habilitationsschrift den Beginn seiner Laufbahn als akademischer Forscher und Lehrer einem Problem der Wissenschaftstheorie oder der Geschichtsphilosophie zugewandt hat, nämlich der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der geschichtlichen Erkenntnis. Obgleich diese Thematik in den späteren Jahren nicht mehr zum Gegenstand einer eigenen Veröffentlichung wurde, hat sich Wolfgang Müller immer wieder mit der Frage nach den Grenzen der historischen Erkenntnis auseinandergesetzt. Einzelne kurze Aufzeichnungen und Notizen sind aus dieser Beschäftigung hervorgegangen; sie sollten die Grundlage für eine Arbeit bilden, mit der er nach mehr als drei Jahrzehnten historischer Einzelforschung sein Habilitationsthema noch einmal aufnehmen wollte. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Arbeit vorzulegen. Vor dem Hintergrund der Habilitationsschrift sowie zahlreicher persönlicher Gespräche möchte ich an dieser Stelle an den Geschichtstheoretiker Wolfgang Müller erinnern, dem die Fragestellungen seines Habilitationsthemas bis zum Ende seines Lebens aktuell geblieben sind.

Ein Jahr vor seiner Habilitation, im Jahre 1950, thematisiert Müller bereits die Spannung zwischen Detailforschung und Erkenntnistheorie unter dem Titel „Die wissenschaftliche Begründung der räumlich-partikulären Kirchengeschichte“. Das Motiv der Partikularität, der Detaillierung und Begrenztheit wird dann zum geschichtsphilosophischen Thema in der Habilitationsarbeit „Über das Wesen und die Grenzen der kirchengeschichtlichen Erkenntnis. Geschichtslogische Probleme der Theologie“. Der erste Satz dieser Arbeit, die 1951 der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg vorgelegt wurde, ist eine nicht zu übersehende Reminiszenz an die Kantischen Kritiken, in deren Nachfolge letztlich auch diese Untersuchung ihren problemgeschichtlichen Ort hat: „Keine Wissenschaft kann darauf verzichten, die Grundlagen ihres eigenen Schaffens abzutasten, um in ihren Aus-

sagen auch wahrhaft gesichert zu sein. — Meist zeigen Historiker keine große Neigung, die geistigen Voraussetzungen ihres Forschens selbst abzustecken.“ Wie bei Kant liegt die Aufgabe zunächst in der kritischen Grenzbestimmung, und zwar entweder als Voraussetzung der Sicherheit einer wissenschaftlichen Aussage oder aber als Beweis ihrer Relativität und Ergänzungsbedürftigkeit. Im Unterschied zu Kant tritt im Verlauf der Untersuchung das Motiv der Ergänzungsbedürftigkeit immer mehr in den Vordergrund, so daß in einem der abschließenden Sätze formuliert wird: „Kirchengeschichtliches Erkennen hat wie jedes Erkennen des Konkreten den Charakter der Vorläufigkeit, der Ergänzungsbedürftigkeit und darum eines notwendigen Offenseins.“

Der Beginn der Habilitationsschrift konfrontiert den Akt der historischen Erkenntnis zunächst dem Lebensbegriff, und zwar vor allem in jenem Sinne, wie ihn die sogenannte Lebensphilosophie herausgearbeitet hat. „Im Menschen als dem Objekt der Geschichte begegnet uns nichts weniger als das Leben selbst in seiner erfahrbaren Hochform“. Der Mensch und mit ihm sogar das Leben selbst sind der eigentliche Gegenstand des historischen Erkennens; da beides dem Geschichtsforscher in der eigenen Person unmittelbar zugänglich ist, scheint sich hier zunächst so etwas wie ein methodologischer Glücksfall zu ereignen. Doch dieser Glücksfall wird umgekehrt auch zum Hindernis, wenn die individuelle, begrenzte Teilhabe den Blick auf das Leben selbst und die Totalität aller seiner Ausprägungen nicht nur ermöglicht, sondern zugleich auch verstellt. „Das geschichtliche Leben ist von einer allgemeinen Unfaßbarkeit beherrscht, die von einer relativen Faßbarkeit durchkreuzt wird.“ — „Man kommt ... nicht daran vorbei, von einer unaufhebbaren Unendlichkeit des Materials zu sprechen.“ Diese Unendlichkeit hat zwei Seiten, eine intensive und eine extensive.

Das Arbeitsfeld der geschichtlichen Erkenntnis ist lediglich „wie ein Stückchen Peripherie“, das in doppelter Blickrichtung gegen eine unendliche Mannigfaltigkeit und Komplexität sowohl im Bereich des Subjektiven wie des Objektiven, des Intensiven wie des Extensiven eingespannt ist. Allein aus dieser Konstellation wird deutlich, daß sich die Geschichte mit dem realen Geschehen nicht decken kann. Der „Zwiespalt des Geschichtsbildes mit dem wirklichen Geschehen“ — er steht am Anfang fast jeder Geschichtsphilosophie — trägt ein weiteres Doppelproblem in sich: Wie kann man — mikroskopisch — der Fülle des Lebens, wie sie sich in jedem Individuum konstituiert, gerecht werden? Wie läßt sich — makroskopisch — eine ganze Epoche in ihrem historischen Gehalt adäquat erfassen und zum Ausdruck bringen?

Das Ideal des Historismus, „erforschen, wie es gewesen“, ist ein zwar notwendiges, aber unerfüllbares Axiom. Die Reduktion dagegen auf eine bewußte und scharfe Selbstbeschränkung der Geschichte als „Ausschnitt, den das menschliche Denken in gewollter Einseitigkeit herauslöst“, entzieht sich zu sehr jener unverzichtbaren Forderung einer „Assimilation des Subjekts an das zu erkennende Objekt“, einer Forderung, der gerade auch im Bereich der Geschichte „höchste Bedeutung“ zugemessen werden muß. Die Ambivalenz dieser beiden Positionen ist im Grunde sehr alt und hat in der abendländischen Wissenschaftsentwicklung noch weitaus extremere Vorläufer, die aber Wolfgang Müller in seiner Unter-

suchung nicht ausdrücklich heranzieht; so würde sich bereits im Sinne der griechischen Sophistik etwa die Wirklichkeit der Geschichte einzig und allein in der Aussage der Historiker ereignen, völlig unberührt davon, daß natürlich auch die Geschichtsschreibung ihre Geschichte hat und somit Auswahl und Fragestellungen, Inhalte und Wertungen sich verändern. Dem steht die thomistische Überzeugung entgegen, daß die Würde des Vergangenen vor allem darin besteht, dem verändernden Zugriff des Menschen ein für allemal entzogen zu sein; das ‚perfectum‘ ist im Unterschied zum Gegenwärtigen und Zukünftigen das absolut Unveränderliche. Dem Kirchenlehrer Thomas von Aquin ist der Theologe Wolfgang Müller hier nur insoweit gefolgt, als er die Unveränderlichkeit zwar dem vergangenen Geschehen als dem Substrat der Geschichte zuordnet, nicht aber der historischen Erkenntnis; sie „kann ... nicht Abbild des Geschehens sein, sondern entsteht als ein Produkt des Erkennenden in der Begegnung mit seinem Gegenstand.“

Dieses Produkt kann also nicht so etwas wie eine nachvollzogene, zeitlich versetzte, intelligible Identität sein; es ist aber ebensowenig eine mehr oder minder freie Schöpfung des Geistes, die aus den Zeugnissen vergangenen Geschehens lediglich ihre Baumaterialien bezieht; „der Logiker Rickert negiert die Ü b e r e i n s t i m m u n g und hat Recht — und doch Unrecht, wenn eine E n t s p r e c h u n g der Inhalte der jeweiligen Begriffe mit der unabhängigen Wirklichkeit besteht!“

Die Objektivität geschichtlicher Erkenntnis wird von Wolfgang Müller an diesen Begriff der Entsprechung gebunden oder im Sinne thomistischen Denkens an den Begriff der Analektik. Gerade dort, wo er die Unterschiede der Erkenntnisvermögen nachzeichnet und die Dualität der beiden großen Wissenschaftsbereiche in Natur- und Geisteswissenschaften, systematische und historische Wissenschaften oder nomothetische und idiographische Wissenschaften ausfaltet, kehrt er gleichzeitig jene Einheit hervor, die ihnen mit dem Begriff der Entsprechung gegeben ist. Ausschließlich diese E n t s p r e c h u n g ist es, die eine naturwissenschaftliche Formel ebenso wie eine historische Aussage verifiziert — und nicht die Übereinstimmung oder Identität. „Die historischen Erkenntnisse haben so gut dauernde Gültigkeit, wie andere; jede Wahrheit — und Geschichtserkennen bietet Wahrheit — ist wahr für immer. Freilich kann man nicht sagen, die Erfassung des Wahren sei keinerlei Veränderung unterworfen: denn das Gefundene ist ständig der Ergänzung fähig und u. U. bedürftig der Vertiefung, einer neuen Zusammenschau — aber nicht nur im Bereich des geschichtlichen Erkennens!“

Mit dem Begriff der Entsprechung wird für die historischen Wissenschaften also nicht nur Objektivität möglich, sie haben hier sogar ihre gemeinsame Grundlage mit den Naturwissenschaften. Was beide trennt, ist der Zwang zur Auswahl, dem die idiographischen Wissenschaften angesichts der Komplexität und Fülle ihres Materials unterworfen sind, während die naturwissenschaftliche Erkenntnis hier nur durch den Abstraktionsvorgang bestimmt ist. — Bereits jede Erinnerung stellt eine Auswahl dar, und Auswahl ist immer Begrenzung. Dieser Zusammenhang „macht jede Auswahl zu einer Bedrohung der Wahrheit. Auswahl verfälscht zwar an sich nicht, nur wenn das Ausgewählte an die Stelle des Ganzen tritt, entsteht ein falsches Bild! Das Ausgewählte ist das Tatsächliche, immer

noch das Wirklichkeitsgetreue; es lügt nur, wenn durch seine Aussprache das Nichtgewählte, das Nichtaufgenommene in seiner Existenz negiert wird, weil das Ausgewählte als d a s E i g e n t l i c h e, d a s R i c h t i g e, d a s E n t s c h e i d e n d e schlecht-hin erscheinen will.“

Dieses Problem der Auswahl und Begrenzung, das mit dem Begriff der Entsprechung nicht mehr zu bewältigen ist, wurde für Wolfgang Müller immer wieder der Angelpunkt seiner späteren geschichtslogischen Überlegungen. Unter seinen Arbeitspapieren aus den letzten Wochen seines Lebens fanden sich zwei maschinenschriftliche Seiten mit der Überschrift „Unsere Grenze“, datiert vom 27. Februar 1983 und — ebenfalls maschinenschriftlich — unterzeichnet mit Wolfgang Müller. In Zusammenfassung des einen Zentralproblems seiner Habilitationsschrift steht hier am Ende wieder der Lebensbegriff:

„Bei all den Bildern, die uns helfen können, die Begrenztheit zu erläutern, ist immer der Hinweis auf etwas gegeben, w a s e b e n **n i c h t** e r f a ß t i s t — nicht nur das unendlich Viele, was die Wirklichkeit überhaupt ausmacht, sondern eben an dem, was von uns angegangen wird: die andere Seite, das Umfeld, was jenseits des Horizontes liegt, was neben dem Raster ins Leere fällt, was unter der Oberfläche liegt, was einer Vereinfachung widersteht, was nicht angestrahlt ist, was in der Ferne zu verschwinden scheint, was unbetont verlorengeht. Die öffnende und zugleich einengende Funktion der Sprache wäre in diesem Zusammenhang zu erörtern.

Z w e i F o l g e r u n g e n drängen sich aus diesen Beobachtungen auf:
1. Unser Erkennen, unser Sagen ist immer e r g ä n z u n g s b e d ü r f t i g , immer nur eine ‚halbe Wahrheit‘, also immer vorläufig; es ist relational (Max Müller). 2. Unser Erkennen ist e r g ä n z u n g s f ä h i g . Es ist immer auf das Weitere angelegt. Es gibt kein Ausruhen, kein Erstarren. Es drängt zu Neuem, zu Unbekanntem. Es ist lebendig.“

Besprechungen eingegangener Bücher

Alfred Graf von Kageneck: *Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau.* Der Breisgau von 1740 bis 1815, Verlag Rombach u. Co., Freiburg i. Br., 1981, 236 S., 16 Abbildungen, 2 Plankarten, 2 Faksimiledrucke.

Wie Vf. im Vorwort feststellt, scheinen trotz der umfassenden Darstellung „Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde“ (2. erweiterte Aufl. 1967) sowie der seitdem erschienenen Detailuntersuchungen „die Gründe, die zur Trennung Wiens vom Breisgau geführt haben“, nicht „genügend geklärt“. In den zehn Kapiteln des Buches wird diesen Gründen nachgespürt: Zum einen sind es die bekannten Ereignisse in der Entwicklung der Habsburg-Monarchie seit der Regierung Maria Theresias bis zum Wiener Kongreß. Zum anderen — und dies ist das Faszinierende an dieser Darstellung — sind es die „großen Zeitläufte“ und ihre Wellenschläge im Breisgau selbst, denen bis ins einzelne nachgegangen wird.

Nach dem Verlust der österreichischen Vorlande im Elsaß (17. Jh.) ist der Breisgau Kernland „Vorderösterreichs“ geworden, Freiburg Sitz der neu eingerichteten Vorderösterreichischen Regierung. Die Frage nach den Gründen der Trennung 1803 spitzt sich zu in der Erörterung, was der Breisgau wert war, dem Erzhaus, der Wiener Regierung, den Militärs und der Staatsräson eines Kanzlers Metternich, seitdem Kaiser Josef II. erstmals nach seinem Besuch in Freiburg 1777 so geringschätzig über die Stadt, über die v.ö. Verwaltung, zu zahlreiche Beamte, über die Universität und ihre Professoren, vor allem aber über den geringen „Ertrag“ dieses Landstriches sich geäußert hatte.

In krassem Gegensatz zu solchem Kalkül steht das Bemühen der vorderösterreichischen Regierung und ihrer Repräsentanten — von Anton Thaddäus von Sumerau bis hin zum modenesischen Regierungspräsidenten Hermann von Greiffenegg — sich als pflichtbewußte habsburgisch-österreichische Staatsdiener zu bewähren. Tatkräftig werden sie dabei unterstützt, über alle Kompetenzquerelen hinweg, von den drei Ständen im landständischen Konseß, die mutig und standhaft in der Stadt ausharren, wenn die Regierung in Kriegsgefahr und -zeiten sich nach Konstanz oder Günzburg in Sicherheit bringt. Unerschütterlich in ihrer Gesinnung und Anhänglichkeit zum Erzhaus ist vor allem die Freiburger und Breisgauer Bevölkerung, trotz der vielen Kriegsnöte und -drangsale, den Einquartierungslasten, Beschlagnahmen und Kontributionen, Krankheiten und Seuchen in den Revolutions-, Napoleonischen- und Freiheitskriegen. „Wien war für die Breisgauer das Zentrum der Welt, . . . Mittelpunkt eines Reiches, das vom Oberrhein bis Mittelitalien und an die türkische Grenze reichte“ (S. 56).

Doch zunehmend wurde der Breisgau interessantes, künftiges Tauschobjekt für eiskalten diplomatischen Länderschacher, bei dem von den Bewohnern überhaupt nie, dafür um so mehr von den Regenten und deren Entschädigungen für abzutretendes oder anderweitig zu erwerbendes Territorium die Rede war. Salzburg und Tirol — oder Freiburg heißt schließlich in Wien die Alternative angesichts der europäischen und Rheinbundpolitik Napoleons. Aber selbst nach dem endgültigen Ausscheiden des Franzosenkaisers aus dem europäischen Mächtenspiel haben aussichtsreiche Konstellationen in Wien und Hoffnungen im Breisgau auf eine Wiedervereinigung des Breisgaus mit einem wie immer auch gearteten österreichischen Staatenverbund getrogen. Österreich wollte keine direkte Grenze mehr mit Frankreich. Nicht nur Menschenwerk, sondern auch geschichtliche Erfahrungen und geographische Fakten be-

stimmten letztlich historische Abläufe. Geblieben ist die Integration des Breisgaus in das anfänglich mit großem Widerwillen angenommene und unter Napoleons Druck geschaffene Großherzogtum Baden, die einzige für den Breisgau akzeptable aller damals gegebenen Möglichkeiten.

Die kenntnisreiche, anspruchsvolle, zugleich gut verständlich und mit persönlichem Engagement geschriebene Darstellung hält den Leser von Anfang bis zum Ende in Spannung. Sie weist sich darüber hinaus als eine Abhandlung aus, die mit historischem Verständnis und Augenmaß, methodisch versiert, aus zum Teil vom Vf. neu erschlossenen Quellen und umfangreicher Spezialliteratur erarbeitet ist. Es besticht auch die Fülle genealogischer Zusammenhänge. Das Offenlegen der vielerlei Familienverflechtungen und -verpflichtungen macht deutlich, wie „personenstandsbezogen“ die vorderösterreichische breisgauische Verwaltung des 17./18. Jahrhunderts bis in die „badische Zeit“ hinein war. (Gerade wegen der zahlreichen Freiburger, Breisgauer und anderer auswärtiger Familiennamen vermißt man ein Personen- und Ortsregister sehr!) Über alle genealogischen Exkurse findet die Darstellung immer wieder elegant zur Fortführung des Hauptthemas zurück. Nicht nur im Jahr der 20jährigen Partnerschaft Freiburg — Innsbruck hat die Darstellung der vielschichtigen historischen Beziehungen des Breisgaus zu Habsburg-Österreich ihren besonderen Reiz und ihre Aktualität. Ist doch das Buch auch ein Lob auf den Breisgau an sich: „Heimat der Gelehrsamkeit, der Bildung und des Geschmacks“ (S. 57).
F. Laubenberger

Heinrich Heidegger/Hugo Ott: *St. Blasien*. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche. Verlag Schnell & Steiner München — Zürich 1983, 428 Seiten Textteil, 80 Seiten Bildteil, 122 Abb., davon 7 in Farbe. Geb.

Vielorts begegnet man im Breisgau vormalis St. Blasianischem Besitz. Die Geschäftsstelle und Schriftleitung des Breisgau-Geschichtsvereins sowie das Stadtarchiv Freiburg befinden sich im St. Blasianerhof. Es dürfte kein Vereinsmitglied geben, das nicht im Jubiläumsjahr den Kuppel-dom und die Ausstellung in St. Blasien besucht hat, so daß der Rezensent der Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Kloster- und Pfarrkirche St. Blasien Eulen nach Athen tragen wird.

Dem Kuppel-dom, dem eigentlichen Anlaß des Jubiläums, ist das V. Kapitel der Festschrift gewidmet. HANS JAKOB WÖRNER, Verfasser des im gleichen Verlag erschienenen Werkes: *Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland*, gibt einen baugeschichtlichen Überblick St. Blasiens von der ersten Holzkirche bis zur gegenwärtigen Restaurierung der d'Ixnardschen Rotunde. HERMANN BROMMER, der Kenner der Künstler des Breisgauer Barocks und Verfasser zahlreicher Kirchenführer dieses Verlags, stellt die Dombauleute, Kunsthandwerker und Künstler vor, deren Leben und Wirken er aktenmäßig präzise belegt. Mit 204 Anmerkungen versehen und reich illustriert ist die St. Blasianer Orgelbaugeschichte von BERND SULZMANN, Verfasser des Werkes „Historische Orgeln in Baden“ im Verlag Schnell & Steiner. Die Geschichte des Glockengeläuts untersucht KONRAD SUTTER und HEINFRIED WISCHERMANN berichtet über die Habsburgergruft und die feierliche Überführung der Gebeine der Habsburger nach St. Blasien. PETER SCHMIDT-THOMÉ legt die Ergebnisse der leider aus terminlichen und finanziellen Gründen sehr gekürzten archäologischen Sondierung vor.

Die Kapitel I bis III bringen Beiträge zur Früh- und mittelalterlichen Geschichte St. Blasiens. Der Herausgeber HEINRICH HEIDEGGER beschäftigt sich kritisch mit der frühesten Geschichtsschreibung des Klosters, das trotz aller Zweifel an der Echtheit der Gründungs-urkunde dieses Jahr sein tausendjähriges Jubiläum mitfeiern mag. HERMANN JAKOBS schreibt über die Anfänge der Blasiusverehrung in Deutschland, eines der im Volke bekanntesten Heiligen. JOACHIM WOLLASCH bringt die Untersuchungsergebnisse über den Kalender

Bernolds von St. Blasien und über das hochmittelalterliche Skriptorium und die Bibliothek informiert der Aufsatz von HUBERT HOUBEN. Eine Biographie des St. Blasianer Mönchs, der Abt von Garsten bei Steyr/Oö wurde, stammt von Josef Lenzenweger.

Im Beitrag des Herausgebers HUGO OTT „Benediktinisches Mönchtum im Alltag“ geht es nicht um den klösterlichen Tagesablauf im Sinne des „Ora et labora!“, sondern um die mittelalterliche Besitzentwicklung und die Herausbildung der klösterlichen Grundherrschaft St. Blasien. Dem Beitrag, dem fünf aufschlußreiche Karten beigegeben sind, liegt die Dissertation des Verf. zugrunde.

Im dritten Kapitel skizziert WOLFGANG IRTENKAUF das Leben des Abtes Martin (I.) Meister aus dem Fützener „Dorfpatriziat“. Das Spannungsfeld in den weitläufigen Besitzungen zwischen der Abtei und freien Hauensteiner Waldvolk untersucht Pater JOSEF ISELE. KONRAD SUTTER beschließt das dritte Kapitel mit seinem Beitrag „Siegel und Wappen des Klosters St. Blasien“ mit einer Liste der Legenden der Siegel der Äbte und Beschreibung der Wappen, beide mit eigenen Aufnahmen illustriert.

Das vierte Kapitel ist dem wohl bekanntesten St. Blasianer Abt, dem Bauherrn des Kuppeldomes, dem Fürstabt Martin Gerbert gewidmet. Martin Gerbert war in Horb als Sohn eines Handelsherrn geboren. Paten waren der Abt Placidus Zurlauben in Muri/Schweiz, vertreten durch den Glatter Pfarrer, und Maria Antonia von Gerbert aus Hornau in Schlesien. Die weitläufige Verzweigung der Sippe untersucht der selbst aus der Familie Gerbert stammende Dekan MARTIN STEIM. Z. B. gehörten zur Sippe ein Breslauer Weihbischof, ein Gengenbacher Abt oder ein Mitglied der Basler Safranzunft und gehören heute Prof. Dr. Hansmartin Decker-Hauff sowie der Präsident der baden-württembergischen Landesarchivdirektion Dr. Eberhard Gönner.

Das Wirken Martin Gerberts als Abt, Landesherr und Wissenschaftler schildert WOLFGANG MÜLLER (†). ALFONS DEISSLER stellt das theologische Lebenswerk Martin Gerberts vor, seine Auseinandersetzung mit der Scholastik und Hinwendung zur Geschichte und Exegese. An Martin Gerberts beiden Kompositionen weist BERNHARD STEINERT die Umkehr von der instrumental und figuralen Musik und Hinwendung zum a-capella-Gesang nach, die bei einem Besuch Gerberts in der Sixtinischen Kapelle in Rom ausgelöst worden war, wohin er auf seiner vierjährigen Studienreise durch Frankreich, Schweiz, Österreich und Italien kam. Auf dieser Reise sammelte er Material für sein zweibändiges Werk „De cantu et musica sacra“.

Von vielen weiteren St. Blasianer Mönchen hat FRANZ HILGER in Biographien und Werksverzeichnissen viele interessante Einzelheiten zusammengetragen. Daß die St. Blasianer Äbte nicht nur die Wissenschaft in der Abtei, sondern auch künstlerische Talente außerhalb der Klostermauern förderten, zeigt RUDOLF MORATH mit seinen Biographien von dem Maler und Kupferstecher Peter Mayer (dessen vortrefflich gelungene Biographie aus gleicher Feder soeben erschienen ist), dem Bildhauer Joseph Hörr und dem Architekten Johann Amann.

Das sechste Kapitel behandelt die nachklösterliche Zeit St. Blasien. Die mühsamen Anfänge der 40 nach St. Paul in Kärnten ausgewanderten Konventualen schildert KONRAD SUTTER und BERNHARD STEINERT das Schicksal der verlassenen Klostergebäude im 19. Jahrhundert. In der von Baudirektor Weinbrenner vorgeschlagenen Verwendung als Fabrik sahen auch die Pfarrer der Umgebung großen Nutzen für die Bevölkerung. Die Maschinenfabrik und Spinnerei in St. Blasien war eine der frühesten und großartigsten Deutschlands, berichtet WOLFRAM FISCHER, und zog Handwerker nicht nur aus ganz Deutschland, sondern sogar aus der Schweiz, Frankreich und Böhmen nach St. Blasien.

Drei weitere Beiträge berichten über die Geschichte der katholischen Pfarrei seit der Klosteraufhebung (HEINRICH HEIDEGGER), über die Entstehung der evangelischen Pfarrei (KARL FRIEDRICH BECKER) und über die Probleme der Seelsorge an den Kranken und Sterbenden in den Sanatorien (ANTON SIKLOS).

Vor 50 Jahren wurde im Kloster ein Jesuitenkolleg eingerichtet, das nach dem Bericht von Josef Ademek SJ durch die NS-Verfolgung und in neuester Zeit durch Unterrichtsreformen ebenfalls schon auf eine bewegte Geschichte zurückblicken kann.

Eingehende Kritik an den einzelnen Beiträgen zu üben, führte hier zu weit. Teils greifen sie auf ältere Arbeiten zurück, sehr viele sind originär, alle liegen aber auf einer thematischen Linie, was nicht bei jeder Festschrift der Fall ist. Hier soll der Leser nur informiert werden, welch reichen Stoff er in der Festschrift zu 1000 Jahre Kloster, 200 Jahre Kuppel-dom und 50 Jahre Jesuitenkolleg St. Blasien aufgearbeitet findet. Franz Hundsnurscher

St. Bartholomäus Ettenheim, Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche, hg. von D. Weis, Verlag Schnell & Steiner, München — Zürich 1982, 343 S., 115 Abb.

Die Festschrift, die von der Pfarrgemeinde St. Bartholomäus in Ettenheim in Erinnerung an die Weihe ihrer Stadtpfarrkirche durch Bischof Tussanus von Straßburg im Jahre 1782 herausgegeben worden ist, ist ein eindrucksvoller, mit hervorragendem Bildmaterial ausgestatteter Band geworden. Die 22 Beiträge gruppieren sich um drei Themenbereiche: die Pfarrkirche, die Pfarrei, die Kirchengeschichte Ettenheims und seiner Umgebung. Aus der Fülle des Gebotenen kann an dieser Stelle nur auf einige, aus der Sicht des Rezensenten besonders wichtige, weil auch überörtlich interessante Beiträge kurz hingewiesen werden.

I. *Die Pfarrkirche*: 1762 wurde bei einer bischöflichen Visitation festgestellt, daß die ruïnöse Kirche zu Ettenheim nicht mehr zu retten war. Zehn Jahre dauerte es, bis der Neubau fertiggestellt, weitere zehn Jahre, bis er konsekriert werden konnte. Die langwierige, von erbitterten Streitigkeiten zwischen der Gemeinde Ettenheim und dem für Turm, Chor und Sakristei baupflichtigen Kloster Ettenheimmünster bestimmte *Baugeschichte* schildert HUBERT KEWITZ, ausführlich und mit allen aktenkundlichen Details. HERMANN BROMMERS Untersuchung über die Bauleute und Künstler am Ettenheimer Kirchenbau schließt hieran sachlich an, mit einigen reizvollen Überschneidungen zu dem Beitrag von Kewitz. Als Frucht jahrelanger Forschungsarbeit in staatlichen, städtischen und kirchlichen Archiven hat BROMMER auch für Ettenheim immenses personengeschichtliches Material zutage gefördert, nicht nur über die beiden Architekten der Stadtpfarrkirche, den bekannten Franz Joseph Salzmann und den heute vergessenen Straßburger Joseph Anton Budinger, deren Rolle beim Kirchenbau er etwas anders als KEWITZ akzentuiert, sondern auch über die — sonst namentlich selten ermittelten — Maurermeister, Zimmerleute und Steinhauer, über die Stukkateure, die Bildhauer und über die Maler Joseph Anton Morath, Johann Pfunner und Franz Joseph Stöber. Mit dem *ikonographischen Programm*, mit den Bildthemen der von Morath, Pfunner und Stöber geschaffenen Deckenbilder und Altarblätter beschäftigt sich der Beitrag von HEINFRIED WISCHERMANN, der sich damit auf einem nicht nur in unserer Region sehr vernachlässigten Feld der Kunstbetrachtung bewegt.

II. *Die Pfarrei*: Die Baugeschichte der alten Ettenheimer Stadtpfarrkirche, die 1638 von den Schweden zerstört worden war, und des 1655 geweihten Nachfolgebaus rekonstruiert HUBERT KEWITZ im Rahmen der *Geschichte der Pfarrei Ettenheim*, über deren wichtigste Stationen er einen Überblick gibt von den frühen, im geschichtlichen Dunkel sich verlierenden Anfängen bis in die ersten Jahre der badischen Zeit (mit einem Abriß über das Spital- und Armenwesen und mit einem Anhang über die Juden in Ettenheim). Die *Geschichte der Pfarreifiliale Ettenheimweiler* von MARTIN WINTERHALTER und die *Liste der Ettenheimer Pfarrer und der Kapläne der Liebfrauenpfründe* von KEWITZ ergänzen die Ausführungen über die Stadtpfarrei, deren Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert aus Kostengründen unerörtert bleiben mußte.

III. *Die Kirchengeschichte Ettenheims und seiner Umgebung*: Zur Kirchengeschichte der Ortenau bringt WOLFGANG MÜLLER eine souveräne, knapp formulierende Zusammenfassung. An diesen wenigen Seiten wird spürbar, welch profunden Kenner die Kirchengeschichtsforschung unseres Raumes mit ihm verloren hat. Über eine kurze, aber nicht unwesentliche Randerscheinung der Reformation, über die Glaubensgemeinschaft der *Wiedertäufer*, berichtet WOLFGANG SCHWAB. Reformatorische Strömungen, die in den Bauernkrieg einmündeten, machten auch dem Kloster Ettenheimmünster zu schaffen (zum Beitrag des Rezensenten über das Kloster Ettenheimmünster im Bauernkrieg ist jetzt die in Band 101 dieser Zeitschrift erschienene Untersuchung über die Beziehungen des Klosters Schuttern zu Freiburg in der Zeit des Bauernkriegs ergänzend hinzuzuziehen). Ein ausführliches Lebensbild Kardinal Rohans, des letzten Bischofs der alten Straßburger Diözese, der im Chor der Ettenheimer Pfarrkirche seine Ruhestätte fand, entwirft JÖRG SIEGER. Der abenteuerlichen Geschichte der aus dem Nachlaß des Kardinals stammenden Ettenheimer Gobelins ist DIETER WEIS nachgegangen. Es ist bedauerlich, daß seine Untersuchung Torso bleiben mußte, weil die großherzoglich-badische Familie, in deren Besitz ein Teil der Stücke gelangt ist, jede Auskunft über den Verbleib der Gobelins verweigert. Der Beitrag von BERND SULZMANN „Quellenbelege zur Orgelbaugeschichte des Ettenheimer Umlandes im 17., 18. und 19. Jahrhundert“ unterstreicht die richtige Entscheidung des Herausgebers, auch in einem Jubiläumsband nicht auf die für die wissenschaftliche Forschung unentbehrlichen Quellenangaben zu verzichten. Hans Schadek

Jean Braun: *Rundgänge durch die Burgen des Elsaß*. S.A.E.P. Ingersheim/Colmar 1983, 80 S., viele Abb., Wegverzeichnisse, Grundrisse.

Ein interessantes, weil solide gemachtes Büchlein ist auch dem Leserkreis der Zs. Schauland anzuzeigen, der eine kurze, brauchbare und über das Niveau von Wanderführern hinausgehende Einführung zu den elsässischen Burgen sucht. Das erfreulicherweise ins Deutsche übersetzte Werk umfaßt in drei Teilen erst eine Einführung in den Gegenstand (S. 3—12), die alles Wissenswerte zum Thema von der Lage der Burgen, Gründe ihrer Erbauung, Funktion und historisch-baugeschichtlicher Entwicklung bis zur Zerstörung und ihrem Verschwinden (bis zum Ersten Weltkrieg) in knapper, aber eindrücklich-vielfältiger Form vermittelt.

Im 2. Teil (S. 13—43) werden 20 Vorschläge zu „Rundfahrten-Besichtigungen“ gemacht, die etwa 100 Burgen berühren und mit Routenskizzen ähnlich wie im ‚Paradies am Oberrhein‘ versehen sind. Man wird diese Skizzen mit der Gesamtkarte des Elsaß auf dem Rückumschlag kombinieren. Die Angaben sind sehr genau, geben die (neuen) Straßennummern, aber auch Punkte in Orten an, von denen man z. B. abbiegen muß, und unterscheiden zwischen Fahr- und Wanderweg. Die Vorschläge unterscheiden zwischen wichtigeren oder unwichtigeren Objekten in erfreulicher Klarheit von Belfort und Morimont/Mörsberg bis Weißenburg und Bitsch.

Der 3. Teil bringt Kurzbeschreibungen der berührten Objekte in alphabetischer Reihenfolge (S. 45—80), wobei ein Blick in die Fachliteratur die Zuverlässigkeit der Angaben bestätigt, von Altschloß bis Woerth 113 Objekte. Auch wenn die Forschung andere Erkenntnisse bringt, bleibt dieser Überblick sehr instruktiv ohne Überbelastung mit Details. Besonders erfreulich, da leider immer noch selten, ist die Beigabe der Grundrisse von 10 wichtigen Burgen, die z. B. bei Hoch-Egisheim und Schoeneck eine sinnvolle Betrachtung erst möglich machen, aber auch Muster für die Entwicklung von der Burg zur Festung (etwa von Girbaden

und Ortenburg bis Landskron) vermitteln. Zahlreiche und schöne Farbfotos, ein Glossar der Fachausdrücke sowie deren Erklärung anhand der Zeichnung einer ‚idealen Burg‘ auf dem Innenumschlag machen das Bändchen zu einer handfesten Einführung, wie sie bisher leider Desiderat war.

Bernhard Knappe

Helmut Bender: *Vom Hochrhein, Hotzenwald und südlichen Schwarzwald.* Schillinger, Freiburg 1980, 234 S., zahlr. Abb. in Schwarzweiß und Farbe.

Man könnte diesen grafisch und editorisch in gewohnter Qualität gemachten Schillinger-Band auch „Was alte Schriften von Hochrhein (etc.) erzählen“ nennen, denn um das Sprechen vergangener Arbeiten zum Süden Badens und Vorderösterreichs geht es dem Autor vor allem. Regierungspräsident Nothelfer im Geleitwort und der Autor rechnen den Band der Mosaik-Reihe des Schillinger-Verlages zu, die eine besondere und begeistert aufgenommene Art der ‚Ortsbeschreibung‘ in die Oberrhein-Literatur eingeführt hat. Während dort aber die ästhetisch hervorragenden Bilder den Text dominieren, ist es in diesem Band ganz umgekehrt. Das Werk entstand aus der Versammlung verschiedener in Heimat- und Tageszeitungen verstreuter Artikel, die „von vornherein in Hinblick auf eine nachmalige in sich geschlossene Publikation konzipiert worden“ (S. 7) waren. Es ist in drei Teile gegliedert: Teil I führt allgemeine Beschreibungen des Raumes (von Sebastian Münsters Kosmographie bis zu einer Zusammenstellung von Sehenswürdigkeiten und Museen der Region) vor, Teil II vermittelt Ausschnitte und Zusammenstellungen aus Führern etc. zu historisch-topografischen Einzelthemen (von Baders Überlegungen zur Namensgebung ‚Klettgau oder Klekgau‘ bis zur ‚Kanonenbahn‘, deren Teilstrecke Blumberg-Weizen z. Zt. wieder von Museumszügen befahren wird, und dem hinteren Wiesental), Teil III vereint in lockerer Folge Darstellungen biografischer Art (von Katharina Basler bis zu Ferdinand Hasenfratz). Dabei verzichtet der Verf. — nach der ‚Mosaik‘-Idee — bewußt auf eine systematische Gesamtdarstellung. Sein Anliegen ist auch nicht Quellenkritik, sondern er will die Quellen selbst zu seinen Zeitgenossen reden lassen. Generell führen die Einzelartikel bibliografisch und zur Allgemeinkenntnis Notwendiges zu den jeweils zitierten Werken auf und lassen dann die Zitate selber folgen. Dabei finden sich auch überraschende Perspektiven — z. B. stellten Merians Städteansichten „geschichtsgewachsene Wohn- und Lebensformmodelle“ (S. 13) dar. In der Zusammenschau seiner Quellen bearbeitet der Autor überwiegend übersichtlich seine Themen — dabei macht den Reiz der Artikel neben den Überleitungen Benders vor allem auch der ‚Originalton‘ seiner Zitate aus. Für den Rez. besteht ein Gewinn der Lektüre besonders im Vergleich der Sprachgestalt historischer und der Reise-Literatur des 19. Jh. mit der entsprechenden Literatursprache unserer Zeit. Unter diesem Aspekt lernt man auch die beigegebenen historischen Abbildungen überwiegend aus dem vorigen Jh. besser zu sehen. Sie stellen mit ca. 131 zu 13 neueren Fotos einen besonderen Wert für den Käufer des Bandes dar.

Der Leser wird neben Bekannterem auch neue Aspekte der Darstellung unseres Raumes finden, beispielsweise zum „Belchismus anno 1888“ und manch anderem Kuriosen oder Beschaulichen. Leider fehlt ein zusammenhängendes Verzeichnis der behandelten Literatur. In einer zweiten Auflage sollte es angesichts der besonderen Eigenart des Bandes als einer Versammlung antiquarischer Texte unbedingt beigelegt werden. Insgesamt wird man das Werk in stilleren Stunden mit Freude, angesichts der in der Neuzeit eingetretenen Veränderungen manchmal auch nicht ohne etwas Wehmut lesen.

Bernhard Knappe

Hermann Rambach: *Vom Wahrheitsgehalt Elztäler Volkssagen.* Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1983, 60 S., 18 Abb.

Der in Band 101 dieser Zeitschrift erschienene Aufsatz von Hermann Rambach ist wegen des großen Interesses, das diese Arbeit sicherlich im Elztäler Raum und darüber hinaus finden wird, von der Waldkircher Verlagsgesellschaft als Sonderdruck herausgegeben worden. Der Text ist also unverändert, die Abbildungen sind jedoch durch einige weitere Bildmotive ergänzt worden.

Hans Schadek

Anton Merkle: *Au im Hexental.* Zur Geschichte des Breisgaudorfes zwischen Schönberg und Schwarzwald. Hrsg. von der Gemeinde Au, Verlag Schillinger, Freiburg 1981. Querformat, 106 S., geb.

Der in Merzhausen lebende Verf. hat vor dem Erscheinen dieses Bandes sich bereits mit Beiträgen und Vorträgen über Au befaßt. Zu einem Zeitpunkt, an dem mehr oder weniger jede geschichtsträchtige Gemeinde nach einer ihr würdigen Publikation trachtet, wollte Au nicht zurückstehen: das Vorgelegte ist mit viel Liebe zur Heimat und zum Detail gearbeitet und in erster Linie für den Laien, für den Einwohner von Au und darüber hinaus für die Heimatfreunde der näheren und weiteren Umgebung abgefaßt. Nach einem einführenden Kapitel über das Hexental folgt Geologisches, Vorgeschichtliches, dann ein Bericht über „Die ersten Herren von Au“, alsdann — gewissermaßen als ein Herzstück — „Um die Heimat Hartmanns von Aue“ (Neues und Eindeutiges konnte hier freilich nicht gesagt werden), alsdann beschäftigt sich Merkle mit dem Geschlecht der Schnewlin und den Herren von der Alten Schönstein sowie mit den Freiherrn von Baden. Das Wappen der Gemeinde Au wird angegangen und beschrieben; ein mehr summarischer Beitrag berichtet „Von Kriegen in früheren Zeiten“ mit Schwerpunkt Bauernkrieg und Dreißigjähriger Krieg bis hin zum Ersten Weltkrieg. Kirche und Friedhof wurden eigene Beiträge gewidmet, Gemeinsamkeiten mit dem benachbarten Merzhausen finden gebührend Erwähnung. Das Gerichtswesen, besonders die Ruggerichte von 1835 und 1844, werden genügend detailliert; aufschlußreich sodann das Kapitel „Um die Einheitsgemeinde Merzhausen und Au“ anno 1977 bzw. 1859. Schließlich werden die öffentlichen Gebäude aus Vergangenheit und Gegenwart vorgestellt, auch die Gasthäuser nicht ausgelassen; es folgen Beschreibungen einzelner Gehöfte, besonders der Burghöfe und der Adlerburg, auch Detaillierung der Wasserläufe und Gewanne. Recht interessant liest sich der Beitrag über das ehemalige Gipswerk und den Industriellen und Mäzen Karl Walterspiel. „Die alte Linde“ und die Auer Vereine durften nicht fehlen; statistische Angaben, Bürgermeister- und Zeittafel beschließen den Band, dessen Bildausstattung gut und mitunter attraktiv ausgewählt und vom Verlag in bewährter Anschaulichkeit eingebracht wurde.

Helmut Bender

Rudolf Morath: *Peter Mayer (1718—1800) — Der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler* — Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, im Auftrag der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg herausgegeben von Hugo Ott, Band 3 — Verlag Karl Alber, Freiburg 1983. 493 Seiten, 8 Farbtafeln, 318 Schwarzweiß-Abbildungen, Register.

In jahrelanger und mühseliger Kleinarbeit trug unser Vereinsmitglied Rudolf Morath Nachweise und Werkbelege zu Biographie und künstlerischem Schaffen des Freiburger Kupferstechers Peter Mayer zusammen, die einen fast vergessenen einheimischen Barockmeister als Künstler und Illustrator wichtiger wissenschaftlicher Publikationen vorstellen und in seiner Bedeutung erst richtig erkennen lassen. Bewundernswert ist dabei die heutzutage nicht

mehr selbstverständlich hohe Beteiligung des Autors an den Herstellungskosten des Buches. Dadurch ermöglichte er erst die lückenlos Abbildung aller festgestellten Arbeiten Peter Mayers (incl. der Farbtafeln). Dem von der Ortschronik Blasiwald und den wertvollen Forschungsarbeiten über den Freiburger Bildhauer Joseph Hörr (18. Jh.) bekannten Schwarzwälder Heimathistoriker verdanken wir nun also erneut eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit, die in ihrer Gründlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Kapitel über Herkunft aus St. Blasien, Besuch der Akademie der bildenden Künste in Wien, den Weg zum Kupferstich, Einbürgerung bei der Universität Freiburg und über verwandtschaftliche Beziehungen (u. a. zum st. blasischen Pater Marquard Herrgott, dem kaiserlichen Rat und Hofhistoriographen in Wien) führen ein in die Wirkungskreise Peter Mayers, die sich mit St. Blasien und Freiburg umschreiben lassen. Was im einzelnen an Porträts, Landkarten, Städte-, Kloster- und Kirchenansichten, Gebäuden, Denkmälern, Münzen, Medaillen, allegorischen Illustrationen, Exlibris, Urkundenwidergaben, Schriftvorlagen oder Zunftbriefen im Peter Mayer-Buch abgebildet werden konnte, ergab eine Fülle von Bilddokumenten zur Geschichte und Geschichtsschreibung, die das Werk Rudolf Moraths zu einer wahren Fundgrube für jeden Heimat- und Kunsthistoriker des Breisgaus werden ließ. Anhang mit genealogischen Tafeln und Register bieten willkommene Hilfe bei der Erschließung des inhaltsreichen Buches. Der Zeichner und Stecher Peter Mayer diente mit seiner Kunst fast ausschließlich der Dokumentation und Illustration. In dieser Hinsicht ist er der führende Barockmeister im vorderösterreichischen Breisgau gewesen. Seine künstlerische Lebensleistung wurde im Sommer 1983 durch die Gedenkausstellung des Freiburger Augustinermuseums gewürdigt, die eine interessante Ergänzung zur großen Historischen Ausstellung in St. Blasien darstellte. Hermann Brommer

J. P. Hebel's alemannische Gedichte. Mit siebenundzwanzig Umrissen. Von JULIUS NISLE. Reprint der Zweitaufgabe von 1840. Mit einem Anhang von ROBERT FEGER „Zu Julius Nisle und seinem Werk“. Freiburg (Kehrer) o. J. (1982?). 100 S., Großformat, geb.

Man wollte damit dem Wunsch vieler Hebelfreunde entgegenkommen, eine frühe (die 2. Auflage; die erste war 1837 erschienen) Ausgabe der „Allemannischen Gedichte“ mit den Nisleschen Umrißzeichnungen wieder präsent zu haben. Antiquarisch sind allenfalls spätere Ausgaben, etwa die der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, einigermaßen greifbar, auch diese freilich rechtschaffen teuer. Der Reprint und insbesondere die Wiedergabe der Illustrationen wurde von LEIF GEIGES besorgt. Wertvoll an diesem herstellerisch properen Reprint das Fegersche Nachwort, mit Gründlichkeit und Kennerschaft abgefaßt (vgl. dazu u. a. von R. FEGER, „Über einige alte und neue Hebel-Illustrationen, in: Schau-ins-Land 78, 1960“). Der Rez. konnte hinsichtlich der Bildreproduktionen nur eine spätere Nislesche Originalausgabe beiziehen, um zu resultieren, daß die Wiedergaben im Bereich des technisch Möglichen durchaus bestehen können. In den Fegerschen Literaturangaben wäre allenfalls noch — einer gewissen Vollständigkeit halber — hinzuzufügen: „ULI DÄSTER, Einige Gedanken zu Hebel-Illustrationen“, in: „Das Markgräflerland“, H. 3/4 von 1976 (dort wie auch bei FEGER wird auf die grundlegende Arbeit von J. DIEFFENBACH, „Hebelillustrationen“ [in: Schau-ins-Land 37 von 1910] hingewiesen). Was die Auflagen der Nisleschen Hebel-Ausgaben angeht, so ist die Situation recht kompliziert und in einigen Fällen sogar widersprüchlich, wenn man entsprechende zeitgenössische Bibliographien beizieht: Feger hat darüber als versierter Kenner berichtet und weitgehend Klarheit, auch für die Fachleute bzw. Sammler, geschaffen. Erfreulich auch seine Auseinandersetzung mit der Umrißzeichnung schlechthin, Parallelen zu John Flaxman werden angegangen, auch über das Leben Nisles kurz berichtet. Hebelbund und Verlag waren gut beraten, diesen Band in vorliegender Form zu publizieren. Er wird manchem Hebelfreund zu Nutzen sein und gewiß auch neue Hebelfreunde gewinnen können. Helmut Bender

Artur J. Hofmann: *Hansjakob und der badische Kulturkampf*. Mit einer Einleitung von WALDEMAR KAMPF. Im Auftrag der Hansjakob-Gesellschaft hrsg. von Prof. Dr. Waldemar Kampf. Freiburg (Gutenbergdruck) 1981. 15 + 101 S., broschiert.

Hansjakob-Jahrbuch '82. Hrsg. von Waldemar Kampf und Max Weber. Kehl (Morstadt) 1982. 126 S., broschiert.

Daß der Volksschriftsteller und auch der Politiker Hansjakob gerade in jüngster Zeit wieder stark beachtet und in vielen Bereichen, nicht zuletzt in der Volkskunde und überhaupt in der Heimat- und Landeskunde, beträchtlich aktiviert wird, ist in jeder Weise erfreulich, ist Ausdruck einer Zeit, die sich auf das Vergangene, insbesondere der letzten 100 Jahre, sowohl dokumentarisch als auch kulturhistorisch zurecht rückbesinnt und wissen möchte, wie es sich damals exakt verhielt und welche Werte uns von den führenden Geistern und originellen Persönlichkeiten überkommen.

In diesem Sinn liest sich die *Kampfsche* Einleitung „Politische Probleme im Werk Heinrich Hansjakobs“ mitsamt ihren kenntnisreich gewählten Zitierungen unbedingt aufschlußreich. Es wird darin dann auch gesagt, daß das von Hofmann hier Vorgelegte „eine vollkommene Neufassung zweier Arbeiten“: einmal „Das politische Wirken des Schriftstellers Heinrich Hansjakob“ (1969) und zum andern „Die Anfänge des politischen Katholizismus in Baden . . .“ (1971). So wird einerseits die Vorgeschichte und die Geschichte des badischen Kulturkampfes unter besonderer Berücksichtigung des Schulaufsichtsgesetzes von 1864 sowie Hansjakobs erster Kontakt mit dem politischen Katholizismus behandelt; andererseits geht es in erster Linie um die Persönlichkeit Hansjakob als Landtagskandidat und -abgeordneter. In einer „Schlußbetrachtung“ setzt sich der Verf. vor allem mit den *Rijswijckschen* Thesen (scharfe Kritik am Politiker Hansjakob) fruchtbar auseinander. Hansjakob, der streitbare geistliche Herr und Schriftsteller, ist demzufolge kein politischer Versager, wohl aber ein schwieriger Individualist, eben nicht der Typ des „zuwartenden, geduldigen, ausdauernden Politikers“ — immerhin aber werden ihm prinzipielle Verdienste eingeräumt: Person und Ansehen in schwerer Zeit nach besten Kräften der katholischen Sache und damit auch dem staatspolitischen Aufbau zur Verfügung gestellt zu haben. Unbedingt verdienstvoll gibt sich in dieser Neuerscheinung die sachliche Darstellung der bekanntlich heftigen Querelen zwischen Regierungliberalismus und „Ultramontanismus“; der Demokrat Hansjakob findet zurecht genügend Beachtung und tolerante Wertung. Anmerkungen, Quellenangaben und Literatur sind präzise gearbeitet und führen jeden Interessierten mühelos und keinesfalls ver- einseitigend weiter.

Die äußere Aufmachung des nunmehr in anderem Verlag erschienenen Hansjakob-Jahrbuches gibt sich schlicht-sachlich und modern, sie erinnert an eine wissenschaftliche Zeitschrift (und würde Hansjakob wohl — vom Äußern her — nicht unbedingt gefallen haben). Es ist dies jedoch eine Möglichkeit, und die Chance, diese Publikation auch im Buchhandel zu vertreiben, ist damit wahrscheinlich größer geworden. Vorangestellt hat Kampf (der Mithrsg. MAX WEBER, langjähriger Präsident der Gesellschaft, ist leider jüngst verstorben) „Einige Gedanken zum neuen Jahrbuch“, worin es vorzugsweise um eine grundsätzliche Interpretierung des Ganzen geht. Als Hauptstück ist der groß angelegte und ansprechend bebilderte Aufsatz von MECHTHILD RÖSSLER (Studienrätin in Heidenheim an der Brenz) zu werten: eine kenntnisreiche Darstellung, mehr als bloßes „Environs“. Diese Studie stellt auch unter Beweis, welch reichhaltige kulturgeschichtliche Substanz im Hansjakobschen Oeuvre vorhanden ist. Gewissermaßen in werkinterpretierender Ergänzung hierzu des Rez. Beitrag „Hansjakob reflektiert über seine Schriftstellerei“ — er verachtet sie und ist ihr doch untertan, kann ohne sie nicht leben und hat auch einen geheimen Stolz darauf. — Hofstetten, dem Hansjakobschen „Paradies“ und dem Ort seiner Grabkapelle, widmet MAN-

FRED HILDENBRAND (Realschulkonrektor in Haslach, wohnhaft in Hofstetten) eine eingehende Betrachtung. Interessant auch WALTRAUD REMISCHS (im Schuldienst in Bremerhaven) versuchter Nachvollzug einer Hansjakobreise (aus dessen Band „Letzte Fahrten“ — dazu der Wiederabdruck entsprechender Hansjakobscher Texte „Mein Aufenthalt im Benediktiner-Kloster Kremsmünster“). Mehr polemisch schließlich KAMPFS Anregungen zu Hansjakob und die Demokratie — es ist anzunehmen, daß der Violdiskutierte daran regen Anteil genommen hätte. — Alles in allem leistet so das neue Hansjakob-Jahrbuch der Sache Hansjakob und überhaupt den zuständigen Disziplinen wertvolle Dienste. Helmut Bender

Karl Kurrus: *Vu Gott un dr Welt.* Alemannische Gedichte in Kaiserstühler Mundart. Mit einer Einführung von Raymond Matzen und Zeichnungen von Jürgen Bogun. Kehl (Morsstadt) 1981. 222 S., Ganzleinenbd.

Schon seit vielen Jahren schrieb der 1911 in Eendingen am Kaiserstuhl Geborene Gedichte, doch erst seit den 70er Jahren verlegte er sich auf Mundartgedichte, spezifisch aufs Mittelalemannische, aufs Kaiserstühlerische, auf den Dialekt, mit dem er aufgewachsen ist. Bislang hat die „Kaiserstühler Mundart“ im Hinblick aufs Lyrische noch keine allzu große und breite Aussagen, geschweige denn Höhepunkte gehabt, und so ist es doch recht erfreulich, daß Kurrus seine Verse ernst nimmt und in der Renaissance der Mundartdichtung und „Muottersproch“ dies un das und eigentlich stattlich viel und imponierend Detailliertes zu sagen weiß und zu sagen hat. Daß heimatliche Akkorde im Vordergrund stehen, versteht sich von selbst, 1977 wurde er mit der Hebel-Gedenkplakette ausgezeichnet, und seitdem, aber auch bereits zuvor ist er zu einem Streiter und Vorreiter der alemannischen Mundart landauf, landab geworden. Besonders hat er sich in diesem Zusammenhang um die Würdigung der Mundartdichtung in den Schulen bemüht. Die rechte Tradition ist ihm alles. Mühelos weisen die Hauptüberschriften der einzelnen Gedichtzusammenfassungen seine Themen auf: „Vum Wunder Natur / Unsri Heimet / Schwätze, schriibe oder schwiige? / S Lebe dur / D Fraid im Lebe / Muat fir d Wohret / Bsinnlig uf dr Suachi / In s Herrgotts Nechi“. Gewandt und mitunter durchaus modern lesen sich seine Verse — freilich nur für den, der das Alemannische sozusagen von Haus aus versteht: „D Zit bring t des, wu mir drüs mache!“

Verdienstvoll der hintenan gesetzte Exkurs über „Die Kaiserstühler Mundart“ mit der beigegebenen Sprachkarte. Das violdiskutierte Problem der „Umschreibung“ der Mundart - alemannisch ausgedrückt „Über die ‚Schriibwiis‘ . . .“ wird detailliert in einem besonderen Absatz angegangen, dem ausführliche Lauttabellen sowie ein Glossar des Gros der Mundartworte folgen. Der Hrsg. der Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung“, der in Straßburg geborene Professor MATZEN (Leiter des dialektologischen Instituts der Universität Straßburg), hat sich im vorgelegten Band vielseitig engagiert, er berichtet auch über die Vita des Zeichners JÜRGEN BOGUN, eines gebürtigen ostpreußischen Graphikers, der seit 1952 im Breisgau ein neues Zuhause fand. Nach dem Erfolg des ersten Bandes der Reihe, GERHARD JUNGS „Loset, wie wär’s? Gedichte und Prosa in Wiesentäler Mundart“, steht zu hoffen, daß auch Kurrus seine Leser und Liebhaber findet. Das größtenteils Originelle seiner Diktion hat etliches Beachten und Aufsehen verdient, und das Ansehen der „Muottersproch“-Gesellschaft gibt durchaus Gewähr dafür. Es kann nicht immer Hebel und muß nicht immer Burte sein. Helmut Bender

Sammelbesprechung

Die Badische Revolution 1848—1849. Auszüge aus „Die deutsche Revolution 1848—49“ von HANS BLUM. Ausgewählt und mit einem Nachwort von HELMUT BENDER. Mit zeitgenössischen Illustrationen und Faksimiles. (= Badische Reihe, Bd. 5) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1981. 149 S.

Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. Von ANSELM VON FEUERBACH. Neu herausgegeben und mit einer Einführung von HELMUT BENDER. Mit zeitgenössischen Abbildungen. (=Badische Reihe, Bd. 6) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1981. 122 S.

Über den Schwarzwald. Geographische, topographische, statistische, geognostische und naturhistorische Notizen sowie Angaben über die Holzarten im Schwarzwald, Beschreibung des Wildstandes, der Viehweiden, Insekten, Flößereien und einige Reisebeschreibungen aus dem Jahre 1817 von CARL FRIEDRICH VON SPONECK. Ausgewählt und mit einem Nachwort von HELMUT BENDER. Mit malerischen Darstellungen des alten Schwarzwaldhauses von RICHARD SCHILLING. (= Badische Reihe, Bd. 7) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982. 152 S.

Vor den Kulissen. Geschichtliche und besinnliche Erzählungen von ERICH ROTH. Mit Zeichnungen von EMIL SCHNEIDER. (= Badische Reihe, Bd. 8) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982. 126 S.

Emil Gött, Selbstgespräch. Aphorismen. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Emil-Gött-Gesellschaft von VOLKER SCHUPP und REINHARD PIETSCH. Mit einem Nachwort von HANS KILIAN. (= Badische Reihe, Bd. 9) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982. 96 S.

Der unbekannte Scheffel. Säckinger Episteln — Aus dem Hauensteiner Schwarzwald — Epistel aus Donaueschingen. Mit Geleitwort und Biographie von FRIEDRICH BENTMANN und einem Nachwort von HELMUT BENDER. Mit zeitgenössischen Illustrationen und Zeichnungen von JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL. (= Badische Reihe, Bd. 10) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1982. 121 S.

„Badisches“. Ein landesgeschichtliches Mosaik. Historische, literarische und biographische Beiträge von HELMUT BENDER. Mit achtzehn zeitgenössischen Abbildungen. (= Badische Reihe, Bd. 11) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1983. 211 S.

Carl Schurz, Flucht aus der Festung Rastatt. Erinnerungen an die Badische Revolution. Mit einer Einführung von HELMUT BENDER und zeitgenössischen Abbildungen. (= Badische Reihe, Bd. 12) Waldkircher Verlagsgesellschaft 1983. 109 S.

Auf ein Dutzend Bände hat es die seit 1980 erscheinende „Badische Reihe“ mittlerweile gebracht, deren Intention und erste vier Bände wir im 99. Jahreshft (1980) dieser Zeitschrift besprochen haben. Mißt man die programmatischen Worte des Herausgebers an den editorischen Resultaten der nunmehr drei Jahre bestehenden landeskundlichen Reihe, so darf ihm wie auch dem Verlag attestiert werden, seinerzeit nicht zuviel versprochen zu haben, als man

handliche, typographisch ansprechende Badenia-Bändchen ankündigte, die belletristischen, landesgeschichtlichen, kulturhistorischen, geographischen, volkskundlichen und biographischen Themen gelten sollten.

Die acht hier anzuzeigenden Bände decken dieses intendierte Spektrum umfassend ab. Der Bogen spannt sich dabei zeitlich von den Rhein-Kriegen Ludwigs XIV. (Turenne-Beitrag in H. Benders badischem Mosaik) bis zum Freistaat Baden zur Zeit der Weimarer Republik.

Belletristisches wird in den Bänden 8, 9 und 10 präsentiert. Die „geschichtlichen und besinnlichen Erzählungen“ Erich Roths stellen eine Originalausgabe innerhalb der Reihe dar und bilden ein nordbadisches Gegenstück zu Band 3, den 1980 von H. Bender vorgelegten „Geschichten und Erinnerungen aus . . . Schwarzwald, Breisgau, Markgräflerland und Ortenau“. — Die Zusammenarbeit mit der Emil-Gött-Gesellschaft vom Freiburger Germanisten (und derzeitigen Rektor der Universität) Volker Schupp und R. Pietsch edierte Aphorismen-Sammlung „Selbstgespräch“ des „Dichters, Denkers und Bauern Emil Gött“ (so der Freiburger Arzt und Schriftsteller H. Killian in seinem Nachwort) erfüllt alle Ansprüche einer wissenschaftlich-kritischen Edition und ist geeignet, einer überfälligen Wiederentdeckung Göttts den Weg zu bereiten. — Dem unbekanntem Scheffel, dem Autor geistvoller Episteln aus Säckingen, dem Hauensteiner Schwarzwald und Donaueschingen ist Band 10 der Reihe gewidmet. Er stellt mit einigen Veränderungen eine Neuauflage der im Scheffeljahr 1976 von der Karlsruher Literarischen Gesellschaft herausgegebenen 51. Jahresgabe des Scheffelbundes dar. In ihr kann man den Autor des „Trompeters“ und des „Ekkehard“ als Reiseschriftsteller kennen und schätzen lernen, den der Herausgeber F. Bentmann zu Recht in die Nähe Heinrich Heines rückt.

Dem gesamten Schwarzwald (und damit die badischen Landesgrenzen überschreitend) gilt die Auswahlausgabe aus der 1817 erstmals erschienenen Schrift des Heidelberger Forstwissenschaftlers C. F. v. Sponeck (1762—1827). H. Bender würdigt in seinem kenntnisreichen Nachwort Leben und Werk dieses über die engen forstwissenschaftlichen Fachgrenzen hinaus wirksamen Autors. — Kaspar Hauser, dem ‚aenigma sui temporis‘, der auch uns Heutigen noch rätselhaft geblieben ist, widmete 1832, ein Jahr vor Hausers Tod, der Jurist Paul Johann Anselm von Feuerbach eine faktenreiche, glänzend geschriebene Denkschrift, die nun ungekürzt, mit Einführung, zeitgenössischen Abbildungen des (und von der Hand des) „Findelkinds Europas“, sowie einer Stammtafel der Großherzöge von Baden versehen, wieder vorliegt. (In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß im 72. Jahrgang 1954 dieser Zeitschrift J. Holler die Regulierung des Nachlasses des Majors [und vermeintlichen K.-Hauser-Mörders] Heinrich von Hennenhofer in Freiburg im Jahre 1850 beschrieben hat.) — Die Bände 5 bis 12 der Reihe haben die Badische Revolution 1848/49 zum Thema. Auf Anregung des Verlegers Eugen Diederichs stellte 1898 zum 50jährigen Jubiläum der Revolution Hans Blum, der Sohn des 1848 in Wien als Delegierter der deutschen Revolutionäre kriegsrechtlich erschossenen Robert Blum, ein umfangreiches, reichhaltig illustriertes Erinnerungswerk „Die deutsche Revolution 1848—49“ zusammen. Der als Jurist, Reichstagsmitglied, Publizist und Historiker tätige Hans Blum lebte seit 1887 bis zu seinem Tode 1910 als freier Schriftsteller in Rheinfelden/Schweiz. Seine besonders kenntnisreiche Schilderung der badischen Ereignisse der Jahre 1848/49 waren für H. Bender Anlaß, diese einschlägigen Kapitel aus dem Gesamtwerk herauszulösen und, mit chronologisch an der jeweiligen Thematik orientiertem Bildmaterial versehen, als eigenen Band vorzulegen.

Als Ergänzung zu Blums Werk versteht sich der jüngste der bislang vorliegenden Bände der „Badischen Reihe“. Er ist Carl Schurz (1829—1906) gewidmet, der als einmalige politische Naturbegabung zweifellos zu den Großen der 48/49er Revolution gehört. Seine Flucht aus der Rastatter Festung wie seine geradezu todesmutige Befreiung seines väterlichen Freundes Gottfried Kinkel haben ihn berühmt gemacht. Später war er nordamerikanischer Innen-

minister. Sein Andenken wurde in Amerika zeitweilig höher gehalten als in seiner Heimat. Gerade die Badener sind ihm verpflichtet. Seine Flucht aus der Festung Rastatt liest sich auch heute noch so spannend und erlebnisnah, daß wir unwillkürlich in das revolutionäre Geschehen jener Jahre mit einbezogen werden. Mit der hier vorliegenden Teilausgabe der „Erinnerungen“ sowie dem detaillierten Überblick „Leben und Wirken von Carl Schurz“, den H. Bender dem Band vorangestellt hat, wird in vorzüglicher Weise der 1970 unter ausdrücklicher Berufung auf den badischen Aufstand von 1849 vom damaligen Bundespräsidenten Heinemann erhobenen Forderung entsprochen, „nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann“.

Etliche der Themen in den besprochenen Bänden bilden auch die Mosaiksteine in dem bislang umfangreichsten Band der Reihe. Die unter dem knappen Titel „Badisches“ veröffentlichten 16 historischen, literarischen und biographischen Beiträge möchte ihr Autor als ein Kapitel zum Badischen schlechthin verstanden wissen. Mit der in allen Bänden zu beobachtenden Sorgfalt in der Ausstattung mit Abbildungen ist auch hier jedem Aufsatz eine handlungs- oder ortsbezogene zeitgenössische Illustration vorangestellt. Die Texte haben den gesamtbadischen Raum zum Hintergrund, wobei Bühl, Bruchsal, Emmendingen, Freiburg, Haslach i. K., Heidelberg, Hochsal, Karlsruhe, Konstanz, Lahr, Mannheim, Offenburg, Pforzheim, Rastatt, Sasbach/Bühl, Schwarzach, Seelbach und Triberg Schwerpunkte bilden. Der dem bundesdeutschen Politiker, badischen Historiker und mehrfachen Beiträger zu dieser Zeitschrift, Hermann Kopf, gewidmete Band bildet, wie Regierungspräsident Notthelfer in seinem Geleitwort feststellt, „eine wohlausgewogene Darstellung des Badischen“.

Klauspeter Wilke

	Nonas h̄ dies xxx luna xxx	fol CC
Nonas	Sanctitas om̄i sc̄o: Clari m̄ns	CCi
iiii	Comemoratio aia: Eustachii et sonor a' n̄r:	CCii
iii		
ii		
Nonas	Leonhardi cōfessor̄ coprom̄ p̄ncipal' s. wolfgangi h̄ altar'	
viii		
vii		
vi		CCii
v	Theodou m̄ns	
iiii		
iii	Martini ep̄i · Mame m̄ns	
ii	Eustachii abbatis oprom̄ h̄ud altaris	
Idus	Inchi cōfessor̄	Illo die Anno d̄ni milleimo aungentesid vnderio Obijt felicit̄e diem h̄o: nesto et p̄uido vi: Perco Spuig fundat̄e h̄ug abatis et p̄bende s̄i Wolfgangi: Cuius aia requiescat in pace. A
xviii	Dionis	CCiii
xvii		
xvi	Dionisi altaris	
xv		
xiiii		
xiii	Elizabeth vidue	
xii		
xi	P̄ncipal' b. virḡis · Marti Colitani abbis	CCiiii
x	Cecilie virḡis et m̄ns	
ix	Stantis ip̄e et m̄ns · felicitatis m̄ns	
viii	Enlogoni m̄ns.	CCv
vii	Katherine virḡis m̄ns. coprom̄ h̄ altar'	
vi	Conradi ep̄i cōstantiā · Iuni ip̄e m̄ns	CCvi
v		
iiii		
iii	Saturnini. Casāns. Dani n̄m̄ · Vigilia	
ii	Andree apli.	CCvii

Rückumschlag innen und außen:
Kalendarium vor 1511 aus Freiburg
STAF M 53

KL

Ciclo
lune

December hic dies xxxi luna xxx

xviii	f	decem
xvii	g	non
xvi	a	oct
xv	b	sept
xiiii	c	sex
xiii	d	quint
xii	e	quart
xi	f	tert
x	g	idus
ix	a	non
viii	b	oct
vii	c	sept
vi	d	sex
v	e	quint
iiii	f	quart
iii	g	tert
ii	a	idus
i	b	non

Barbare uirginis marie

fol. Cl.

Nicolai epi

Conceptione marie

Ch

Joachim patris marie et confessor

Damasci ppe

Lucie uirginis et marie Dulce uirginis Iudoc confessor
Januarii

Vigilia

Thome apli

Chij

Vigilia

Inuentus domini nostri ihesu christi

viii

Stephani protomartyris

ix

Johannis apli et euangeliste

x

Innocentii

xvi

Thome archiepi marie

xvii

Siluestri ppe